Allgemeine

deutsche

Volksbibliothek

zur

Belehrung und Bildung

von

Philipp Körber.

Verfasser der Jugendbibliothek und des Pantheons.

Erster Band.

I. Abtheilung.

Faet

der Safranhändler.

Mit einem Stahlstich.

Nürnberg, 1850.
Verlag von J. L. Lotzbeck.

Seite 26.



Der Gast im Trauerhause.

Faet

der

Safranhändler.

Volksschrift

von

Philipp Körber.

Mit einem Stahlstich.

Nürnberg.

Verlag von J. L. Lotzbeck.

Der Kannesen-Hof.

Eine der merkwürdigsten und wahrlich auch der schönsten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes ist die sogenannte „*fränkische Schweiz*“, oder, wie man in Franken selbst lieber sagt, die *Gegend von Muggendorf*. Für diejenigen, welche diese reizende Landschaft nicht selbst gesehen haben, aber so viele geographische Kenntnisse besitzen, um zu wissen, daß der höchste Gipfel im fränkischen Gebirg (Fichtelgebirg) in den Alpen nur ein Vorberg genannt werden würde, möge in gedrängter Kürze folgende Beschreibung hier Platz finden.

Unter dem Namen „fränkische Schweiz“ denke man sich kein Hochgebirg, sondern Reihen niedriger Berge, die meist aus dem interessanten Höhlenkalk gebildet sind, tief und jäh eingerissene Thäler mit so kühnen Wänden, daß sie oft furchtbar wild aussehen und Schauder erregen; einen überraschenden Quellenreichthum in den Thälern; auf dem Rücken aber dürre Hochflächen; in den Thälern klare Bäche und fette Wiesen, an den Abhängen der Thäler schöne Nadel- und Laubwaldungen, auf den Hochflächen und sonnigen Bergrücken Getreide, reicher Obstbau. Von den Spitzen der

Hügel grüßen aus grauer Vorzeit zahlreiche, mitunter wohlerhaltene Ruinen von den Burgen der Raubritter herab und wecken dadurch Erinnerungen an eine Vergangenheit, so eigenthümlich, so poetisch und doch so wild und rauh, und das Innere der schön geformten Berge zeigt uns jene zahlreichen Höhlen und Schründe der Erde, in denen die Urwelt ihre Reste abgelagert hat, ihre an uns gestellten Fragen und Räthsel, vor denen der menschliche Geist staunend still steht und bewundernd verstummt.

Diese schöne Gegend besitzt also im Kleinen alle Merkwürdigkeiten und erhabenen Schönheiten der Alpennatur, welche die Schweiz im Großen darbietet. Alle kühnen Formen der Joche und Hörner der Alpen, alle wilden Reize der kühn eingeschnittenen Thäler und Schründe, alle grotesken Formen drohend aufeinander gelagerter oder überhängender ungeheurer Felsmassen, aller Schmuck klarer Flüsse, Bäche und Quellen, gemildert und eingerahmt von der lieblichsten und saftstrotzendsten Vegetation, die sich hinrankt und entkeimt, wo nur der Felsgrat ein ärmliches Restchen Erde topfartig umschließt und festhält — alles dieses hat hier die Natur überraschend schön, lieblich und treu im Kleinen wiedergegeben. Wer auch je dieses Paradies durchwanderte, um hier Erholung zu suchen und die Reize der Natur zu genießen, der kehrte gewiß mit Empfindungen der Rührung und des

Dankes gegen den Schöpfer heim und mit dem unauslöschlichen Eindruck, den die Schönheit der Natur in dem Herzen jedes gefühlvollen und für ihre Pracht empfänglichen Menschen zurückläßt.

Der Strom von Besuchern, die aus allen Gegenden der Welt kommen, um diese reizende Landschaft zu durchwandern, nimmt von Jahr zu Jahr zu, und schon beginnen die Bewohner dieser Landschaft ihre schlichte Einfalt und Treuherzigkeit abzulegen und überlassen sich den Einflüssen, welche der sehr häufige Umgang mit Gebildeten und Verbildeten auf den schlichten Landmann auszuüben pflegt.

Nur auf den höchsten Graten des Gebirgs, wo die Wasserarmuth Unfruchtbarkeit erzeugt, steht der Landmann noch auf jener Stufe der Einfalt und schlichter Redlichkeit, durch welche früher auch die Bewohner der gesegneten Thäler uns so sehr anzogen und so liebenswürdig erschienen. Hier reift das Getreide kümmerlich in den einer Steinwüste gleichenden Feldern, wo man „das Korn wachsen hören kann", wie der Bauer mit Recht sagt. Hier fließt die Quelle nur im Winter; die Sommerhitze trocknet sie aus. Dann trinkt der arme Landmann das Wasser, welches vom Regen in der Pfütze sich angesammelt hat und in welchem mit eintretender Abenddämmerung die Unke ihre düstern Laute vernehmen läßt. Versiechen aber auch diese Wasserbehälter bei anhaltender Dürre,

dann ist der Bauer genöthigt, in Fässern oft drei Stunden weit aus den feuchten Thälern mühsam das Wasser zu holen. Die Felswände der wasserscheidenden Berge umrankt der stachlichte Wachholderstrauch; an feuchten Stellen wächst noch der Ahorn, die Buche und die Ulme; in den Feldern, wo die Steine die Feuchtigkeit des Bodens erhalten, steht das Getreide dünn, aber es gedeiht vortrefflich und zur Vollkommenheit des Geschmacks wächst unter scheinbar so ungünstigen Umständen hier die Kartoffel.

Selten verirrt sich ein Fremder zu diesem armen, aber biedern Gebirgsvölkchen; selten steigen die Bergbewohner herab in die große Frankenstadt, oder in andere fränkische Städte. Seltener noch kehrt der Jüngling, oder die Jungfrau, die ihre arme Heimath verlassen, um „in der Stadt ihr Brod zu suchen", wieder heim in ihre Berge; denn fast alle finden durch ihre Redlichkeit, ihren Fleiß und ihre übrigen empfehlenswerthen Eigenschaften nicht nur ihren Erwerb in den Städten, sondern meist auch eine glückliche Unterkunft.

Wer mit Fleiß und Ausdauer Redlichkeit verbindet; wen die Noth dazu treibt, unternehmend zu sein und sich nach allen Seiten hin vorzusehen, damit das Gebäude, welches man sich errichten muß, nicht vom nächsten Sturme oder Unfall gestürzt oder untergraben werde; wen das Glück noch dazu begünstigt; der hat zwar einen schweren

Anfang, aber, ist dieser einmal wohl gemacht, dann ist der Fortgang leicht und das Ende fast immer bescheidenen Erwartungen entsprechend. Dieser Satz läßt sich fast allgemein auf die Bewohner unserer fränkischen Schweiz anwenden, welche in den größeren fränkischen Städten ihr Glück zu machen suchen, und so wollen wir denn nach dieser Einleitung die Geschichte eines Mannes hier erzählen, der durch seine merkwürdigen Schicksale und Erfahrungen, durch seine Ausdauer, seinen Fleiß und seine Redlichkeit nicht minder, als durch seine geschickte Benützung aller sich darbietenden Gelegenheiten zum rechtlichen Erwerb und durch seine bürgerlichen Tugenden unsere Theilnahme erregt und unsere Hochachtung sich erwirbt.

Hoch auf der dürren Wasserscheide des Gebirgs liegt das Städtchen Betzenstein, umgeben von nackten Felsbergen. Auf einem jähen Felsen steht eine Ruine, in einem Häuschen, das mitten in den Trümmern steht, wohnt der Feuerwächter. Eine schöne Kirche, wenige alterthümliche Häuser, kleine Hütten von der Stadtmauer eingefaßt und ein 64 Klafter tiefer Brunnen, aus welchem in zweieimerigen Schöpfern vermittelst eines großen Tretrades das köstliche Wasser gehoben wird, sind die größten Merkwürdigkeiten des Städtchens. Einige nahe gelegene, von hohen Felsbergen versteckte Dörfer, Weiler und Hütten sind in das Städtchen eingepfarrt, unter

diesen das Dorf Stierberg. Dieses liegt in einem schauerlichen von hohen Felsbergen umgebenen Thale, in dem es sich amphitheatralisch am Fuße eines Berges hinaufzieht.

Vor ungefähr siebenzig Jahren lebte in diesem Dorf ein Landmann, Namens Georg Thummet. Unter diesem seinem Familiennamen hätte ihn jedoch kaum Jemand in seinem Dorfe erfragen können, denn sein Hof hieß, nach uralter Sitte den Namen des Gründers „Kannes“ tragend, der „Kannesen-Hof“, und der erwähnte Besitzer bei allen Stierbergern kurzweg der „Kannesen Görge.“ Dieser Bauer hatte fünf Söhne und drei Töchter. Der jüngste von seinen Söhnen hieß Leonhard und er ist es, von dem wir in diesen Blättern erzählen wollen.

Ehe wir den Helden unserer Geschichte auftreten lassen, wollen wir einen Blick in sein väterliches Haus werfen, um die Umgebungen kennen zu lernen, in denen Leonhard aufwuchs, und welche die ersten und durchgreifendsten Einflüsse auf seine körperliche und geistige Entwickelung ausgeübt haben.

Der „Kannesenhof“ liegt an dem grasreichen Abhang des Berges, unmittelbar an der nach Bezenstein führenden Strasse. Das Wohnhaus war einstöckig, hatte ein Strohdach und nur eine Stube, in der das große mit kattunenen Vorhängen umgebene beh mmelte Ehebett der Aeltern stand. In einer Ecke auf und unterhalb der sich um alle

Wände hinziehenden Bank waren die Schlafstellen der Söhne, wo täglich Stroh hingebreitet wurde. Die Töchter schliefen im Stalle bei den Kühen und Ziegen.

Unmittelbar von der Stube aus durch eine Thüre gelangte man an diesen Ort. Hier standen vier Kühe, fünf Ziegen. Oben war ein abgetheilter Raum unter dem Dache für zwanzig Hühner. Hinter dem Hause stand die Scheune. Im Hofe war eine große Dungstätte. Im Zimmer stand vor dem Ofen der große Tisch und einige Stühle. In der Ecke zwischen der Stallthüre und dem Ofen war der Großvaterstuhl zu sehen. Ein großer Wandschrank enthielt die werthvollsten Besitzthümer, zu denen der Vater eine mächtige Bibel mit massivem Messingbeschläg auf dem schweinsledernen Einbande und ein eben so umfangreiches Predigtbuch zählte. Auf einem Rahmen hingen Krüge, lehnten Teller und dergleichen Geschirre. Eine verrostete Partisane und viele zum Ackergeräth gehörende Werkzeuge vollendeten das treue Bild einer fränkischen Bauernstube.

Die Scheune hatte eine Art von Vordach. Dort standen der Pflug, die Egge, der Fuhrwagen, ein paar Schiebekarren, ein Schleifstein und eine Schnitzbank, ein auf dem Gebirg unentbehrliches Werkzeug. An die Scheune war der Schweinestall angebaut. Der älteste Sohn des Kannesenbauern diente als Kuirassier in der preußischen Armee, für

welche er ausgehoben worden war; drei Söhne hatten sich als Knechte in benachbarten Orten verdungen; die beiden Töchter halfen dem Vater und der Mutter in der Feld- und Hauswirthschaft und der Held unserer Geschichte hatte die seinem Alter angemessene Obliegenheit, das Vieh während des Tages zu hüten, wenn er nicht zur Schule ging.

Nach ländlicher Sitte wurde aber in Betzenstein während des Sommers nur Vormittags von 6 bis 9 Uhr Schule gehalten.

Leonhard hatte also viele Zeit zur Unterstützung seiner Aeltern übrig und er bemühte sich, ihnen nach Kräften nützlich zu sein.

Das merkwürdige 1783te Jahr stieg herauf mit seinen Hoffnungen, zu denen das schöne Frühjahr berechtigte. Alles wuchs kraftvoll heran; Wiesen und Matten grünten, das Getreide schoß hoch empor und schon zeigten sich die Aehren. Allein plötzlich änderte sich die Witterung; die Sonne brannte vom wolkenlosen Himmel mit unerträglicher Gluth herab und binnen wenigen dürren Wochen war alle Aussicht auf eine ergiebige Ernte vernichtet. Mit banger Ahnung sahen die Landleute die frühgelben wogenden Aehren, wie sie so leicht und aufgerichtet vom Winde hin und her bewegt wurden, und als nun endlich geschnitten war, als der erste Schober vom besten Felde gedroschen wurde, erkannte man, daß wohl ein Säen, aber kein Ernten sein würde, denn das Getreide

enthielt kaum den achten Theil einer mäßigen Ernte. Da erschracken die Gebirgsbewohner. Ein langer Krieg hatte die Vorräthe geraubt; man ging einem harten Winter entgegen und die Mittel, sich bis zum kommenden Jahre zu ernähren, waren nicht von der Vorsehung geschenkt worden.

Eine glückliche Wendung der Witterung gewährte zwar durch eine reiche Krummeternte und durch üppigen Rübenbau Futter für das Vieh, welches bis Anfang des Novembers im Freien reiche Nahrung fand, aber die Menschen hatten nichts.

Einer von den unglücklichsten war Kannesen-Görge. Seine Grundstücke lagen alle auf Stellen, die dem Sonnenbrande besonders ausgesetzt waren, und somit hatte er fast nichts gebaut. Seine starke Familie, dann schweres Hauskreuz und die theuren Einquartierungen in den vorübergegangenen Kriegsjahren hatten im nachtheiligsten Zusammenwirken sein Vermögen zerrüttet. Auf seinem Hofe lastete ein schweres Kapital, für welches er die theuren Interessen selbst in guten Zeiten kaum zu erschwingen im Stande gewesen war, und so blieb ihm nichts, als die trostlose Aussicht in eine sorgenschwere Zukunft.

Eines Sonntags Morgens saß nach verrichtetem Frühgebet die aus fünf Gliedern bestehende Familie um die Schüssel mit Milchsuppe herum, und Jedes sättigte sich still an der festlichen Kost. Als das Frühstück beendet war, sagte der Vater:

„Das bischen Korn, welches wir gebaut haben, wird nicht viel weiter langen, als zum Besäen der Felder. Unsere Kartoffeln reichen nicht hin, um den Winter hindurch davon zu leben, und so bleibt uns nichts übrig, als ein paar Stücke Vieh zu verkaufen."

Die Mutter hörte diese Erklärung wehmüthig an, und ein paar Thränen rannen ihr über die gefurchten Wangen. Doch entgegnete sie dem Vater kein Wort. Dieser schwieg eine Weile; dann fuhr er fort:

„Ich werde nach der Kirche zum Metzger in Betzenstein gehen und ihm sagen, daß ich bis Martini ein paar Schweine verkaufe."

„Schweine? Welche? fragte die Mutter mit neuer Bestürzung.

„Unsere Schweine," bestätigte der Vater; „bis Martini sind sie wacker fett, und ich kann sie nicht länger ernähren."

„Du lieber Gott!" klagte die Frau erschrocken; „was essen wir denn im Winter und Frühjahr, wenn du die Schweine verkaufst?"

„Kartoffeln — wenn sie so weit ausreichen;" war die trostlose Antwort.

„Und Kühe willst du auch verkaufen?"

„Ich muß wohl, wenn ich anders meine Zinsen entrichten will;" sagte der Bauer entschlossen und ruhig.

„Dann sind wir arme Leute;“ rief die Frau unter strömenden Thränen.

„Wenn Gott nicht hilft — ja!“ sagte der Bauer mit wankender Stimme, setzte dann den Hut auf, nahm den langen knotigen Stock zur Hand und begab sich auf den Weg nach der Kirche. Ihm folgte Leonhard, das Gesangbuch unter dem linken Arme.

Es war noch so früh, daß sich Niemand im Dorfe auf den Weg gemacht hatte. Die Morgensonne glänzte auf den farbigen Blättern der Gebüsche und auf jedem Gräschen funkelte ein heller Thautropfen. In der warmen Luft flogen die feinen Gewebe der Erdspinnen herum, und die Nebelstreifen ruhten duftig auf den benetzten Matten. Still schritt der Bauer voran; still rann Thräne auf Thräne über sein gefurchtes Angesicht, dem der Stempel der Redlichkeit so deutlich aufgedrückt war; aber keine Klage, kein Seufzer rang sich aus seiner Brust. Von Jugend an durch ein hartes Schicksal gestählt, hatte er gelernt, den Kummer still und ohne Murren zu tragen. Aber verhaltenes Weh drückt doppelt schwer.

Das Streurechen. Der Krüppel.

Die Schweine hatte der Metzger geholt; eine Kuh war in den Stall des Betzensteiner Amtmanns

gewandert, und Görge hatte seine Schulden getilgt. Noch standen im Stalle drei Kühe und fünf Ziegen und die Bewohner des Kannesenhofes begannen wieder aufzuathmen. Es war ja noch nicht alles verloren. Muthig sah man dem Winter entgegen, der sich durch seine Nebel schon ankündigte. Man hatte die Wintervorräthe eingeheimst, die Felder wieder bestellt und jetzt sollte das Letzte geschehen; es sollte die Winterstreu für das Vieh aus dem Walde geholt werden. Görge hatte die waldbedeckte Kuppe eines Berges angewiesen bekommen und machte sich vor Tagesanbruch mit Leonhard auf den Weg, um dort seine Streu zu Haufen zu rechen.

Der Berg trug seit alter Zeit den Namen „Stierberg," wie das Dorf. Eine ritterliche Familie hatte einst hier in einer Burg gehaust, das Gebäude war aber längst dahingesunken; seine mächtigen Mauern waren gestürzt und nur wenige Trümmer behauener mit Moos und Flechten überzogener Steine legten Zeugniß ab von dem, was in grauer Vorzeit hier gewesen war. Wild wucherte die Waldung auf dem Berggipfel empor; Laub und Nadelholz, reizend untereinander gemischt, zierte die jäh abfallenden Felsenstirnen und wo diese steil, ja fast überhängend, den Blick in die schwindelnde Tiefe irrend machten, umklammerte noch das Gewurzel mit zähen gewaltigen Armen die Rippen des Gesteins.

Hier lag eine dichte Schicht weicher Blätter am Boden und unsere beiden Arbeiter fanden reichen Lohn für ihre Mühe. Sie hatten bald große Haufen Streu aufgethürmt und setzten jetzt ihre Arbeit aus, um ihr mitgenommenes Frühstück zu verzehren, ein Stückchen Brod, Geiskäse und dazu einen Krug Wasser. Es schmeckte vortrefflich; die Sonne warf ihre herbstlich milden Strahlen durch die buschigen Wipfel herab auf den Bauern und seinen Knaben und beleuchtete die waldige Höhe mit ihrem milden Licht auf das Lieblichste.

Als sich der Vater gesättigt hatte, fühlte er sich so heiter gestimmt, wie seit lange nicht mehr. Sonst verschlossen und wortkarg, drängte es ihn, zu plaudern und er begann liebreich:

„Nun Liendl (Leonhard), du bist jetzt fast 12 Jahre alt und hast doch gewiß schon darüber nachgedacht, wie du künftig dein Brod in der Welt verdienen willst, oder es sollte mich wundern. Was soll dann aus dir werden?"

„Wenn ich gebeichtet habe, so möcht ich in die Stadt gehen;" sagte der Knabe schüchtern.

„Also dort willst du dein Glück versuchen?" sagte der Vater freundlich; „nun ich glaube, du wirst dort Unterkunft finden, wenn du in der Schule etwas gelernt hast. Kannst du schreiben und rechnen?"

„Der Kantor sagt, er sei mit mir zufrieden," entgegnete der Knabe leise.

„Ich will mit dem Herrn reden, ob es wahr

ist" sprach der Vater ernst; „hätt's schon lange gerne gethan, wenn ich nicht den Kopf voll Sorgen gehabt hätte. Nun, Glück zu, es wird sich finden, ob du zu etwas taugst. Ich habe manche Bekannte in Nürnberg und will selbst mit dir hingehen und sehen, wie ich dich dort unterbringen kann.

„Schönen Dank, Vater!" sagte der Knabe voll Freude und Hoffnung.

„Ja, es ist eine schwere Sache, unterzukommen und fremdes Brod schmeckt sauer" fuhr der Vater fort. „Ich bin in meinen jungen Jahren selbst in der Stadt gewesen und habe dort gedient. Ich weiß also, was verlangt wird. Doch mit einem guten Willen, mit Fleiß und Ehrlichkeit kann man es schon weiter bringen. Hätt' ich nur lesen und schreiben können; aber — das hat man nicht auf mich gewendet;" schloß er wehmüthig.

„Seid Ihr denn nicht in die Schule geschickt worden, Vater?" fragte Leonhard.

„Ja, im Winter, aber leider habe ich dort nichts gelernt."

Der Knabe schwieg verwundert still und der Vater fuhr fort:

„Liendl, zu meiner Zeit wars anders, als jetzt. Unser Kantor konnte gut singen und schlug die Orgel, daß es eine Art hatte. Aber mit dem Schulunterricht, da schien er nicht recht ins Reine zu kommen. Wir waren fast zweihundert Kinder, Große und Kleine, in der Schule und mehr als

die Hälfte lernten fast nicht das Lesen. Ans Schreiben kamen nur Wenige, die besonders dafür bezahlen konnten. Rechnen aber konnte, glaube ich, der Kantor selbst nicht viel. Höchstens zählen und das Einmaleins kam vor und wer das konnte, den hielt man für einen halben Propheten."

„Da lernen wir freilich mehr, als Ihr, Vater" sagte der Knabe. Der Bauer nickte, sah stumm vor sich hin und schwieg. Endlich stand er auf und sagte:

„Jetzt komm, Bursch und hilf herzhaft tragen."

Die zusammengerechten Streuhaufen wurden nun nach und nach in große Tücher gepackt und durch den Wald auf eine Stelle des Berges geschleppt, wohin man nothdürftig mit dem Wagen kommen konnte. Das war eine harte, beschwerliche Arbeit, denn die nasse Streu war gewichtig und bald spürte Leonhard an seinen Schultern, über welche die Stricke liefen, daß dieselben schmerzten und wund zu werden drohten. Allein auf seine Klagen erfolgte die Antwort: „Hilft nichts, das muß man gewöhnen lernen; ich kann auch keine Kissen unterlegen."

So verflossen drei Stunden unter der anstrengendsten Arbeit, bis der letzte Haufen an Ort und Stelle geschafft war. Mittlerweile hatte ein Nachbar den Wagen gebracht, der von vier Kühen mühsam heraufgeschleppt worden war. Der Wagen wurde nun beladen, wozu alle mithalfen und

der Vater stampfte die Streu fest. Als alles oben lag, bemerkte der Vater, daß noch Raum für mehr Streu wäre. Da es nun noch gute Zeit hatte, denn der Weg vom Berge bis ins Dorf betrug kaum eine halbe Stunde, so gings abermals ans Streurechen. Der Vater und Leonhard verrichteten dieses Geschäft, obwohl der Knabe vor Müdigkeit kaum im Stande war, die Arme mehr zu regen. Die Mutter und beide Töchter trugen die Streu zum Wagen. Endlich kam die älteste Schwester und sagte:

„Jetzt ists Zeit, aufzuhören, der Wagen ist schwer voll.“

In diesem Augenblicke befand sich Leonhards Vater vorne am Abhang eines wohl dreihundert Fuß hohen jähen Felsens, an dessen Rand junge Eichen und Fichten wuchsen und Leonhard rechte die ausgerissene Streu rückwärts. Dort lag die Streu schuhhoch, aber die Tochter bemerkte, daß der Boden unter dem schweren Tritt des Vaters nachgab.

„Nehmt Euch in acht, Vater, daß Ihr kein Unglück habt“ rief das Mädchen.“

„Wie da, Anna?“ fragte der Bauer und kehrte sich verwundert um.“

„Der Erdboden gibt nach, Vater, geht zurück;“ warnte das kluge Mädchen drängender.

„Nur noch dieses Plätzchen, dann solls Feierabend sein“, sprach der Bauer.

Das Mädchen sah, wie der Vater eine kaum drei Zoll starke Eiche mit der Linken packte, sich dann vorbeugte und mit dem Rechen schwere Haufen Streu an sich zog. Schaudernd wendete sie sich um und wollte zurück zum Wagen, als plötzlich ein lautes Krachen ihr einen entsetzlichen Schrei auspreßte. Als sie sich umwendete, sah sie den Vater nicht mehr, die Eiche und einige andere Bäumchen waren mit ihm verschwunden und an der Stelle gähnte dem Blicke ein mehrere Klafter langer und breiter Spalt im Felsen entgegen. Aus der Tiefe aber schallte der dumpfe Donner der unten aufstürzenden ungeheuer schweren Felstrümmer und das Rasseln des nachrollenden Schuttes herauf ...

Spät am Abend fuhr, von fremden Händen gelenkt, der Wagen mit der Streu in den Kanesenhof. Hoch oben lagen die Reste des braven Hausvaters, der einen gräßlichen Tod gefunden hatte. Sie waren mit Streu bedeckt, um den fürchterlichen Anblick des auf das Elendeste verstümmelten Leichnams zu verbergen. Theilnehmende Nachbarn hoben ihn herab, trugen ihn in die Stube und zündeten nach frommer alter Sitte einen Kienspan an, das einzige Beleuchtungsmittel, welches die armen Bewohner dieser Gegend damals hatten. Um den Tisch saßen die verwaiseten Kinder und die entsetzte Wittwe, stumm und trostlos. Seufzer und verhaltenes Schluchzen waren die einzigen Laute, die gehört wurden. Doch wagte es Niemand, den

entstellten Leichnam des Vaters zu sehen. Nur das Licht wurde die Nacht hindurch sorgfältig unterhalten. Alle jene traurigen Anstalten, welche einer so schrecklichen Begebenheit zu folgen pflegen, waren vorüber und der Kirchhof hatte die Reste des Bauern in Empfang genommen. Es war Abend geworden; schon begann es zu dunkeln, da wurde es in der Nähe des Kanesenhofes noch einmal lebendig; man hörte das Rollen eines Wägeleins und bald zeigte es sich, daß dieses von einer Schaar von Kindern und Erwachsenen begleitete Fuhrwerk in den Hof lenkte.

Im Hause, wo die trauernde Wittwe und die trostlosen Kinder beisammen waren, rührte sich Niemand, bis die barsche Stimme des Fuhrmannes mit ihrem „Heda" ins Zimmer drang.

Die Mutter horchte auf und eine von den Töchtern verließ, indem sie rasch die Thränen von den Wangen trocknete, das Zimmer, um zu sehen, was für ein Besuch zu so später Abendzeit noch anlange. Als sie hinauskam, standen rings um den den Hof einfassenden Zaun die neugierigen Nachbarn und ihre Blicke waren nach einem Wägelein gerichtet, auf dem ein von dem ihm als Lager unterbreiteten Stroh halbverdeckter Mann lag.

„Was solls?" war die Frage des erschrockenen Mädchens an den Fuhrmann, der damit beschäftigt war, mehrere Packete Kleider und derglei-

chen Dinge abzuladen und an der Hausthüre niederzulegen.

„Leute heraus, daß ich abladen kann; es ist spät und ich muß heute noch nach Gräfenberg zurück.“

„Was soll denn abgeladen werden?“ fragte das bestürzte Mädchen.

„Fragst du nicht wunderlich!“ höhnte der grobe Knecht, „dein Bruder!“

Bei diesen Worten trat das Mädchen händeringend an den Wagen und siehe, da lag bleich und abgezehrt die Leidensgestalt eines Soldaten. Er hob den rechten Arm, grüßte matt, reichte die Hand dar. Dann deutete er auf die linke Seite. Der Aermel des militärischen Rockes war leer; der linke Arm fehlte.

„O Jesus, was ist dir geschehen!“ stöhnte die herzutretende Mutter.

„Ich stürzte mit dem Pferde und mein Arm wurde zertreten. An der Schulter hat ihn der Feldscher abgesägt!“ war die matte Antwort.

Die Mutter wankte halb sinnlos; ein mitleidig herzutretender Bauer fing sie und leitete sie ins Zimmer. Einige junge Leute halfen dem Fuhrmann, den Krüppel vom Wagen heben, trugen ihn ins Zimmer, legten ihn auf die Bank am Ofen nieder und entfernten sich ängstlich und leise.

Mit Empfindungen des tiefsten Kummers standen die armen Geschwister um den Bruder her

und betrachteten ihn stumm. Er war ein schöngewachsener junger Mann, fast sechs Schuhe hoch, schlank und die Uniform stand ihm trefflich. Aber die fürchterliche Operation, die an ihm verrichtet worden war, hatte die Kraft des Mannes gebrochen. Thräne auf Thräne rann über sein gebräuntes Angesicht. Jetzt erst gewann er Kraft, zu sprechen und erzählte:

„Beim Exerzieren stürzte das Pferd mit mir; die andern gingen über mich weg. Im Getümmel zertrat mir ein Gaul den Oberarm. Die Doktoren erklärten, das Glied sei so schlimm gesplittert, daß es weggenommen werden müsse. Eine halbe Stunde darauf war ich ein Krüppel. Vierzehn Tage lag ich im Spital, dann erhielt ich meinen Abschied und wurde zu euch transportirt. Hier bin ich, verlaßt mich nicht!"

Alle schwiegen betrübt. Der Ankommende sah im Zimmer herum und bemerkte erst jetzt, daß seine Verwandten Trauerkleider trugen.

„Wo ist der Vater?" fragte er rasch und ängstlich.

Man erzählte ihm, was vorgefallen war. Ein Stöhnen, der Ausdruck des tiefsten Kummers, entrang sich der Brust des armen Krüppels und mit wehmüthigem Gefühl wenden wir unsere Blicke von dieser Gruppe gebeugter Menschen ab

Der Gast.

„Guten Tag!“ tönte am folgenden Morgen die heisere Stimme eines Fremden über den Zaun herüber zu Leonhards Schwestern, welche unter dem Schoppen bei der Scheune arbeiteten.

„Grüß Gott, Herr Faet,“ riefen die Mädchen wie aus einem Munde.

Der Mann schritt durchs Zimmer ungenirt, wie alte Hausfreunde es zu thun pflegen, stellte den langen schweren Knotenstock in die Ofenecke, legte die schwere Geldkatze, die er um den Leib gebunden hatte, ab und hing sie an einen hölzernen Hacken, der an der Wand befestigt war. Dann setzte er sich auf die Bank am Ofen und blinzelte neugierig nach den Mitgliedern der Familie, die traurig und stumm ihm zusahen oder die thränenden Augen niederschlugen.

Leonhard kannte den Mann; aber nach unbefangener Kinder Art hatte er den oft im Hofe Einkehrenden noch nie so genau betrachtet, als heute. Der Fremde schwieg lange Zeit, als ob er sehr ermüdet wäre. Aber seine kleinen grauen Augen liefen scharfblickend umher uud sein mit unzähligen Runzeln durchfuchtes wettergebräuntes kleines Gesicht flößte dem Knaben eine unerklärliche Furcht ein. Der Mann war allerdings seltsam anzuschauen. Sein Kopf war nicht größer, als der eines zwölfjährigen Knaben, saß aber auf

einem langen Halse, der über zwei dürre, aber unverhältnißmäßig breite Schultern emporragte. Er trug eine flanellene Jacke von grüner verschossener Farbe, die bis an die dünnen Schenkel reichte. Seine langen Arme lagen auf dem Tisch gekreuzt und die unförmlich großen Hände bewegten sich gleich häßlichen Fliegenklappen dort trommelnd auf und nieder. Die Beine des Herrn Faet steckten bis zum Knie in manchesternen Hosen von reputirlichster Weite; dann kamen blaue Strümpfe und diese endeten in Schuhen von außerordentlicher Größe mit zolldicken Sohlen, die über und über mit starken eisernen Nägeln beschlagen waren.

Das ganze Aussehen des Mannes war häßlich; seine Kleidung ließ, wenn gleich ärmlich, doch auf Behäbigkeit und einen gewissen Wohlstand schließen. Jedes seiner Worte berechnete er aber dahin, daß ja Niemand in dem Glauben bestärkt werden möchte, er sei etwas anderes, als ein armer Mann. Und wie er sowohl dem Ansehen nach als auch wirklich, eine wahrhaft herkulische Kraft besaß, so bemühte sich dieser seltsame Mensch beständig, sich furchtsam und schwach zu stellen. Er hatte den Plan zur vorhabenden Unterhaltung jetzt bei sich entworfen und begann auf folgende Weise:

„Na, Kannesin, Ihr habt einen Feiertag, wie's scheint?"

„Hat Er denn nichts von unserm Unglück gehört, Vetter Faet?" fragte die Bäuerin entgegen.

„Nicht ein Sterbenswort!“ betheuerte der Mann, sagte aber damit nicht die Wahrheit, denn in Betzenstein, wo er eine Kanne Bier getrunken, hatte man ihm alles der Breite nach erzählt.

„Der Bauer hat sich vom Schloßberg herab zu Tode gefallen“, sagte die Wittwe mit Schauder; „heut ist seine Leiche gewesen.“

„Daß dich!“ rief der Gast mit verstelltem Schreck, indem er mit beiden Händen auf den Tisch schlug; „das ist schrecklich.“

„Ja, und überdieß hat man mir dort den Görge heimgeschickt; der ist nun als Krüppel von den Soldaten verabschiedet!“

„Blitz, ein Krüppel, Na, was ist denn da geschehen?“

Der auf dem Stroh in der Ecke liegende Soldat hob sich mühsam, zog den umgehängten Mantel ab und wies mit der Linken auf den Stummel des amputirten Armes, der — ein schauderhafter Anblick — noch mit dem letzten Verbandzeug dick umwunden war.

Ein diesmal unverstellter Schauder ergriff den Fremden, als eine von den Schwestern mit dem Kienspan nahe hinleuchtete, und nun der elende Anblick des Unglücklichen in seiner ganzen Trostlosigkeit möglich wurde. Er kehrte das Gesicht ab und verbarg es in die harten Hände, indem er unverständliche Worte murmelte.

„Was sagt Er dazu, Vetter Faet", rief die Bäuerin schluchzend; „ist das nicht zum Erbarmen?"

„Das ist viel auf Einmal," antwortete der Angeredete, „es ist halt ein Unglück; aber wer kann helfen?"

„Was fehlt denn noch?" schluchzte die Bäuerin; „soll das Häuschen wegbrennen, sollen wir noch alle sterben und verderben? Unser Herrgott solls nur auch mit uns „gar" machen, was thun wir noch auf dieser elenden Welt. Ach Gott, ach Gott, warum muß ich noch leben! Wie lang solls noch mit diesem elenden Dasein werden."

Diese Ausbrüche einer wilden Verzweiflung von der sonst so rauhen an sich so harten Frau, die durch ein strenges Schicksal gestählt, fast jeden Ausdruck des in ihr lebenden Gefühls in sich vollkommen verschließen gelernt hatte, erregten unwillkürlich Entsetzen bei dem Fremden. Er starrte verlegen vor sich hin und horchte mit unbeschreiblicher Unbehaglichkeit den Jammertönen zu, die jetzt alle Bewohner der Hütte ausstießen. Unfähig zum Mitleide, unfähig das Mindeste zur Beruhigung der Verzweifelnden zu sagen oder ihnen einen Wink zu geben, um sie auf die Hoffnung einer besseren Zukunft hinzuweisen, eckelten ihn ihre Jammertöne, die ergreifenden Zeichen ihrer trostlosen Lage nur an und er vermochte auch nicht einmal eine jener hohlen Redensarten, die ihm sonst bei ähnlichen

Gelegenheiten so geläufig gewesen waren, hervorzubringen.

So verging eine geraume für Faet äußerst peinliche Zeit. Endlich schwieg die Bäuerin; die wilden Ausbrüche ihres Schmerzes verwandelten sich in ein erschütterndes Stöhnen, und eine tiefe Stille lagerte sich über den Kreis der Unglücklichen.

„Laßt's gut sein, Kannesin," sagte endlich der bestürzte Gast; „was nützt das Härmen; was dahin ist, ist dahin. Ihr könnt den Bauern nicht aus dem Grab herauswaschen mit euern Thränen. Schad um ihn, er war ein fleißiger guter Mann. Denkt, es hat eben „so sein sollen!"

„Mutter," rief Leonhard, den die Verzweiflung der Bäuerin in unaussprechliche Bestürzung versetzt hatte, „wir haben noch einen Vater im Himmel, der wird uns nicht verlassen!"

Die Bäuerin faltete die Hände und sann dem Wort des Knaben still nach. Eine ältere Schwester klopfte ihm liebkosend auf das weißhaarige Haupt.

Faet horchte auf und blickte verwundert nach dem Buben, der still neben seiner Schwester stand und ernst zu Boden sah.

„Wie, ist das der Liendl? Komm her, Bursch, wie groß bist du geworden!" Der Knabe sah betroffen nach dem Fremden, dem er nicht traute, ja dessen Herzlosigkeit ihn tief im Innersten verletzt hatte; aber er wich keinen Schritt von seinem Platze.

„Na, so komm doch her, du Range!“ drängte Faet, der nichts von den Empfindungen des Knaben ahnte, sondern in dessen Benehmen nur bäurische Scheu zu sehen glaubte.

„Geh, Liendl,“ rief die Mutter, gib dem Vetter die Hand!“

Der Knabe trat jetzt schüchtern näher, reichte Faet die Rechte zitternd und wagte es nicht, ihn anzusehen. Faet musterte ihn wohlgefällig vom Kopfe bis zu den Füßen und sagte: „Bist ein stattlicher Bub' geworden, Liendl, du! Sag einmal, hast du keine Lust, mit mir zu gehen?“

„Wohin, Vetter?“ fragte der Bube erstaunt.

„In die Stadt!“ sagte Faet, dessen Wohlgefallen zunahm, als er bemerkte, daß der Knabe keineswegs so blöd sei, als er geglaubt hatte.

„In die Stadt möchte ich schon, aber was soll ich dort thun?“ sagte der Knabe zweifelnd.

„Dein Brod verdienen, Bursche; du bist jetzt groß und alt genug,“ war die Antwort.

„Aber womit? Ich habe noch nicht ausgeschult!“ wendete Leonhard ein.

„Das ist gescheit geredet,“ sprach Faet. „Aber in der Stadt gibts auch Schulen, wo man was Tüchtiges lernen kann.“

„Wenn ich aber arbeiten muß, so kann ich nicht in die Schule gehen,“ sagte der Knabe, dessen Zutrauen allmählich erwachte, weil er eine

Hoffnung winken sah, seinen Lieblingswunsch, in die Stadt zu kommen, verwirklichen zu können.

„Ha, laß sehen!" sprach Faet lachend. „Wenn ich dich aber zur Schule schickte und das Schulgeld für dich bezahlte, wenn ich dich überdies ernährte und in Kleidern, wie in Allem versorgte, würdest du dann wohl mitgehen?"

Der Knabe sah den Fremden staunend an, erwiederte aber nichts, weil er ihm nach seinem vorigen Benehmen keine so große und uneigennützige Theilnahme zutraute.

„Du glaubst nicht, daß ich so was für dich thäte!" sagte Faet lachend. „Na, umsonst thu ich's auch nicht. Sieh, ich bin jetzt alt und schwach; das Gehen wird mir sauer; aber ich will mir's leichter machen. Für alles, was ich an dir thue, verlange ich nur, daß du mir im Hause hilfst und die Gänge besorgst, die in meinem Geschäft vorkommen. Na, was sagst du dazu?"

Leonhard sah seine Mutter an, seine Geschwister, die gleich ihm überrascht waren und erwiederte: „Ich möchte doch hören, was meine Mutter dazu sagt."

„Du bist ein gescheiter Bursche!" rief Faet, indem er ihn mit der riesigen Hand auf die Schulter klopfte. „Spaß apart, Kannesin! ich brauche wirklich einen solchen Buben. Ihr habt jetzt ohnehin einen schweren Stand und ich will den Knaben nehmen, wenn ihr ihn mir lassen wollt."

„Wenn er euch nicht zu „gering“ ist,“ sagte die Bäuerin, „dann in Gottes Namen mag er zu euch gehen. Doch nicht sogleich, sondern ich werde ihn euch schicken, wenn ich ihn in der Wäsche ein bischen besser versorgt habe.“

„Topp,“ sagte Faet sichtbar erfreut, „in acht Tagen erwarte ich ihn. Ich weiß, daß ihr ehrliche Leute seid und eure Kinder zur Rechtschaffenheit erzieht. Ich traue dem Knaben; er hat ein gutes Aussehen, und das nimmt mich für ihn ein. Liendl, du sollst's gut bei mir haben, ich will einen tüchtigen Burschen aus dir machen, wenn du folgsam und fleißig bist. Da, komm her!“ Bei diesen Worten zog er einen schmutzigen Lederbeutel aus der Tasche, nahm einen neuen Zwanziger heraus und drückte ihn dem Knaben in die Hand. „Da, nimm, das ist dein Leihkauf (Draufgeld); spar's, daß es immer mehr wird. Es hat schon Mancher nicht so viel zum Anfang gehabt und ist doch reich worden. Wer eben das Glück hat; — setzte er murrend hinzu. Ich hab's nicht so weit bringen können!“

„Vetter Faet, versündig' Er sich nicht!“ rief die Wittwe ernst.

„Laßt's gut sein, Kannesin, Jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt. Ich würde wohl so dumm sein und mich so plagen, wenn ich Glück gehabt hätte? Mit fünf und sechzig Jahren setzt sich Ei-

ner zur Ruh, wenn er keine Kinder hat und sein Schäfchen im Trocknen!“

Es lag etwas Wahres in dieser Bemerkung, und so sehr auch die Wittwe überzeugt war von Faets Wohlhabenheit, so wenig wagte sie es, auf ihrer Meinung ihm gegenüber noch länger zu beharren.

Der Fremde erhob sich jetzt, um sich zu entfernen, schnallte die schwere Gurt um und setzte den Hut auf. Dann ergriff er den Knotenstock und sprach:

„Ich muß heute noch weiter. Behüt Euch Gott, Kannesin. Schlagt Euch euern Jammer aus dem Kopf; es thut nicht gut, wenn man sich um Dinge abhärmt, die man nicht ändern kann. Denkt; Jeder hat sein Kreuz, der Eine so, der Andere wieder anders. Auf Leid folgt Freud'. Diesmal seid Ihr daran gewesen, wer weiß, an wen jetzt der Sack kommt. Den Liendl schickt Ihr mir in acht, zehn Tagen.“

„Er kommt, Vetter Faet. Doch sagt mir, warum bleibt Ihr denn nicht bei uns. Die Nacht ist keines Menschen Freund!“

„Ich muß morgen bei guter Zeit in der Stadt sein,“ sagte Faet. „Ich geh nicht gern bei der Nacht, es schauert mich, besonders da oben zwischen euren Bergen und den schaurigen Steinfelsen. Nun b'hüt Euch Gott und bleibt mir gesund. Du, Liendl, in acht Tagen sehen wir uns. Kommst

in die Stadt, so wirst mich leicht erfragen. Sei brav und es wird gut mit dir werden."

Mit diesen Worten verließ der Fremde das Zimmer und schritt hinaus in das nächtlich finstere Dorf, wo sein schwerer Tritt die zu solcher Stunde der Erscheinung eines Fremden doppelt ungewärtigen Hunde in den Höfen, an denen ihn sein Weg vorüber führte, in die größte Wuth versetzte. Faet fluchte durch die Zähne auf „die Bestien, die zu nichts gut wären, als Lärm zu machen", und gelangte endlich auf die Strasse, welche von Betzenstein über Stierberg und Hilpoltstein nach Nürnberg führt. Bald lag das letzte Hüttchen in seinem Rücken und nun stieg der alte, aber kraftvolle Mann rasch die letzte Höhe aus dem Thale empor.

Als er oben auf der Kuppe des Hügels war, stand er still, schnallte den Gurt so fest, als die Riemen halten wollten, um den Leib, knöpfte die warme Jacke fest zu, denn ein eisiger Wind blies hier heran und drückte den Hut tief in die Augen. Die Nacht war düster und in dieser Gegend, wo Wirthshäuser nur an Sonn- und Festtagen noch besucht zu werden pflegen, doppelt düster, fürchterlich und einsam. Am Himmel leuchtete der Mond durch die vom Wind zerrissenen und gehetzten Wolken, welche in seltsamen Gebilden an seiner hellen Scheibe vorbeijagten. Faet sah sich aufmerksam in der Gegend um; er verließ dann nach

kurzem Nachdenken die Strasse und schlug einen durch die Felder führenden Seitenweg ein. Sein Gang war rasch, fest, wie der eines sehr starken Mannes. Mit einer Schnelligkeit, die man bei einem so hager aussehenden Greise nicht vermuthen konnte und mit einer Ausdauer, die nur den kräftigsten Menschen gegeben ist, wanderte er die Nacht hindurch, immer Neben- und Waldwege einschlagend und die Dörfer ganz vermeidend, der Stadt zu, dem Nachtgespenste gleich, das über die nächtlich öde Haide hinstreift.

Der Abschied vom Vaterhause und die Reise nach der Stadt.

Es gibt für jeden Menschen, und wäre er noch so arm, ein Winkelchen in der Welt, an das sich seine heiligsten, süßesten Erinnerungen knüpfen, die Heimath. Ich habe Menschen gesehen, die aus weiter Ferne, wo sie, von vielen theuren Herzen geliebt, in den günstigsten Verhältnissen lebten, beschwerliche Reisen unternahmen, um den Ort aufzusuchen, an den die rührende Erinnerung an die allerglücklichsten Tage der Kindheit sie fesselte. Die Heimath! wessen Herz hätte nicht eine Saite, die bei diesem Worte voll weicher, rührender Bedeutung stark und anhaltend wiedertönte? Wer fühlte nicht eine liebliche Nachahnung des Glücks

der Kindheit, wenn er den Ort wieder betritt, wo er zu leben, zu empfinden begann und wo er den goldenen Frühmorgen seines Daseins verträumte!

Die Bewohner der Berge sollen mit besonders reicher Empfindung für ihre Heimath begabt sein. Daß ihre Gegend ihnen mehr böte, als die flachen Länder ihren Bewohnern, läßt sich wohl kaum behaupten. Aber trotz ihrer Armuth sind ihre Empfindungen um so reicher, je enger der Kranz der grauen Berge sie umschließt und darum kann der Schweizer bei den armseligen Klängen des Kuhreigens weinen und der fränkische Oberländer am Heimweh erkranken und sterben.

Unser Leonhard schickte sich an, die Heimath zu verlassen. Er war noch zu jung, um die Bedeutung des Schrittes, den er thun wollte, ganz zu empfinden. Sein letzter Sonntag sah ihn in der Kirche, wo er der Predigt andächtig zuhörte. Dann nahm er Abschied vom alten Pfarrer, einem gar würdigen Manne, der noch wenige Worte an ihn richtete:

„Du gehst schon früh hinaus aus dem Hause deiner Mutter, Liendl. Doch wer bald anfängt, hat auch viel Zeit zum Fertigwerden. Fertigwerden sollst du auch in gar vielem Sinn. Fang nur alles mit Gott an, Liendl, dann wird's dir nicht hinderlich gehen. Denk an Ihn allezeit, wenn Du unter fremden Leuten bist und rufe Ihn an, daß er Dich auf rechtem Wege erhalte. Du brauchst

noch einen Führer; Menschen werden sich wenig um Dich kümmern. Fühle dich dadurch nicht verlassen, sondern denk, daß Gott sich je mehr um Dich kümmert, je weniger die Welt auf Dich achtet. Bete und arbeite fleißig; es schickt sich das besser zusammen, als Mancher glaubt, denn das Beten hindert an nichts, aber wohl hindert die Menschen oft das Geringste am Beten, und das sollte nicht sein! Geh jetzt hinaus auf den Kirchhof, wo Dein Vater begraben liegt. Nimm von ihm auch Abschied; wer weiß, ob du so bald oder je wieder zu seinem Grabe kommen kannst. Nun b'hüt dich Gott, Kind. Kommst du 'mal wieder herauf in unsere Berge, und du hörst, daß ich noch lebe, so besuche mich fein ja; ich hab dir dann was Wichtiges zu sagen, was ich dir heute noch nicht sagen kann. Leb wohl!"

Leonhard nahm auch von dem Kantor Abschied und wurde mit gar herzlichem Gruße entlassen. Sein Schritt ging nun hinaus zum einsamen Kirchhöflein. Es wehte stark und einzelne Hagelkörner fielen, als der Knabe durch das zugelehnte Thor in den stillen Friedhof schritt. Niemand war hier; alles war still und der frische hart gefrorne Sand vom Grabe seines Vaters knirrte unter seinen Füßen hörbar, als er darauf hinging. Das war noch eine harte Minute, denn Leonhard empfand frisch und mächtig, was ein guter gefühlvoller Sohn am Grabe eines schauerlich

verunglückten Vaters empfinden muß. Aber endlich rang er sich los, und um seine Thränen zu verbergen, ging er um's Städtchen und schlug einen andern Weg nach Stierberg ein, wo er noch zu rechter Zeit eintraf.

Der Abschied von der Mutter und den Geschwistern am frühen Morgen des folgenden Tages war hart. Aber als er einmal die Höhe hinterm Dorfe hinanstieg, da leuchtete die aufgehende Sonne gar tröstlich hinter den Wolken hervor, die auf den fernen Bergen lagen, und der Knabe ging frisch, ein andächtiges Morgenliedchen singend, auf der Strasse dem fernen Hilpoltstein zu. Bald aber zogen sich düstere Wolken herauf, der Tag wurde düster, Schnee wirbelte herab und der scharfe Wind blies empfindlich kalt unsern armen jungen Wanderer an.

Der Anzug des Knaben war dürftig genug. Eine kurze Tuchjacke, die ledernen eng anliegenden Beinkleider, die nur bis zum Knie gehen, die grauen wollenen Strümpfe und die starken Lederschuhe schützten wohl vor Kälte nothdürftig, aber fast gar nicht vor dem ungestümen halbnassen Schneeschauer. Dennoch fühlte sich der Bursche reich wie ein König, denn in der Hosentasche steckte der ihm von Faet geschenkte Zwanziger und „fünf Kreuzer," zu denen jedes seiner Verwandten Einen beigesteuert hatte. Wenn ihm dann etwas wehleidig werden

wollte, so griff er nach der Stelle, wo sein Geld stack und schritt neuermuthigt weiter fort.

Gegen eilf Uhr des Vormittags hatte Leonhard Gräfenberg hinter sich und wanderte nun nach Eschenau los, wo er Mittag machen wollte. Ein paar Würste im Bündelein und ein tüchtiges Stück Hausbrod sollten dazu den Grund legen und zur besondern Stärkung wollte sich der sparsame Sohn des Gebirgs für einen Kreuzer einen Schoppen Bier kaufen. So was kam daheim nur an hohen Festtagen an ihn und er glaubte die Aussicht auf einen fröhlichen Schmauß zu haben. In dieser angenehmen Hoffnung setzte er raschen Schrittes seinen Weg fort, und als die Sonne plötzlich durch die düstern Wolken brach und der abscheuliche Schneefall vorüberging, erheiterte sich das Gemüth des Knaben so sehr, daß er mit heller Stimme ein ihm bekanntes Schelmenliedchen zu singen begann.

In solcher Stimmung zog er in Eschenau ein. Gleich vorne zu rechter Hand im Dorfe hielten ein paar tüchtige Fuhrwagen vor einem Hause, wo man ein paar Treppen zur Thüre hinauf zu steigen hatte. Ueber der Thüre war ein gewaltiger Ochs angemalt und überdieß hing noch weit in die Strasse herein an eisernen Stangen eine Blechtafel mit dem Bilde des schon erwähnten nützlichen Vierfüßlers. Das war für Leonhard ein bekanntes werthes Schildzeichen, da ja in Betzenstein ein

ähnliches am Gasthause hing und somit war sein Entschluß gefaßt, im „Ochsen“ einzukehren.

Eine Minute später trat er in die vor Hitze und Mücken schwärmende Stube ein.

Es war das ein gewaltig großes Zimmer. Ein paar massive eichene Tische standen längs der Wand hin auf wahren Balkenkreuzen; ein dritter mit einer großen Schieferplatte bedeckter Tisch am Ofen. An diesem saß im Lehnstuhl der feiste rothnasige Wirth; vor ihm eine respektable Kanne Bier. Auf den Bänken aber neben ihm hatten die Fuhrleute Platz genommen, deren blaue Hemden schon am Geländer zum Trocknen hingen. Sie hielten eine herrliche Mittagsmahlzeit von Schweinebraten und Kartoffelsalat und tranken dazu braun Bier. Damals gabs noch wenige Chausseen; die Pferde hatten es darum hart, aber die Frachten der Fuhrleute waren sechsmal besser als jetzt. Ihr Geschäft war also sehr einträglich.

Leonhard setzte sich in eine entfernte Ecke und wartete bescheiden, ob ihn Niemand fragen würde, was er zu verzehren wünsche. Es liefen da wohl die Wirthin und ein Knecht ab und zu; der feiste Wirth blinzelte wohl zuweilen, wenn er einen langen Zug aus der Kanne that, nach ihm hin, aber nach seinen Wünschen schien sich Keiner erkundigen zu wollen. Selbst zu bestellen aber, dazu hatte er kein Herz. So verfloß fast eine halbe Stunde.

Die Fuhrleute hatten inzwischen gespeist; Ei-

ner stand auf, um nach den Pferden zu sehen, die vor dem Hause gefüttert wurden. Bei dieser Gelegenheit kam er Leonhard näher und des Knaben offenes Gesicht erregte seine Aufmerksamkeit.

„Na, Kleener, wat machst du hier? Bist du niet hongrig?"

Leonhard erschrack, als ihn der Bremer so derb anredete und erwiederte betroffen: „Ja, lieber Herr."

„Na, so lat dir wat to essen jäben!" sagte der Fuhrmann freundlich.

„Ich habe etwas mitgebracht" sagte der Knabe verlegen, „aber mich dürstet so, daß ich nicht essen kann, bevor ich getrunken habe."

„Da komm' mal här, Jonge, sollt' trinken!" rief der am Tisch sitzende ältere Mann.

Leonhard ging hin und trank bescheiden „auf glückliche Reise!" dem Fremden zu.

„Wo kömmst du här, Kleener?" fragte dieser freundlich.

„Von Stierberg, lieber Herr."

„Heute schon?" sagte der Wirth.

„Ja, Herr."

„Und wo willst du noch hin?" lautete das Examen weiter.

„Nach Nürnberg, lieber Herr."

„Und was willst du dort machen, mein Sohn?" sagte der Fuhrmann.

„Ich komme zu einem Vetter, Namens Faet,

bei dem ich in Dienst treten soll." lautete die schlichte Antwort.

Der Wirth horchte auf und sprach: „Wie heißt der Vetter, von dem du redest?"

„Faet", antwortete der Knabe.

„Das ist doch wohl der Handelsmann, der hier öfter durchkommt," wendete sich der Wirth an seine Frau, die dem Gespräch zuhörte.

„Jawohl" sagte diese und sah Leonhard mitleidig an.

„Zu dem sollst du in Dienste kommen, Kind?" sagte der Wirth; „da geh nicht hin, mein Sohn; wenn du guten Rath annehmen willst, so kehre wieder um und begib dich zu Hause."

„Warum nicht, lieber Herr?" fragte Leonhard bestürzt.

„Das — frage einen Andern; ich kann dir nur sagen: geh nicht hin zu ihm, sondern lieber wieder heim. Ich meins gut mit dir."

Der Wirth neigte sich zu den beiden Fuhrleuten und redete leise mit ihnen.

Diese sahen mitleidig auf den Knaben, der bescheiden zur Seite ging, eine Wurst und das Brod aus seinem Päckchen nahm und sich auf einen Wink des jüngeren Fuhrmannes wieder an den Tisch zum warmen Ofen setzte, um dort zu speisen.

Als der ältere Fuhrmann die Anstalten sah, die der Knabe traf, schob er ihm einen Teller hin,

auf dem noch ein gutes Restchen Braten lag, dann den Kumpen mit dem übrigen Salat, schenkte ein Stutzglas Bier ein, gabs ihm und sprach: „Lat dat bi Seite, Jonge; dat iß, et ist betahlt."

Leonhard dankte und nahm das Geschenk an. Nie hatte er so trefflich gespeiset und überdieß kostete es nichts!" Das ist ein Anfang, der Muth macht, „sagte er bei sich selbst; aber was muß es mit Vetter Faet für eine Bewandtniß haben?"

Das Gespräch der Männer dauerte fast eine Viertelstunde und Leonhard hatte vollkommen gespeiset und auf dem Teller sauber aufgeräumt, als plötzlich der Wirth ihn fragte: „Wie kommts denn Bursche, daß du so jung schon deiner Aeltern Haus verlassen und in die Stadt gehen mußt?"

Leonhard erzählte nun schlicht, was ihn und die Seinigen betroffen hatte, und die drei Männer hörten ihm aufmerksam zu. Er berichtete auch ausführlich, wie Faet ihn gedungen und welche Versprechungen er ihm gemacht hatte, zeigte seinen Schulentlaßschein und sein Dienstbüchlein, vom Betzensteiner Stadtschreiber ausgefertigt, vor und befriedigte somit die Neugierde seiner Zuhörer vollkommen.

„Das ist alles recht traurig, Kind" sagte der Wirth nach langem Nachsinnen, „und ich sehe schon, daß dir nichts übrig bleiben wird, als zu deinem angeblichen Vetter zu gehen. Demungeachtet sage ich dir, es wäre besser, du könntest wieder heim;

doch, ich will dich nicht „verhutschen" (abwendig machen.) Wenn es dir aber nicht gut gehen sollte, oder wenn Faet nicht hielte, was er dir versprochen hat, so suche entweder in einen andern Dienst zu gehen, oder — begib dich nach Hause, wenn es angeht."

Die Männer achteten weiter nicht auf Leonhard, der sein Päckchen wieder festschnürte und nun reisefertig an den Tisch trat, um nochmals zu danken. Die Fuhrleute reichten ihm treuherzig die Hand und schon war Leonhard auf der Strasse, um seinen Weg weiter fortzusetzen, als ihm der Jüngere zurief, zurückzukommen. Leonhard begab sich ins Zimmer.

„Jonge", sagte der ältere Fuhrmann, „ich fahre heute nur noch bis Heroldsberg." Du kannst mir eenen Jefallen thun. Ich habe hier eenen Brief, dat soll noch heute in der Stadt abjegeben werden. Du kannst das Gasthaus leicht erfragen. Willst du den Brief mitnehmen und besorgen?

„Recht gerne, lieber Herr;" sagte der Knabe und las die Adresse halb laut.

„So geh mit Gott, Jonge und schönen Dank. Komm' mal Sonntags in den Schwan, wo wir logiren, so bekömmst du'n Glas Bier?"

Leonhard grüßte, machte sich auf die Reise und rückte nach einem vierstündigen Marsche in Nürnberg ein. Sein Weg führte ihn am Gast-

hofe zum Schwan vorüber, wo er den Brief des Fuhrmannes sorgfältig in die Hände des Wirthes ablieferte. Dieser hieß ihn warten, las das Schreiben und — es mußte eine angenehme Neuigkeit enthalten — beschenkte unsern Freund mit einem Sechser. Der Knabe dankte mit lebhafter Freude und sagte dem Wirth auf dessen Frage, wohin er wolle, was nöthig war, um ihn aufzuklären. Er erwartete, ein ähnliches Bedenken zu hören, wie vom Heroldsberger Wirthe. Aber der Schwanenwirth wußte nichts von Faet, denn er konnte Leonhard gar nicht sagen, wo der Vetter wohne und empfahl ihm, sich dort brav und fleißig aufzuführen. So schied denn Leonhard leichten Herzens und suchte die Strasse auf, wo Faets Haus liegen sollte. Man wieß ihn in die Schildgasse, ein ziemlich abgelegenes Quartier in der alten Reichsstadt. Die Knaben auf der Strasse zeigten ihm hier das Haus und unter dem spöttischen Halloh der Nürnberger Strassenjugend zog Leonhard in dem Hause seines Vetters ein.

Das Haus, in dem Leonhard geschult wird.

Es war ein sehr schmaler dunkler Hausgang, in den unser Leonhard eintrat; dazu war die Dämmerung schon angebrochen, so daß nur wenige Strahlen des scheidenden Tageslichts durch die

schmutzigen Scheiben des kleinen vergitterten Fensters über der Thüre hereinfielen. Ein schlimmer mit Pfeffer geschwängerter Geruch drang ihm entgegen. Er war sehr ermüdet und demnach nicht in der Lage, sich rasch umsehen zu können; dazu hörte er die helle keifende Stimme eines Weibes, das sich zornig gegen Jemand zu gebehrden schien. Der unbeholfene verlegene Knabe wurde dadurch vollends in Furcht gesetzt und blieb im dunkeln Tennen rathlos stehen.

Ueber eine Weile hörte er klopfen, als ob mit einem schweren Gegenstand auf eine weiche fleischige Masse hart geschlagen würde; dann folgte wieder das scharfe Zischen eines am Stahle gewetzten Messers; jetzt wurde es still. Leonhards Phantasie machte alle Grade einer schrecklichen Muthmassung durch; er schritt vom Streite zu Thätlichkeiten, von diesen zum Morde; vom Morde zur schrecklichen Zerstückelung des Opfers, um die Theile desselben dem rächenden Auge der Obrigkeit zu verbergen. Allerlei schauerliche Geschichten dieser Art, die er daheim in langen Winterabenden erzählen gehört hatte, fielen ihm ein; dazu kamen die Warnungen des Eschenauer Ochsenwirths — ja, ja, jetzt wurde es ihm entsetzlich klar — er war in eine Mörderhöhle gerathen! Da erfaßte ihn eine unbeschreibliche Angst; er begann zu zittern; die Zähne klapperten ihm vor ungeheuerem Entsetzen

und so stieß er ein Geheul aus, vor dem der finstere Tennen widerhallte.

Drinnen wurde es lebendig; es gab ein Gepolter; Angsttöne ließen sich vernehmen. Endlich öffnete sich im Hintergrunde eine Thürspalte; Lichtschimmer fiel auf den Knaben, und zwei entsetzte Gesichter, das einer dicken alten Frau und eines Mädchens, welches, hinter ihr stehend unter ihrem Arme hervorlauschte, starrten furchtsam in die Finsterniß herein.

„Wer ist da?" fragte jetzt die alte Frau mit vor Schreck zitternder Stimme.

Der Knabe starrte sie an und gab keine Antwort.

„Ach Gott, das ist ein Dieb!" schrie die Frau, als sie Leonhard in seiner bäurischen Kleidung mit dem Päckchen erblickte. Hierauf warf sie die Thüre zu, schloß ab und rief: „Dörte, schrei nach den Nachbarn; schrei: Feuer! Ach Gott, ach Gott!"

Die Stimme erstarb in einem hellen Kreischen, welches ohne Zweifel von dem in Furcht gesetzten Mädchen ausgestoßen wurde. Endlich schwiegen die im Zimmer. Leonhard aber erkannte, daß er keine Ursache hätte, sich zu fürchten, weil man sich von ihm selbst fürchtete. Alle Schreckensgebilde seiner Phantasie floßen bei dieser beruhigenden Wahrnehmung in Nichts dahin und er begann neu aufzuathmen. Er klopfte also an der Thüre, die er jetzt leicht fand und sprach:

„Ich bin kein Dieb, Frau Base! Ich bin nur der Liendl von Stierberg.“

„Na wart nur, du Blitzbub! ich will dich abwachteln!“ schrie jetzt die Frau wüthend; „was hat mir der Racker für einen Schreck eingejagt!“ Mit diesen Worten öffnete sie die Thüre, leuchtete in den Tennen und sah sich um, ob nicht noch Jemand mit dem Knaben hereingekommen wäre, ging dann zur Thüre und öffnete sie. Hier spielten in der Dämmerung die Kinder fröhlich auf der Gasse und alles war in Frieden und Ruhe.

Sie schloß und verriegelte nun die Thüre, ging mit dem Lichte voran an Leonhard vorüber, der die Frau verwundert ansah und ihren respektabeln Umfang bewunderte, stellte in der Stube den Leuchter auf den Tisch, drehte sich um, stemmte die Arme in die Seite und sah unsern Leonhard mit starren Blicken an.

Der Knabe wußte nicht, was er sagen sollte. Er legte deshalb sein Päckchen an die Erde, zog den Schulschein und das Dienstbüchlein heraus, ging damit auf die Frau los und sprach gutmüthig:

„Grüß Gott, Frau Bas'. Die Mutter läßt euch auch schön grüßen und ich bin halt' der Liendl, den der Vetter als Knechtlein dungen hat.

Die Frau kämpfte noch immer mit einer Regung von Zorn. Aber des Knaben treuherziger Blick, mit dem er sie ansah, besiegte endlich diese

Regung. Sie griff also nach den dargebotenen Papieren, drückte ihm die Hand und sagte:

„Nun, es soll gut sein. Aber sag' mal, Schlingel, was hast du denn vorhin so geschrien?

„Ich hab' mich gefürchtet, Base" sagte Leonhard erröthend, denn so klug war er doch, von seinem schlimmen Argwohn zu schweigen.

„Gefürchtet, und vor was denn? fragte die Frau Faet verwundert, indem sie eine Anwandlung von Lachen nicht zu verwinden vermochte.

„Weil ich so fremd bin;" sagte der Knabe.

„Na, das will ich gelten lassen!" rief die Frau mit besserer Launne. „Jetzt setz' dich da her, bis mein Mann heimkommt. Da hast du ein Stück Brod zum Zeitvertreib und eine Speckscheibe und dort steht der Wasserkrug, wenn es dich dürstet."

Mit diesen Worten legte sie dem Knaben hin, was sie gesagt hatte, machte sich dann wieder an ihr Geschäft und kümmerte sich weiter nicht um ihn. Das Mädchen ging auch wieder an ihre Arbeit.

Leonhard hatte Appetit, begann sein angenehmes Geschäft mit dem größten Eifer und betrachtete dabei seine Umgebungen. Das Stübchen lag zu ebener Erde, war lang, schmal und vertäfelt. Die hölzerne Wandbekleidung war mit grauer Oelfarbe angestrichen; alles war sehr reinlich; Tische Stühle und der Fußboden auf das Sauberste gescheuert, denn darein setzte die Frau ihre Ehre.

An den Wänden hingen lange Stränge von Knackwürstchen, braunröthlich und schön gefärbt. Die Frau wirthschaftete jetzt an einer langen Tafel und schnitt geräuchertes Fleisch in kleine Stückchen. Das Mädchen aber hatte einen großen runden hölzernen Teller und beschäftigte sich damit, Speck klein zu wiegen. Beide Personen arbeiteten stumm, bis eine Glocke erklang. Die Hausfrau trat hierauf ans Fenster, schob eine Scheibe zur Seite und von draußen schallten die Worte herein: zwei Dutzend, aber warm!" Jetzt ging die Frau zum Ofen, holte dort aus einem in demselben angebrachten Kessel die verlangte Anzahl Würste heraus, packte sie in Papier, nahm vorher das Geld in Empfang und reichte dann die Waare hinaus. So ging die Sache wohl eine Stunde lang, bis endlich an der Hausthüre gepocht ward. Nun eilte das Mädchen mit dem Lichte hinaus, es nahten der Stube schwere Tritte und siehe, zur Thüre trat die wohlbekannte sehnige Gestalt des Herrn Vetters herein.

Er sah unsern Leonhard sogleich, der ihm grüßend zueilte und brummte beifällig, während ihm der Knabe guten Abend bot und Grüße von der Mutter ausrichtete. Dann legte er Mütze und die lange Jacke ab, schnallte die schwere Geldkatze los, hing sie an die Wand und setzte sich auf die Ofenbank. Das alles geschah wortlos; beide Gatten grüßten einander nicht, als ob sie zürnten, was aber keineswegs der Fall war.

Endlich legte die Frau das geschnittene Fleisch auf einen großen Hackstock, that den Speck dazu, trieb das Mädchen zur Eile an, griff nach Würzbüchse, Salzfaß und dgl. Gegenständen, setzte der Fleisch- und Speckmasse davon nach Gutdünken zu. Das Mädchen war auch zu Ende und lieferte den letzten Speck ab, rückte sich jetzt ein Trittchen zum hohen Hackstocke und ergriff ein an der Wand hängendes Beil. Faet that wortlos ein Gleiches und gab Leonhard ebenfalls ein Beil in die Hand, indem er sprach:

„Aufgepaßt und fest gearbeitet!“

Jetzt gings darauf los; die Beile arbeiteten rasch, und unaufhörlich. Leonhard, dem das Anfangs ein Spiel war, und der herzhaft mitgethan hatte, wurde die Sache allmählich zu lange; er hielt ein und wollte Athem holen, als plötzlich Faet mit der linken Hand auszog und ihm eine so schwere Ohrfeige versetzte, daß er kopfüber in das Zimmer rollte. Der Knabe fuhr betäubt auf, und sah mit unbeschreiblichem Schreck nach Faet. Dieser arbeitete ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, mit der rechten Hand fort und zeigte mit der Linken drohend nach dem Beil. Leonhard stellte sich nun wieder an seinen Posten und arbeitete aus Leibeskräften. So gings eine gute Stunde lang ohne Anhalten fort. Dann prüfte Faet die Sache, that noch Gewürz hinzu und nun wurde nach kurzer Rast die Arbeit fortgesetzt. Endlich war das

Gehäck fertig, wurde sodann von Faet auf einen Klumpen zusammen gethan, dieser kam dann auf ein sauberes Brett, wurde auf den Tisch gestellt und nun kam eine an einem messingenen Galgen hängende Wage auf den Tisch, an welche sich Frau Faet setzte und von dem Gehäck nach einem Gewichte abzuwägen begann.

„Jetzt wird ausgeruht"; sprach Faet zu dem erschöpften Knaben. „Da setz' dich her und paß auf!" Er ergriff nun Därme, die in einer Schüssel lagen und zeigte dem Knaben, wie er vermittelst eines kurzen messingenen Röhrchens die von der Frau abgewogenen Portionen in dieselben füllen müsse. Unmittelbar hernach griff das Mädchen an und band mit einer Schnur zu. Das alles ging sehr genau und erforderte nicht geringe Aufmerksamkeit und Behendigkeit. Doch begriff der Knabe leicht und die Furcht vor Faet trieb ihn zur Schnelligkeit an, obgleich er aufs Aeußerste ermüdet war. So wurde ihm das Wurstmachen gelernt. Die Arbeit dauerte unter Faets Aufsicht bis gegen zehn Uhr in der Nacht. Als man fertig war, mußte Leonhard noch die Würste in der Räucherkammer aufhängen, eine Anzahl fertige Würste hinab ins Zimmer tragen, wozu ihm Faet leuchtete. Dann zeigte ihm dieser seine Schlafstätte, ein Kämmerchen im Höfchen, wo eine Bettstelle drinnen stand und überließ es dem Knaben, hier seine Ruhe zu suchen.

Dieser war ganz vernichtet und stand zitternd vor Müdigkeit eine Weile still, um bei sich selbst Rath zu suchen. Die erduldete barbarische Behandlung hatte ihm mit einem Male schrecklich klar gemacht, was er hier zu erwarten haben würde. Faet kannte weder Rücksichten noch Erbarmen, sonst würde er den Ermatteten nicht nach einem seine Kräfte ohnehin übersteigenden Marsche noch zu einer solchen anstrengenden Arbeit gezwungen haben. Dieses sah der Knabe wohl ein; aber er wußte keine Hilfe. Was werde ich, sprach er zu sich selbst, erst zu erwarten haben, da der Empfang schon so schlimm ist. „Geh nicht hin zu Faet, geh lieber wieder heim!" Diese Worte des Ochsenwirths schwirrten ihm durch den wirren Kopf. „O hätt' ich ihm gefolgt!" sagte er zu sich selbst. Doch zog er sich aus, legte sich in das Bett und schlief augenblicklich vor höchster Ermattung ein.

Am andern Morgen erwachte Leonhard, der von dem weiten Marsche des vorigen Tages und von der anstrengenden Arbeit des Abends sehr ermüdet war, auf den Ruf seines Namens, erkannte Faets Stimme und sprang eilends aus dem Bette, um sich anzukleiden und hinabzugehen.

Er fand seinen Herrn, dessen Gattin und die Magd bereits am Tische, um die warme Brennsuppe zu verzehren. Faet wies ihm schweigend ein Plätzchen auf der Bank an, zeigte mit der Hand auf die Schüssel und den für ihn bereit gestellten

irdenen Teller und deutete ihm somit an, zu essen, so viel ihm schmecken und belieben würde. Auch dieses Geschäft wurde ohne Worte, rasch und ernst betrieben und als Faet sich erhob, nahm die Hausfrau die Teller ruhig vom Tische, sich nicht darum bekümmernd, ob die Andern fertig wären oder nicht. Leonhard begriff, daß es hier galt, alles rasch abzuthun und nahm sich vor, künftig weniger zu zaudern. Er hatte nämlich während des Frühstücks seine Hausgenossen noch einmal gemustert. Faet erschien ihm als derselbe auch zu Hause, wie er ihn schon in Stierberg kennen gelernt. Seine Frau dagegen verrieth mehr Gefühl in ihren Mienen, als ihr Gatte, aber wenn sie auch weiblicher dachte und empfand, als Er, so hatte sie sich lange daran gewöhnt, ihre Gedanken nnd Empfindungen durch kein Wort zu verrathen. Beide Ehegatten schienen nur allein für die Arbeit da zu sein. Gespräche wurden nicht geführt und was noth war, wurde mit wenigen Worten abgemacht. Die Magd war die Einzige im Hause, welche sich mehr um den neuen Knecht zu bekümmern schien. Sie war eine etwa doppelt so alte Person als Leonhard, von gutem reinlichen Aussehen, wie denn überhaupt alles im Hause das unverkennbare Gepräge einer gewissen Behäbigkeit, Einfachheit und Reinlichkeit trug. Doch redete sie über Tisch und während der Arbeit kein Wort, als was sein mußte. Sie

war längst durch ihre Herrschaft zu solchem Benehmen gewöhnt worden.

Leonhard mußte im Holzgewölbe eine Stunde lang Holz klein spalten. Faet kam dann, als es tagte, sah nach, bezeugte durch ein unverständliches Brummen seine Zufriedenheit, trug mit Leonhard eine Last Holz nach der Küche, wo große Kessel brodelten und befahl dann dem Knaben, sich reinlich und ordentlich anzuziehen. Dazu gab er ihm eine sauber geplättete weiße Brustschürze mit dem Auftrag, sich ihrer zum Ausgehen zu bedienen und sie rein zu halten, weil er mit ihr die ganze Woche ausreichen müsse. Leonhard erhielt dann einen schweren Korb voll Knackwürste. Sie wurden ihm vorgezählt und ihm gesagt, wie viel Geld er zurückbringen müsse. Mittlerweile hatte sich die Magd angekleidet, um mit dem Knaben zu gehen, und ihm die Häuser der Kunden zu zeigen. Mit dem Befehl, sich alles recht gut zu merken, auf seine Sache zu sehen und um zehn Uhr pünktlich wieder zu erscheinen, wurden beide entlassen.

Leonhard besaß glücklicher Weise so viel Ortssinn, um mit einem Male alles, was von ihm verlangt wurde, zu behalten, sonst würde die Begleitung der Magd ihm nicht viel genützt haben. Doch als er am folgenden Tage allein ging, lief alles gut ab und er war sammt dem eingenommenen Gelde, an dem kein Heller fehlte, zu rechter Zeit wieder zu Hause.

Von zehn Uhr bis zwölf Uhr hatte Leonhard mit Waschen des frischen Fleisches, welches die Metzger brachten, dann mit dem Ausknöchern desselben stets vollauf zu thun. Blieb ihm einige Zeit übrig, so mußte er mit Faet in den Keller, wo dieser das Einsalzen selbst besorgte, oder in die Räucherkammer und dgl. mehr. Leonhard überzeugte sich bald, daß in diesem Hause es sich Niemand bequem machen könne, denn zu dem Geschäfte, welches hier betrieben wurde, waren bei weitem zu wenig Hände vorhanden. Weil aber Faet und seine Frau auch keinen Augenblick säumten, so fiel es ihm nicht schwer, ununterbrochen an der Arbeit zu sein und er begriff bald, daß es hier nicht anders gehen könne.

Der Verkauf der Würste und des Rauchfleisches ging sehr gut. Die Frau hatte alle Hände voll zu thun, um die Leute zu befriedigen, welche zu kaufen kamen und oft mußte ihr Faet beispringen, damit sie nur fertig würde. Zuweilen kamen auch Bestellungen auf gedörrte Schinken, die dann Leonhard an Ort und Stelle bringen mußte. Er kehrte mit schweren Taschen voll Geld zurück und sah bald ein, daß bei einer solchen Frequenz des Geschäfts und solcher Sparsamkeit, wie sie in Faets Hause herrschte, etwas sehr Erkleckliches herauskommen müsse. Dabei waren die Eheleute vorsichtig mit dem Gelde. Alles wurde zwei bis dreimal gezählt, alles auf das Sorgfältigste gewogen:

das alles bemerkte Leonhard mit großer Aufmerksamkeit und neben der Furcht und dem Mißtrauen griff doch allmählich auch Achtung vor seiner Herrschaft in seinem Herzen Platz.

Bei seinen Besuchen in den verschiedenen Vorrathskammern des großen Hauses, denn sehr geräumig war es, so wenig Ansehen es von der Strasse aus machte, sah Leonhard, wie tüchtig sich sein Herr vorsah. Hier lagen wohl mehr als hundert Centner Rauchfleisch fertig, noch viel mehr hing in den Räucherkammern und lag zum Einsalzen in den Bottichen im großen Keller. Leonhard bemerkte, wie viel das werth war, da er die Preise kannte und brachte durch Ueberschlag eine sehr große Summe heraus. Er begann nun mit gutem Grunde seinen Herrn für einen wohlhabenden Mann zu halten, so sehr dieser sich auch bemühete, es nicht zu scheinen.

Die ruhigeren Nachmittage wurden von Faet und den Seinen zu einem Geschäfte benützt, von dem Leonhard gar lange nicht wußte, was es eigentlich sein sollte. Faet brachte da große Bogen schön marmorirtes Papier. Dieses schnitt die Frau in kleine viereckigte Stückchen, und Leonhard wurde von seinem Herrn unterwiesen, diese kleinen Quartblättchen sehr sorgfältig mit dem Streichbeine in eine gewisse Form zusammenzufalzen. Faet sah mit der eigensinnigsten Strenge derauf, daß dies von dem Knaben ganz genau gemacht wurde, und

als er es endlich begriffen hatte, war es mehrere Wochen lang sein Geschäft, diese Papiere in die bestimmte Form zu legen. Er erlangte darin eine solche Gewandtheit, daß er täglich ganze Körbe voll fertig brachte und daß die Frau zu thun hatte, ihm den nöthigen Vorrath zu schneiden.

Endlich war dessen genug vorräthig und nun begann eine Arbeit, an der alle Theil nahmen. Faet und seine Frau wogen auf einer Wage Safran in Portionen ab und Leonhard mußte die Portionen in die Papiere einschlagen. Dieses ging trefflich und da der gelehrige Knabe hier nichts weiter, als etwas sehr Mechanisches zu thun hatte, so war auch diese Arbeit für ihn nichts Unangenehmes, sondern vielmehr ein Ausruhen. Nur die Stunde, wo er am Hackstocke stand, war für ihn eine anstrengende, und er hatte da immer das Aufbieten aller seiner Kräfte nöthig, um auszuhalten. Allmählich spürte er jedoch, daß ihm auch dieses leichter wurde. Bei der Ordnung und der guten Kost im Hause nahmen seine Kräfte zu und die Arbeit ging täglich besser.

Nur Eines fiel unserm Leonhard auf, seine vollkommene gänzliche Abgeschlossenheit von allen Menschen, ausser von seinen Hausgenossen. Allein auch dieses war eine Sache, welche Faet aus reiflicher Ueberlegung als unumgänglich nothwendig ausgesonnen und mit eiserner Strenge durchgesetzt

hatte. Wir werden gleich sehen, warum und wie er das that?

Sein Prinzip war das der ernsten Thätigkeit zum Erwerb. Reden, wenn es nicht unumgänglich nöthig war, haßte er. Sparen war ihm angeboren. Bedürfnisse hatte er nicht, außer wirkliche. Auch nur einen Pfennig unnöthig ausgeben, hielt er für Thorheit. Was er gab und that, ließ er sich bezahlen, und in dieser Hinsicht waren seine Begriffe vom erlaubten Erwerb so weit, daß sie ganz nahe an Betrug streiften. Doch schritt er nicht über die nahe Grenze hinüber und man konnte ihm nicht vorwerfen, daß er nicht ehrlich wäre. Er verließ sich vollständig auf sich selbst und es ist wahr, daß er nie in seinem Leben Jemand um Hilfe anging. Als er noch in dürftigen Umständen lebte, schränkte er sich bewundernswürdig ein, ließ es aber Niemand merken. Seine Umstände verbesserten sich, er blieb aber bei seiner sparsamen Lebensweise und wurde so schnell ein wohlhabender Mann. Blos mit seinem Zwecke beschäftigt, zu arbeiten, um zu verdienen und beständig darauf bedacht, das Erworbene zu Rath zu halten, kümmerte er sich um keinen Menschen und lebte mitten in der guten Reichsstadt so abgeschlossen von aller Welt, wie ein Einsiedler. Wirthshäuser besuchte er so wenig, als Kirchen; doch betete er oft und so heimlich, daß es ein Wunder war, wenn man ihn dabei überraschte.

Mit einem solchen Manne ließen sich keine sogenannten nachbarlichen Verhältnisse anknüpfen. Die Männer kannten ihn kaum und hielten sich von ihm ferne, Er war für einen bösen alten Geizhals arg verschrieen. Seine Frau mochte wohl früher anders gewesen sein; aber sie hatte durch den alleinigen Umgang mit ihm so sehr alle seine Eigenheiten angenommen, daß sie auch völlig von den klatschsüchtigen Weibern abgeschlossen war und so wenig sie es auch verdiente, eben so arg gehaßt, als ihr Mann gefürchtet wurde. Das ging aber so zu.

Als Faet und seine Frau auf das Haus kamen, erhielten sie zuweilen Besuche. Sie ließen sich aber durch dieselben nicht im Mindesten stören, sondern arbeiteten ruhig fort. Dadurch und weil sie zu Niemand gingen, wurden die Besucher gar bald wieder verscheucht. Faets Geschäft erfreute sich allmählich einer immer größeren Ausbreitung und so sehr er sich bemühte, es zu verbergen, so wurde sein zunehmender Wohlstand dennoch bekannt. Seine Nachbarn, meist dürftige Handwerker, bemerkten das kaum, so wendeten sie sich, wenn sie in bedrängter Lage waren, an ihn, um von ihm zu borgen. Faet hatte noch keine Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht; er borgte aber mit Widerwillen und ängstigte sich von dem Borgtage an ab, ob er sein Geld am versprochenen Zahlungstermin wohl wieder erhalten würde? Allein das war nicht der

Fall. Nun gerieth er in Wuth, forderte grob, drängte und als das nicht helfen wollte, so klagte er. Er betrieb aber diese Sachen mit solcher Hast und Unbarmherzigkeit, daß er sich selbst bei Gericht in ein schiefes Licht setzte, denn keine Bitte um Nachsicht half etwas bei ihm. Da wurde er endlich bezahlt, aber mit Haß und Feindschaft belohnt. Einige von denen, welche sich von ihm auf's Aergste bedrängt sahen, suchten sich nach Art roher Menschen persönlich dafür an ihm zu reiben. Allein so furchtsam sich Faet stellte, so nachdrücklich wußte er sich zu vertheidigen. Es kam sogar zu einigen Raufhändeln und obwohl Faet nicht der Angreifer war, so blieb er doch stets Sieger und setzte sich durch seine gewaltige Faust in solchen Respekt, daß ihm von dieser Zeit an Jedermann scheu aus dem Wege ging.

Mittlerweile nahm sein Geschäft beständig an Umfang zu, seine Umstände besserten sich, Alles kaufte gerne bei ihm, selbst seine erklärtesten Feinde, weil er alles wirklich gut und möglichst billig abgab. Dadurch gelangte Faet zur Achtung bei dem wohlhabenderen Theile der Bürgerschaft.

Faets Gattin ahmte ihrem Manne in jeder Hinsicht getreulich nach. Selbst im Geschäfte gab sie nie ohne Geld ab und erwiederte auf die dringendsten Bitten, „daß sie nichts borgen dürfe, sie bekäme Verdruß von ihrem Manne.“

So kam es endlich dahin, daß Faet in Ruhe

gelassen wurde, daß man ihn aber dafür um so ärger anfeindete. Man wußte nicht, wie ihm etwas anzuhaben sei und wagte sich auch nicht an ihn, weil dunkle Gerüchte gingen, er hätte einst einen Metzger, der ihm Schimpfreden gegeben und Schläge angeboten, braun und blau geprügelt, obgleich derselbe ein junger, gewandter und wegen seiner Stärke weitaus gefürchteter Bursche gewesen. Also legte man sich auf's Räsoniren. Darum bekümmerte sich aber Faet wieder nichts, weil er das Hundertste nicht erfuhr, da er mit Niemand plauderte und Niemand, der ihm von was anderm, als vom Geschäft und Handel reden wollte, anhörte. Seine Frau aber war wohl eben so klug, wie er, hatte dabei ein „Schwertmaul" und ließ sich mit Niemand ein. Wer aber mit ihr anband, wurde so gewaschen, daß er neun Tage sich an die Sonne legen durfte und wurde nimmer trocken.

Am meisten ärgerten sich die Nachbarn über die Einigkeit und Ruhe, die in Faets Hause herrschte. Und wahrlich, das war am Meisten zu bewundern, daß Faets Frau alle Eigenheiten und alle Hast und allen Geiz ihres Mannes so still und geduldig ertrug. Allein Faet hatte seine Frau nach seinem Kopfe gezogen und sie so starr unter seinen Willen gebeugt, daß sie seit dreißig Jahren keinen Widerstand mehr versuchte. Ueberdies behandelte Faet seine Frau gut, räumte ihr alle Rechte ein, die ihr zukamen, achtete ihre Sparsam-

keit, obwohl er es nie über sich gewinnen konnte, ihr zu trauen, und muthete ihr keine Arbeit zu, die ihren Kräften und ihrer Stellung im Hause nicht angemessen war. Vielmehr suchte er ihr ihre Lage zu erleichtern, arbeitete für sie, nahm ihr alles, was er verrichten konnte, unter der Hand weg, wenn sie es selbst thun wollte, und erwarb sich durch seinen Fleiß, durch seine Sparsamkeit und durch die eiserne Consequenz, mit der er seinen Zweck, Geld zu verdienen, verfolgte, ihre Achtung. Nach und nach hatte sie sich so ganz in seinen Willen fügen gelernt, und wenn sie nicht von Natur gleich geizig war, wie er, so hatte sie diese Eigenschaft allmählich von ihm angenommen. So kam es dahin, daß zwei so starre Naturen sich fast mit derselben Innigkeit an einander anklammerten, wie zwei recht weiche liebende Herzen und sowohl die Jahre, als auch die fast gänzliche Abgeschlossenheit von der Welt banden sie erst recht fest aneinander. Zu Streit und Zank aber hatten Faet und seine Frau, selbst wenn sie bei hie und da entstehenden Anständen dazu aufgelegt gewesen wären, keine Zeit.

Auch die Dienstboten waren den Einflüsterungen der Nachbarn wenig zugänglich. Faet nahm sie meist vom Lande herein und gewöhnte sie streng an Arbeit und an Schweigsamkeit. Nie durften sie in der Stube mehr reden, als nöthig war, nie im Hause trätschen und plaudern. Sie fürchteten

ihn, wie das Feuer, kamen wenig aus dem Hause, als wenn sie Gänge hatten, und dann war ihnen ihre Zeit sparsam zugemessen. In der Kost wurden sie gehalten, wie der Meister und die Meisterin, einfach, aber reichlich. Geld durfte Keines führen; die Trinkgelder, die sie bekamen, so wie ihren Lohn behielt Faet. Mit strenger Rechtlichkeit verwaltete er das, so daß noch nie ein Knecht oder eine Magd hierüber Klage über ihn hatte führen können. Vielmehr kamen alle, wenn sie längere Zeit bei ihm geblieben waren, mit einem hübschen ersparten Lohn aus dem Hause, mit zwar wenigen, aber guten Kleidern und gewöhnt zur Arbeitsamkeit und Sparsamkeit. Faet aber wußte in großen Häusern der Stadt Bescheid, war dort wohl angesehen und verschaffte seinen Dienstboten, wenn sie ihm treu gedient hatten, aber ihre Lage verbessern wollten, stets gute Plätze. Das war auch ein Kunstgriff von ihm, denn so entging er übler Nachrede. Doch suchte er sie möglichst lange zu behalten und entließ sie nicht eher, als bis sie ihn dazu zwangen. Nicht anstellige, schwatzhafte, untreue oder schlechte Dienstboten jagte er unerbittlich und augenblicklich aus dem Hause. Sein mißtrauisches Gemüth war unablässig damit beschäftigt, seine Leute zu beobachten und er sann beständig darüber nach, wie er Gelegenheit finden möchte, ihren Charakter und ihre Eigenthümlichkeiten zu erforschen. Fallen stellte er ihnen nie, weil

er das mit Recht für den verkehrtesten Weg hielt. Dagegen unterließ er es nie, zu fragen, was sie abgeliefert hätten, wie viel man ihnen Trinkgeld gegeben und wo man ihm das übel nehmen wollte, entschuldigte er sich damit, daß es der einzige Weg sei, seine Leute kennen zu lernen.

Nie sendete er seine Leute fort, um etwas einzukaufen. Er kaufte vielmehr alles selbst und immer im Großen. Daher hatte er an allem Vorrath im Hause und nicht nöthig, seine Magd, oder seinen Knecht zu versenden. Auch enthielt das Haus alles, dessen man zum Geschäft bedurfte, Brunnen, Keller und große Böden in der im Hofe liegenden Scheune. Daher kamen die Dienstboten wenig aus dem Hause und so war den Nachbarn alle Gelegenheit benommen, Klatschereien einzuleiten.

So war es in Faets Hause, und diese Ordnung hatte Leonhard binnen wenigen Wochen einsehen und kennen gelernt.

Für und wider! Das Examen.

Es war an einem Freitage Morgens um neun Uhr, als Leonhard mit seinem fast geleerten Korbe über den Herrenmarkt ging. Da sah er, daß Arbeiter dort eine Menge Buden aufschlugen und erinnerte sich plötzlich, wie ihm die Aeltern oft vom

Nürnberger Christmarkte erzählt, der jetzt der Zeit nach abgehalten werden mußte. Er war selbst noch halb Kind und die Aussicht auf die Herrlichkeiten dieser berühmten Messe von allerlei schönen Spielsachen für die Jugend, die er wohl im Vorbeigehen sehen konnte, gab seinem hübschen Gesichte einen Anschein von Lust und Fröhlichkeit.

Auf dem Markte war das gewöhnliche Treiben. Da standen ganze Karren voll Butter und Schmalz, ganze Zäune voll Hühner, Gänse, Tauben und anderes Geflüge, und die guten Nürnberger Hausfrauen und Beschließerinnen handelten und prüften und kauften nach Herzenslust. Leonhard war zeitig fertig geworden und stand einen Augenblick still, um das rege Treiben mit anzusehen. Da redete ihn plötzlich eine an ihm vorüberstreifende Bürgersfrau, die ihn ins Auge gefaßt hatte, an: „Bist du nicht das Knechtlein, das bei dem Faet dient?"

„Ja, sagte Leonhard und sah die Frau, die er nicht kannte, neugierig an.

„Na, wie gehts dir," sagte die Frau, „du dauerst mich von Herzen."

„Warum?" fragte Leonhard besorgt.

„Na, ich wundere mich nur, wie du so fragst? Du Tapp, wer wird sich denn von so einem alten Geizhals die Haut über die Ohren ziehen lassen? Die ganze Nachbarschaft ist voll, wie er dich mißhandelt, plagt und schindet vom frühen Morgen

bis in die späte Nacht. Dabei habt ihr nicht satt zu essen und werdet behandelt, daß es eine Sünde ist. Du armer Bub, du! Aber ich habs schon oft gesagt, dem garstigen Filz geht kein hiesiger Mensch ins Haus, er läuft denn schon nach einer Stunde wieder davon, darum nimmt er so arme „Bauernbübla und Landmadla“ in Dienst, die nicht wissen, wo aus und an und sich nicht helfen können; der Leuteschinder, der! Ich blieb keine Stunde in seinem Hause. Sei gescheit, du bist ein hübscher, anstelliger Bub und dazu fleißig und brav. Laß dich nicht so schinden und plagen um nichts und wieder nichts. Geh zu einem Meister und lerne ein braves Handwerk, und wenn der Faet dich wieder durchhaut, so thus gleich.“

Leonhard sperrte beide Ohren und das Maul auf, als er so mit sich reden hörte. Die Frau meints gut mit mir, dachte er und es wundert mich nur, daß sie mich kennt. Aber was sie über den Meisler sagt, das muß auch wahr sein, denn der ist ein Unflath und ruh- und rastlos. Vom Morgen bis zum Abend hetzt er daran und jagt einen von Arbeit zu Arbeit, so daß man nicht zu Verstand kommen kann.

Während er diese Betrachtungen bei sich selbst anstellte und stumm vor sich in seinen Korb niedersah, gesellten sich zu der Frau noch andere neugierige Weiber und fragten sie, was sie mit dem Bu-

ben vorhabe? Diese Frage löste den Strom der Rede vollends und das Weib fuhr fort:

„Na, ihr kennt doch den lästerlichen Geizhals, den Faet, den Leuteschinder, der nicht genug kriegen kann und die armen Leute, die bei ihm dienen, bis aufs Blut plagt? Da hat er, weil ihm sein Knecht schon vor einem Vierteljahr davon gelaufen ist, das Büblein zu sich genommen und plagts und schindets zum Erbarmen. S'ist ein Jammer und ein Elend, wie mit dem Buben umgangen wird. Er muß so viel, ja noch mehr schaffen, wie ein großer Knecht und das vom Morgen bis zum Abend. Aber das thut der Faet, weil die Großen zu gescheit sind, sich von ihm so traktiren zu lassen. So ein armer Bauernbub aber, der nicht weiß, wo an und aus, muß nun der Sündenbock sein und sich für den alten Geizhals zu Tod büffeln. Es ist zum Erbarmen und die Polizei sollts nicht leiden."

Da zollten ihr die andern Weiber im Chore Beifall. Leonhard aber, der wohl bisher oft im Stillen geweint hatte, und geseufzt, weil er der Arbeit und der strengen Zucht nicht gewohnt gewesen, dachte in seiner Unerfahrenheit, die Weiber hätten wohl recht; nur helfe es ihm nichts, das Zanken über Faet. Endlich fragte ihn eine:

„Wo bist du denn her, Kind?"

„Aus Stierberg", antwortete er.

„Leben deine Aeltern noch?"

„Nein“, sagte Liendl treuherzig und erzählte das Schicksal des Vaters und der Seinen, wobei ihm unwillkürlich die Thränen in die Augen kamen.

Jetzt ging erst ein rechter Sturm los und aus dem Gerede der Leute, deren immer mehr wurden, tönten ihm nur die Worte ins Ohr: der Bösewicht, der Filz, der Hamster u. s. w., mit denen die Weiber Faet bezeichneten. Hie und da vernahm er auch Manches, was ihm galt, wie z. B. „das arme Waislein, an dem sich der Barach versündigt;“ oder „laßt ihn nicht mehr hin, verschafft ihm einen Lehrherrn, der Bub muß ein Handwerk lernen; er hat ein schönes kluges Gesicht; ich schenkte ihm Zutrauen; wenn nur mein Mann noch keinen Lehrburschen hätte, er müßt' ihn gleich nehmen.“ Das alles gefiel dem Liendl wohl und er war schon im Begriff, den Weibern zu folgen, heimzugehen und Faets Haus zu verlassen, als ihn plötzlich Jemand an der Schulter faßte, ihn umdrehte und ihm zu folgen winkte. Leonhard sah den Mann an, der ihn rief und erkannte in seiner Verlegenheit einen Stierberger, der zum Markte mit einem Karren voll Schmalz und Eier hereingefahren war. Der Bauer kam ihm wie ein Engel vom Himmel, gerade zur rechten Zeit und führte ihn ganz unbemerkt aus dem Haufen scheltender Weiber weg in eine Ecke des Marktes, wo sie ungestört plaudern konnten.

„Ei, Liendl,“ sprach der rechtliche Landmann,

den die Neugierde hinzugetrieben und der alles mit angehört hatte, „was muß ich erleben! Du schämst dich nicht und verläumdest deine Herrschaft auf offenem Markte?“

Leonhard sagte ihm den Anfang und erzählte ihm alles. Der Bauer hörte ihm ruhig zu, fragte dann nach Faet, den er nicht blos dem Namen nach, sondern auch sonst wohl kannte, weil Faet viel in der Gegend von Betzenstein und Stierberg zu schaffen hatte und ließ sich alles erzählen. Endlich sprach er: „Liendl, gut Ding will Weile haben. Du mußt erst was lernen, und dazu ist ein strenger Schulmeister immer geschickter, als ein fahrlässiger. Ich glaub', du bist gerade am rechten Platze, denn ich sehe, daß du wohl hart, aber sonst gehalten wirst, wie sichs gehört. Aller Anfang ist schwer, auch der Deinige kann nicht leicht sein. Sieh also erst ein Jährchen zu, lern arbeiten und füge dich in den Willen deiner Herrschaft. Jeder muß so beginnen, wie du; dazu ist es eine schöne Sache, daß du dir was verdienst. Denke, was du daheim hättest, wie elend wir daheim leben müssen; das hast du viel besser und es wird von Jahr zu Jahr noch besser kommen. Faet ist ein Geizhals, das muß wahr sein, ein alter hastiger Ding; aber ein fleißiger, sparsamer und rechtschaffener Mann ist er auch, und das muß auch wahr sein. Ein Handwerk mußt du aber nicht deshalb lernen wollen, denn da glaube ich, kämst

du vom Regen in die Traufe. Hat der Meister vollauf zu thun, so mußt du arbeiten wie ein Roß; gehts Handwerk nicht, so bist du der Lappen, an dem Jedes seine Schuhe abputzt. Nein, nein, der Teufel hat alles sein wollen, nur kein Lehrbub. Das merk dir und schlag dir das Weibergeschwätz aus dem Kopfe. Bleib du nur bei Faet, lern tüchtig schaffen, daß ein rechter Bursch aus dir wird, dann kannst du später schon weiter sehen. Es sind schon Viele, wie du, in die Stadt gangen und haben noch schwerer anfangen müssen, sind aber jetzt Männer, die „auftreten" können, wie sie's lüstet und ganz andere Leute, als so ein Handwerksmann."

„Ja," meinte Liendl, „er wolle wohl bleiben, die Leute riethen ihm nur so ab und schimpften auf Faet."

„Das hat nichts auf sich," sagte der Bauer, die seien nicht die schlecht'sten Früchte, an denen die Wespen nagten, und es frage sich erst, wer böser sei, Faet, oder die Leute, die ihn bei seinen Dienstboten herabsetzten. Er solle nur jetzt gehen, gut thun, aufmerken, lernen und auf der Leute Gerede nicht achten, dann werde sich wohl alles von selbst geben."

„Lernen möge er wohl und gerne," sagte Leonhard, zumal weil er die Schule nicht ganz durchgemacht habe. Aber Faet ließe ihm dazu

keine Zeit, obwohl er ihm versprochen, daß er ihn zu Nürnberg in die Schule schicken wolle."

„Da solle er noch ein paar Wochen zusehen, ehe er darüber frage, ob Faet nicht sein Wort aus eigenem Antrieb halte. Vielleicht habe Faet etwas vor. Thue er es aber nicht, so möge er bescheiden fragen und bitten, dann werde er schon hören."

Als der Bauer das gesagt hatte, schlugs zehne, die Stunde, wo Leonhard daheim sein mußte. Er nahm also sehr verändert und umgestimmt Abschied, lief aus dem Markte, an dem Haufen Klatschschwestern, die ihm den Kopf verdreht hatten und jetzt schon wieder von andern Dingen patschten, vorbei, besorgte seinen letzten Gang und kam nach Hause, ehe Fact, der nach der Uhr sah, Veranlassung zum Zanken nehmen konnte. Still saß er an dem Tisch, woselbst bereits Safran gebunden wurde und während seine Hände fleißig gingen, sann er dem nach, was die Weiber und der Bauer zu ihm gesagt hatten. Erst wollte es ihm dünken, daß es die Weiber besser mit ihm gemeint hätten; aber bald sah sein allmählich reifender Verstand ein, daß das keineswegs der Fall sei. Er dachte nach über den Fleiß und die ununterbrochene Thätigkeit seines Meisters, der zwar viel von ihm verlangte, sich selbst aber immer das Härteste aufbürdete; über die stille emsige Thätigkeit und Ordnung der Hausfrau, die allen mit einem guten Beispiele voranging. Er sah die stille

Ruhe im Hause, wo alles zusammenklappte, wie in einer Mühle und Jedem sein Platz zum Arbeiten angewiesen war, an dem er unter der Aufsicht des Herrn und der Frau thun mußte, was sich gebührte. Allerdings ertrotzte Faet das alles mit Härte und bestand unerbittlich auf seiner Forderung. Allerdings war Geiz die Haupttriebfeder seiner Handlungen, Geiz, ja so nannten es alle Leute, und Mißtrauen. Allein ein dunkles Gefühl sagte Leonhard, daß wohl jeder Mensch so viel zu erwerben und mit Hilfe seiner Dienstboten auszurichten suche, als er könne, und daß man wohl Manchem, der viel verdiene, aber alles wieder durchjage, mit Recht mehr Geiz vorwerfen könne, als Faet. Leonhard bekam also eine dunkle Ahnung davon, daß das Sparen an sich und Andern nicht Geiz sei, sondern nur das unrechtmäßige Vorenthalten von Dingen, die man selbst bedarf oder Andern zu geben schuldig wäre.

Man war heute frühzeitig fertig geworden und Faet sagte zu Leonhard: Du, helf' mir die Sach' raufstragen und einpacken, so lernst's und kannst's thun, wenn mir einmal was vorkommen sollte, das mich abhält."

Leonhard folgte seinem Herrn in das obere Stockwerk des Hauses, wohin er seither noch nie gekommen war. Hier endete die enge Wendeltreppe an einer Thüre, welche Faet aufschloß. Man trat dann auf eine mit blendend weiß ge-

scheuerten Marmortafeln gepflasterte Flur, an deren Wänden große verschlossene, aber äusserst sauber gebohnte Eichenschränke standen. Rechts war eine Kammer, zu deren halbgeöffneten Fenstern der Geruch des geräucherten Fleisches herausdrang und sich über das ganze Gelaß verbreitete. Leonhard warf einen Blick hinein und sah dort die Schlägel und Seitenstücke dicht hängen, so daß ihn ein Blick belehrte, es müßte dort ein schwerer Vorrath befindlich sein.

Faet ging nun voran in das Zimmer. Hier stand ein großes Himmelbett, wo er und seine Frau schliefen. Aber es war da alles rein, luftig; die Fenster waren offen, das Bett sauber gemacht und mit einer schöngeplätteten und geblümten Kattundecke zugedeckt. Ein eingelegter Tisch mit gedrehten Füßen, auf welchem die sorgfältig ausgelöschte Nachtlampe noch stand und der glänzende messingene Feuerzeug, sechs mit rothem Damast bezogene Stühle vor dem Bett und an den Wänden, auf den Gesimsen blau gemalte Kaffeegeschirre und Tassen, Porzellankrüge, Zinnkannen und geschnittene Gläser, an der Vertäfelung Bilder aus der heiligen Geschichte — alles das war sehr schön und zog die Aufmerksamkeit des Knaben auf sich. Durch den Verschlag führte eine Thüre in die größere anstoßende Kammer. Diese schien Faets eigentliches Vorrathshaus vertreten zu müssen. Hier wirthschaftete er und hatte die Frau nichts

zu thun. Darum stand da alles in scheinbarer Unordnung auf und nebeneinander, Kisten, neue und alte, auf Fässern, Bottiche und Zuber, offen und sorgfältig zugedeckt über und nebeneinander. An der Wand waren große Regale mit Fächern und Schubladen, alles voll bis an die Decke. Mitten durch all das Zeug ging ein schmaler Gang, um beikommen zu können. Es war alles voll, und da die Fenster vergittert waren, so wars auch ziemlich dunkel da, dazu die Luft schwer und von allerlei Gewürzdünsten erstickend. Jetzt öffnete Fact einen Laden und ein paar Fenster, da wurde es heller und leidentlicher.

Er suchte nun unter den Kisten eine aus, maß sie mit der gespannten Hand, rechnete bedächtig, was sie fassen und, wenn gefüllt, wiegen müsse, überschlug den Bedarf in einem Büchlein, das an der Wand hing und setzte sich dann auf einen Tritt, rückte den gefüllten Korb heran und befahl Leonhard, ihm daraus zuzulangen. Das war ein Spiel für den an anstrengendere Dinge schon gewöhnten Knaben, und die Sache ging ruhig ihren Gang. Leonhard sann, da Meister Fact seiner Gewohnheit nach nichts redete, über die Vorfälle vom heutigen Morgen nach und es fiel ihm ein, was der Landsmann ihm gerathen hatte. Fact war augenscheinlich guter Laune, denn er pfiff halblaut und schlichtete seine Packete so recht gemüthlich zwischen die Holzschleißen in die Kiste.

Da dachte Leonhard, jetzt wäre eine schickliche Zeit zum Fragen und sann nach, wie er wohl seine Sache anzubringen habe; allein es wollte sich ihm immer nicht recht schicken. Da gab ihm Faet selbst die Gelegenheit dazu an die Hand, indem er sagte:

„Ich will doch einmal sehen, was du gelernt hast. Rechne mir einmal aus, was ich dem Fuhrmann zahlen muß, wenn er mir diese Kiste bis nach Bremen mitnimmt. Sie wiegt 84 Pfund, und da ich für den Centner die Meile eine Landmünze (2 kr. 2 pf.) zahlen muß, was bekommt der Fuhrmann Fracht von mir? Nach Bremen sind aber 95 Meilen."

Das waren Leonhard böhmische Dörfer; er rechnete hin und her, brachte aber nichts heraus und Faet lächelte still vor sich hin. Endlich gestand der Knabe, daß er das Exempel nicht herausbringen könne und Faet sagte: „Na, das dacht ich mir, du wirst eben das Rechnen noch lernen müssen."

„Ja, Meister," sagte Leonhard, „das wäre mein Wunsch," ich weiß wohl, daß ich nur wenig gelernt habe und so kaum in der Welt fortkommen werde. Ihr habt mir aber auch versprochen, daß Ihr mich in Nürnberg noch zur Schule schicken wolltet."

„He, daran hättest du mich nicht zu mahnen gebraucht, Junge," sagte Faet fast böse werdend. Ich habe wohl selbst schon daran gedacht, nur

fehlt eben, wie du selbst siehst, jetzt die Zeit. Im Winter gehts nicht, aber im Frühjahr will ich daran denken. Ich habe vor, dich zu einem geschickten Instruktor zu thun, der dir im Schreiben und Rechnen nachhelfen soll und nicht in die Schule, denn dahin bist du zu groß. Jetzt laß einmal sehen, wie weit du denn eigentlich im Rechnen bist. Wenn ich für den Ctr. 2 kr. 2 pf. Fracht zahle, so kosten 84 Pfund 2 kr. in der Meile. Wie viel kosteten mich dann 95 Meilen?"

Das hatte Leonhard bald heraus und sagte 3 fl. 10 kr., und als Faet fragte: Was verdient der Bremer Fuhrmann, wenn er achtzig Ctr. ladet und für den Ctr. 3 fl. 10 kr. Fuhrlohn bekömmt, sagte er bald 344 fl. „Sieh da, sagte Faet, du hast schon einen hübschen Anfang gemacht. Aber laß sehen, ich muß dir doch noch etwas besser auf die Zähne fühlen." Es begann nun ein seltsames Examen. Der durch und durch praktische Faet fuhr auf dem Gebiet der häuslichen und Geschäftsrechnenkunst hin und her, wie der Farbenreiber mit dem Führer auf der Steintafel. Leonhard hatte sein Einmaleins fest gelernt, und wie alle Menschen, welche ihr bischen Kenntnisse nur so „erstehlen" müssen, die Schule als etwas Nützliches und Unentbehrliches werth gehalten. Meister Faet sah bald ein, daß der Knabe sein ABC verdaut habe und durch die schmale Kost nach Mehr lüstern sei. Das freute ihn, obschon er sichs nicht merken ließ

und darum suchte er den Knaben auszustudiren bis zu jenem Punkte, wo die Grenzen seines Wissens in die Augen sprangen. Das Feld war klein, auf dem Leonhard bewandert war; aber Faet gestand sich, daß Leonhard das Wenige, was er wußte, als volles Eigenthum besaß, und daß er sich damit besser half, als Mancher, der in gute Schulen lange gegangen. Das Examen ging also fort, so lang die Arbeit dauerte. Dann sagte Faet kurz: „So, jetzt geh zur Frau hinab und helf ihr.“

Als Leonhard unten war, nahm Faet ein Stückchen Kreide aus seiner Tasche und schrieb an die Kammerthür den Namen „Schleizer.“ Warum, das sollen unsere Leser später hören.

Der Winter verfloß unter den gewöhnlichen Beschäftigungen, und es wurde Frühling. Leonhard hatte eines Tages seinem Meister geholfen Kisten packen und man war fast mit der langwierigen umständlichen Arbeit völlig zu Ende gekommen, als Faet den Burschen mit dem Auftrag überraschte, hinabzugehen und ihm seine Frau heraufzusenden. Er selbst blieb im oberen Gelaß des Hauses, und kramte noch eine geraume Zeit in seiner Kammer unter den daselbst aufgespeicherten Vorräthen, bis endlich die Thüre im anstoßenden Zimmer knarrte und diese Töne ihm anzeigten, daß seine Frau heraufgekommen wäre. Seiner mißtrauischen Weise gemäß öffnete er die Kammerthüre, um sich zu überzeugen, ob er richtig gerathen habe, und als

er seine Gattin erblickte, ließ er einen unartikulirten Ton hören, der etwa sagen sollte: Gut, daß du da bist; wart noch ein wenig. Dann eilte er, mit seinen Geschäften zu Ende zu kommen, trat ins Schlafzimmer und setzte sich dort an den Tisch in den Sorgenstuhl, der zu diesem Zwecke von seiner Frau zurecht gerückt worden war.

Die Frau wartete geduldig eine Zeitlang, da sie die Weise ihres Mannes, der mit der That rasch, aber dafür mit den Worten sehr langsam zur Hand war, genau kannte. Endlich begann Fact das Gespräch, welches wir unsern Lesern mittheilen wollen, indem er sagte:

„Röse, was hältst du von dem Liendl?"

„Er taugt," sagte die Frau.

„Ich habe bisher noch nichts von ihm reden wollen, weil es mir darum zu thun war, daß du ihn selbst kennen lernen sollst. Aber alleweil hab ich eine Reise vor, und da müssen wir erst eins sein, was wir von dem Buben halten. Er ist armer, aber ehrlicher Leute Kind, von droben runter, wo ich auch her bin. Es wohnen da noch rechtschaffene Leute, ehrlicher und zuverlässiger, als die Städter. Ich kenne sie. Ich habe lange nach einem solchen Buben getrachtet, den ich nach meinem Kopf ziehen könnte. Du hast recht, der Liendl taugt und ich bin mit ihm zufrieden, ob ich es mir schon nicht merken lasse."

„Es ist ein guter ehrlicher Junge," sagte die Frau nachdenklich.

„Ja, er ist ehrlich, ich hab ihm nachgefragt. Wenn er nur so bleibt!" fuhr Fact fort; „bis jetzt kann man sich auf ihn verlassen. Nun von Anderem. Ich will morgen weg von hier, auf acht, vielleicht zehn Wochen. Hier hast du die Schlüssel. Sieh zum Zeug, daß nichts zu Grund gehe. Der Andres wird alle Tage zum Hacken und Einmachen kommen."

„Wozu?" fragte die Frau aufhorchend.

„Er kommt und hilft zum Geschäft."

„Wie? ich brauche ihn nicht, ich habe ja den Leonhard."

„Nein, den nehm ich mit," sagte Fact.

„Hm," versetzte die Frau und legte mit diesem Laute an den Tag, daß sie Leonhards Entfernung aus dem Hause überrasche.

„Er muß mit mir, ich will ihn angewöhnen zum Geschäfte und draußen werde ich noch bessere Gelegenheit finden, ihn nach meinem Kopfe zu ziehen."

Die Frau antwortete nichts; aber ihr weiblicher weicherer Sinn empörte sich gegen den Gedanken, daß ein so junger Bursche, der noch ein halbes Kind war, solchen Beschwerden ausgesetzt sein sollte, wie sie eine von Facts gewöhnlichen Reisen mit sich brachte. Sie sann lange nach; endlich wagte sie es doch, gegen das Vorhaben

ihres Mannes eine leise Einwendung zu machen und sagte:

„Glaubst du, daß er's aushalten kann?"

„Von Stierberg nach der Stadt sind gute nenn Stunden, die hat er gemacht, als er von daheim wegging, ohne an Arbeit gewöhnt zu sein und ohne müd zu werden. Die Leute von droben sind ein anderer Schlag, als die hiesigen. Der Liendl ist schon recht zu dem, was ich mit ihm vorhabe."

„Es ist nicht wegen ihm," sagte die Frau, sondern auch wegen uns. Man wirds uns verdenken, wenn wir dem Burschen so was zumuthen. Auch weiß er nicht anders, als daß er zum Dienste im Haus verdungen ist."

„Ei, wann hätt' ich nach andern Leuten was gefragt?" sagte Faet ungeduldig. „Ists nicht ein Elend heut zu Tage, wenn man es über sich ergehen lassen muß, daß die Leute schwätzen? Das wäre mir noch schön, wenn ich mich was darum kümmern sollte. Was hören wir davon? Ich meins nicht schlecht mit dem Burschen, obwohl er sein Brod verdienen muß. Er soll die Welt sehen, soll sorgen und erwerben lernen, und ich werde ihm nicht auferlegen, was über seine Kräfte geht. Richte also seine Wäsche und bringe sie herauf, ich will ihm dieses Bündel packen und morgen geht er mit mir."

Bei diesen Worten erhob sich Faet und ging

in die Kammer; seine Frau brachte ein Hemde und ein paar Strümpfe, Leonhards ganzen übrigen Wäschevorrath und reichte diesen ihrem Manne, der denselben in dem obersten Raum eines Bündels, welcher schwer mit Safran gefüllt war, unterbrachte. Einen noch viel schwereren Bündel schnürte er selbst sodann zu, wog diesen und den für Leonhard bestimmten noch einmal mit den Händen und rückte sie sodann an die Wand.

Hierauf setzte er das Packen seiner Kisten, an die er nur die letzte Hand zu legen hatte, fort, schlug und nagelte dann eine nach der andern zu, nahm ein Gefäß mit schwarzer Farbe, zeichnete die Kisten, numerirte sie und versah sie mit allen Angaben, welche der Fuhrmann und der Spediteur bedurfte. Dann schrieb er die Briefe und das Verzeichniß, und trug alles mühsam und sorgfältig in sein Buch ein, welches er nach einer genauen Uebersicht verschloß und im Wandschränkchen verwahrte. Als es gegen Abend ging, zog er seinen Rock an und begab sich zu einem Kaufmanne, mit welchem er gewöhnlich seine Geschäfte abzumachen pflegte. Hier war alles bald geordnet, und Faet kehrte wieder nach Hause zurück. Bald hernach kam ein Zufuhrwagen und mit diesem ein paar starke Bursche, welche mit Faets Hilfe die schweren Kisten aus dem oberen Stock des Hauses herabholten, aufluden und damit von dannen fuhren. Nach einer Stunde brachte ein Lehrling

Faet Papiere, welche dieser mit seinem Buche verglich und als er alles richtig befunden hatte, in demselben Schranke mit dem Buche verschloß. Als das geschehen war, kehrte er sich nach der finstersten Ecke der Kammer, faltete, nachdem er das Käppchen abgenommen hatte, die Hände und betete lange und still. Dann warf er auch einen scharfen Blick auf alle in der Kammer befindlichen Gegenstände, schloß dann den Fensterladen und die Fenster und ging hinab ins Zimmer, um dort seiner Frau bei der Arbeit behilflich zu sein.

Die nöthigen Geschäfte wurden, wie immer, still und rasch verrichtet, Leonhard heute zeitig und mit der Bemerkung zu Bette gesendet, daß es morgen vor Tage fortgehe. Auch Faet schloß das Haus, sobald er vermuthen konnte, daß Niemand mehr anpochen würde, und ging dann zur Ruhe, um sich durch Schlaf zu den Anstrengungen der folgenden Tage zu stärken.

Es lag eine finstere Nacht auf der Erde; vom Himmel stürzte ein dichter, aber warmer Regen herab, und laut widerhallten die öden Straßen der alten Reichsstadt Nürnberg vom Plätschern der überströmenden Dachrinnen, als Leonhard die rauhe Stimme seines Meisters vernahm, der ihn weckte. Rasch sprang der Bursche auf, rascher als gewöhnlich kleidete er sich an und erschien unten in der hellbeleuchteten Stube. Hier traf er den Meister und die Meisterin. Der Tisch war

bereits mit einer tüchtigen Schüssel Brennsuppe besetzt, und die Alten begannen unmittelbar nach seinem Eintritte ihr Morgengebet laut zu verrichten, an dem Leonhard der frommen von früher Jugend an liebgewordenen Gewohnheit gemäß herzlichen Antheil nahm.

Man setzte sich zu Tische. Auch das Dienstmädchen erschien und sprach der Suppe fleißig zu. Doch rollten aus den Augen der wackern Magd, wie sie so still dasaß und speiste, ein paar helle Thränen, die sie, von Allen unbemerkt, rasch mit der Hand trocknete. Faet theilte seiner Frau, die ihm aufmerksam zuhörte, noch einige nöthige Dinge mit und ordnete so alles für eine lange Abwesenheit. Außer ihm sprach Niemand. Endlich schlug die Glocke drei Uhr. Da stand er auf, hieß die Frau mit dem Lichte vorangehen und folgte ihr mit Leonhard in das obere Gelaß des Hauses. Hier zeigte er dem Knaben den für ihn bestimmten Pack mit den Worten: „Nun, Liendl, das ist dein Antheil; laß einmal sehen, ob du damit zurecht kommst."

Leonhard griff an, hob den Pack, obwohl er weit über dreißig Pfunde wog, mit Leichtigkeit, stellte ihn auf den Tisch und nahm ihn dann auf den Rücken. Faet reichte ihm ein für ihn bereit gehaltenes breitkrämpiges Hütchen, hing ihm eine mit Weiden überflochtene Flasche um und gab ihm einen langen knotigen Stab in die Hand.

„Nun, Bursch," fragte er dann, wie thuts? „Kannst's tragen?"

„Ei, recht gut," sprach Leonhard muthig, dem der Pack gar nicht schwer vorkam, „aber wohin?"

„Das wird sich finden, Liendl; wir machen uns jetzt auf den Weg, zwar etwas weit, doch du sollst Nutzen davon haben. Nun heb einmal!" Damit schob er ihm das Bündel zu, welches er sich selbst zurecht gerichtet hatte.

Leonhard setzte ab und griff an. Allein das Gewicht des Packes überstieg das Maß dessen, was er heben konnte, bei Weitem. Er war fast achtzig Pfunde schwer.

Faet verzog — eine Seltenheit — sein Gesicht zu einem Lächeln, das sich bei ihm ausnahm, wie der erste warme Sonnenblick, wenn im Winter der Himmel zehn bis zwölf Wochen lang grau überzogen war und sprach:

„Es ist nur, daß du siehst, wie groß mein Theil ist. Wir theilen unsere Last nach unsern Kräften; wir werden aber unser Brod gleich theilen und du sollst nie zu kurz kommen. Jetzt einen Abschied, damit wir fortkommen."

Leonhards Ueberraschung war groß; er reichte der Meisterin und der Magd nach einander die Hand und wünschte ihnen gute Gesundheit und fröhliches Wiedersehen. Die Magd zerfloß in Thränen und Leonhard, da er die Magd verwundert betrachtete, bemerkte nicht, daß Faet seiner

Frau lange und stumm die Hand drückte, dann sich rasch umkehrte, seinen Pack allein hob, auf den Rücken nahm, den Hut aufsetzte und dann still zur Thüre in den Tennen und zum Hause hinausging.

Frau Faet sagte jetzt gemüthlich: „Geh Kind, daß du nicht zurückbleibst, Er schreitet gar schnell voran!" drückte ihm dann den Hut und den Stab in die Hand, leuchtete voran und Leonhard eilte dem Meister eiligen Schrittes nach. Ehe er um die Ecke bog, warf er noch einen Blick nach dem Hause. Aber dort war die Pforte wieder verschlossen und er sah nichts, als den Schein des Lichtes, der durch die Ritzen im Fensterladen drang. Bald hatten beide Wanderer das Thor erreicht. Hier wurde von den murrenden Wächtern den frühen Wanderern geöffnet und hinaus gings über die Brücke in die feuchte regenkalte, aber duftige Morgenluft.

Leonhard schritt eifrig hinter Faet darein. Dieser aber setzte, ohne ein Wort zu reden, seinen Weg still und eifrig fort. Inzwischen ging die Sonne hinter Wolken gar trübe auf und es sah aus, als ob es einen Regentag geben wolle. Leonhard warf nun von der höher liegenden schmutzigen Landstraße einen prüfenden Blick auf das umliegende dicht mit Dörfern besäete weite und ebene Land. Dem Sohne des Gebirgs war diese reichbebaute einem ungeheuern Garten mehr als einer

Flur gleichende Gegend eine überraschende Erscheinung, so daß er darüber der Schmerzen und der Ermüdung, die sich allmählich bei ihm einstellten, fast vergaß. Er staunte über die üppig mit den manchfaltigsten Gemüsen und Gartenpflanzen prangenden Beete des weitberühmten gesegneten Knoblauchslandes, wie diese eigenthümliche Gegend schon von uralter Zeit her genannt wird, und erwog prüfend, wie weit der Ackerbau in seinen heimathlichen steinigen Bergen hinter dem zurückblieb, was er hier erblickte. Der Regen, der in der Nacht gefallen war, hatte alles erquickt und aufgefrischt. Strotzend und frech reckten die Pflanzen ihre von Kraft und raschem Wachsthum zeugenden Häupter in den röthlichen Morgenhimmel empor, und als jetzt ein warmer Sonnenstrahl sich über die Flur ergoß, schimmerten unzählige feine Blätter in demselben, als seien sie aus Smaragden geformt, und die Thautropfen glänzten und flunkerten wie darüber gestreute Brillanten. Das war gar schön anzusehen, und der fröhliche Chor unzähliger Lerchen lautete gerade, als ob sie zu diesem lieblichen Schauspiele der Natur noch eine recht heitere und reine Musik aufführen wollten, damit auch das Ohr bei dem Genusse für die andern Sinne nicht leer ausgehe.

Ein dunkles Gefühl sagte auch dem für solche Eindrücke nicht unempfänglichen Knaben, der schon halb ermüdet von der ungewohnten schmerzhaft

drückenden Last hinter dem unempfindlich voranschreitenden alten Manne herwankte, was die Natur hier Herrliches gebildet, um den regen Fleiß des Menschen zu belohnen. Zwar wanderte er unbeachtet und fast einsam durch diese reiche Flur dahin; aber in seinem frischkräftigen Gemüth entstand der Gedanke nicht, daß er arm, ein der rohen Gewalt anheimgegebenes schutzloses Waislein sei, denn er empfand, ohne es sich klar bewußt zu sein, die ganze Kraft des Gedankens, daß Der, welcher so liebreich für das Gras des Feldes sorge, auch des Aermsten, auch seiner nicht vergessen werde. Und als nun aus einem nahen Dörfchen des Morgenglöckleins Schall laut durch die Luft herüberklang, da riefs ihn mächtig zum Gebete. Er zog, still seines Weges wandernd, das feuchte Hütchen ab, betete seine armseligen Worte mit einem Gefühle der reichsten Andacht, um das ihn mancher Sünder beneidet hätte, und so hatte er seine Wanderschaft mit dem besten, was uns in der Welt, in dieser Reise zur Ewigkeit, noth thut, angefangen.

Um diese Zeit wendete sich Faet im Gehen einmal um, wie Einer es etwa für nöthig findet, doch einmal unter Weges nach dem Karren zu sehen, den er hinter sich dreinschleppt, und bemerkte, daß Leonhard mit zur Erde gerichteten Augen betete. Dabei sah er, wie der Knab sich unter der Last vorwärts beugte, um das Gewicht derselben

durch eine entsprechende Lage seines Oberkörpers aufzuheben. Da zog in sein rauhes Inneres doch etwas Mildes, wie etwa einmal im tiefen Januar zur Mittagszeit ein lauer Windhauch uns ahnen läßt, daß die Natur noch Spuren von Wärme bewahre und nicht gänzlich erstarrt sei, und da er vorwärts ein Dorf liegen sah, so sprach er: „Sei tapfer, Liendl, wenn wir in jene Ortschaft kommen, ruhen wir ein wenig aus."

Diese Worte überraschten den Knaben sehr, und er faßte neuen Muth, weil er sah, daß sein Herr doch eine Rücksicht auf ihn nehme und einen vernünftigen Vergleich zwischen dem, was er leisten solle und seinem Vermögen dazu anstellte. Das Dorf war bald erreicht und kurze Zeit darauf lagen die Bündel auf der Bank in der trotz der milden Witterung noch warm geheitzten Wirthsstube.

Der Wirth war draußen im Hofe, um die Knechte zur Arbeit anzuweisen. Er kam herein, um die frühen Gäste zu mustern, grüßte aber frostig, sobald er Faet erkannte. Dieser bot ihm sogleich etwas von seinem Handelsartikel zum Kaufe an. Der Wirth zuckte die Achseln und rief seiner Frau, welche herein kam. Unterdessen hatte Faet Leonhards Bündel geöffnet und auf dem Tische einige noch unangebrochene Packete ausgelegt. Die Wirthin aber wehrte ihm und sprach: sie sei mit solcher Waare schon hinlänglich versehen und Faet

habe sie das letzte Mal viel zu theuer gehalten. Es erhob sich nun ein Gespräch, in welchem Leonhard die Schlauheit seines Meisters zu bewundern Gelegenheit hatte. Denn trotz der Abneigung der Frau, mit ihm Geschäfte zu machen, hatte er ihr doch bald um ein paar Gulden Safran angeschwätzt, wofür sie das Geld mit verdrießlicher Miene hinzählte.

„Was wollt Ihr nun zehren, Faet?“ sagte der Wirth, um zu sehen, wie dieser ihn selbst in Nahrung versetzen würde.

Faet steckte das Geld zu sich und verlangte eine Kanne Bier und etwas Wurst und Brod. Der Schlaue berechnete, daß er hier nie wieder etwas absetzen würde, wenn er nicht etwas drauf gehen ließe. Ueberdies wollte er Leonhard guten Muth machen und zeigen, daß er draußen nicht karge. Das Frühstück kam und beide, Faet und Leonhard, die ihre Brennsuppe längst verdaut hatten, ließen sich's trefflich schmecken. Als die Zeche berichtigt war, luden die Reisegenossen ihre Bündel auf und schickten sich an, weiter zu gehen.

„Ihr habt da einen artigen Buben, Faet,“ sagte die Wirthin, die Leonhard, der sich unter dem schweren Bündel krümmte, denn jetzt empfand er dessen Last recht tüchtig, heimlich bedauerte.

„Hm, er ist von droben runter, wird wohl noch werden,“ brummte der Meister.

„Geht er ganz mit Euch?“

„Ja, das muß er lernen."

„Wohin führt der Weg?"

„Wir werden wohl bis Bremen, Hamburg und Lübeck kommen, wenn nicht weiter."

„Blitz, da habt Ihr's Euch lang genug vorgenommen!" sagte der Wirth erstaunt; „wenn nur der Knab' aushält."

„Ich machs nicht zu arg, gewöhnen muß er's so noch," sagte Faet etwas verlegen. „Ich denke, was ich Alter thun kann, wird er mit seinen jungen Beinen auch wegbringen. B'hüt Euch Gott und bleibt gesund, bis ich wieder komme!"

B'hüt Gott! Glück auf die Reise und kehrt beim Heimweg wieder ein" sagten Wirth und Wirthin, mehr an den Knaben als an den Alten gewendet. Mitleidige Blicke folgten Leonhard, als er mit bedenklicher Miene zur Thüre hinter Faet hinausschritt. Er hatte abermals eine Anwandlung von Wehmuth, als er sich so bedauert sah, wie einst im Wirthshause zum Ochsen in Eschenau und auf dem Christmarkte zu Nürnberg. Als er aber durchs Dorf wieder ins Freie hinausschritt, wo nun die freundliche Sonne in aller Klarheit leuchtete, denn das Wetter hatte sich bald geklärt, da zog der Friede und Frohmuth abermals in seine Seele ein und er schritt dem wie eine Eisengestalt ihm stätig, fest und immer gleich rasch vorangehenden Meister tapfer nach.

Wagengerassel kam hinterdrein. Ein Fuhrwa-

gen, mit den raschen Pferden des Wirths bespannt, kam daher. Droben stand der kräftige Knecht des Wirths und knallte mit der Peitsche, daß es nur so wetterte und pfiff. Bald sausten die Rosse an den in den sandiger werdenden Wege sich abmüdenden Wanderern vorüber.

„He da, Faet, wollt Ihr hinten ablegen und aufsitzen?“ sagte der kräftige Bursche.

„Ja, Hannes, du bist ein braver Kerl!“ antwortete Faet, bog nach dem Wagen aus, warf seinen Bündel drauf, nahm Leonhard den seinen ab, legte ihn daneben und stieg dann mit dem Knaben hinten auf, dem er den Auftrag gab, auf die Bündel wohl acht zu haben. Das war etwas zur Herzstärkung für unsern ermüdeten Freund, und er lauschte wohlgefällig und aufmerksam dem Gespräch, das die Beiden vorne im Wagen mit einander führten.

„Wo fährst du hin, Hannes.“

„In 'Wald; Holz soll ich laden, das wir dort noch stehen haben. Der Holzförster hat dem Herrn mit Strafen droht, wenn wir den Platz nicht räumen. Aber wo wollt Ihr heut hin, Faet, weil Ihr Euch so früh auf den Weg gemacht habt?“

„Bis Forchheim, wenns geht und wir in Erlangen und Bayersdorf nicht zu lange aufgehalten werden.“

„Das ist gut, da könnt Ihr fast zwei Stun-

den weit mit mir fahren. Wo ist Euer Knab her, er sieht noch recht jung aus?"

„Er sieht nur so, ist er doch schon fünfzehne," sagte Faet verdrießlich. „Aber Hannes, ists wahr, was ich gehört habe?"

„Was denn?" sagte der Knecht, ohne sich umzusehen.

„Du heirathest die Kruckenbäuerin in Buch?"

„Das ist wahr, an Laurenzi übernehme ich den Hof und lass' mich trauen. Wer hats Euch gesagt?"

„Ich habs im Schwarzbauernhof*) erfahren." Die Bucher sehen scheel dazu.

„Meinetwegen," lachte der rüstige Knecht; mögen Sie die Fäuste in der Tasche machen. Zeigen wird mir sie Keiner mehr."

„Wie da?" forschte Faet weiter.

„Die Kruckenbäuerin hatte viel Anwandlungen von ihrer Freundschaft, als ihr Mann starb. Weil sie kein Kind von ihm hatte, so sollte sie den Hof an ihren Schwager ablassen und sechs tausend Gulden dafür nehmen. Für einen Mann hatten sie auch schon gesorgt und der Holzförster in Allmoshof strich viel mehr um den Hof her, als in seinem Revier. Aber ich und die Bäuerin sind

*) eine altbekannte Nürnberger, meist von Landleuten besuchte Wirthschaft.

eins geworden, eh sie es sich versahen. Da gabs Sturm und an Fastnacht, wo ich zum ersten Male mit ihr zum Tanze ging, dachten sie mir meine Heirath mit den Fäusten aus dem Kopfe zu treiben."

„Blitz!" sagte Faet, den Knecht, der sich während des Gesprächs nicht umsah, mit den Augen messend.

„Ich bin mit ihnen fertig geworden, aber Prügel hats genug gegeben, und ich weiß nicht, hat der Schneider, oder der Bader darnach mehr zu flicken gehabt?"

„S'ist ein schönes Anwesen," sagte Faet aufhorchend.

„Ja, wenns ordentlich betrieben wird," antwortete der Knecht, so kann der Hof im Jahre auf zwölf bis fünfzehn hundert Gulden Nutz' abwerfen. Häuser, Scheunen sind gut und schön, im Stalle vier Pferde, zwei Rinder und elf Kühe, Geflügel genug, dazu die Stadt nahe, wo man alles für theuer Geld verwerthen kann."

„Und die junge, hübsche Frau?"

„Ist eine ganze Frau, wie sie ein Bauer braucht," sagte der wackere Knecht; „eine, die Menschen und Vieh was gönnt, dazu gescheidt und sparsam."

„Da wirst du ein gemachter Mann," sagte Faet.

Der Knecht lachte und schwieg nachdenklich

still. Leonhard sah ihn an und dachte, es sei doch schön, zu so einem Ziele zu kommen, von wo aus man der Zukunft mit getrostem Muth und hellem Aug entgegenblicken könne. Er verglich seinen Anfang und seine Aussichten mit denen dieses Burschen, und es entstand in ihm der Gedanke: ob er es wohl auch einmal in der Welt so weit, wie der Knecht, bringen werde?"

Inzwischen hatte man Tennenlohe erreicht. Da stand links ein niederes Häuslein, mit Schindeln gedeckt, gar klein und ärmlich anzusehen. Bisher hatte der Knecht noch kein Auge von seinen Rossen verwendet; aber jetzt zog er die Zügel an, daß die Thiere still standen und sagte zu Faet indem er mit der Peitsche nach dem Hüttchen deutete:

„Da seht, Herr Faet, das ist meiner Eltern Hütte gewesen."

„Das?" sagte der Angeredete, „und ist Niemand von den Deinen mehr drauf?"

„Vater und Mutter liegen dort —" er zeigte nach dem Kirchhof und wischte sich unbemerkt die Augen. „Das Häuschen hat der Schuldherr genommen, als ich eilf Jahre alt war, und meine Mutter starb."

„Wo kamst du hin?"

„Zum Hirten als Knechtlein," sagte Hannes kurz, da ihm trotz seines blühenden Glückes beim Anblick der jetzt in fremden Händen befindlichen

Heimath und des Friedhofs, auf dem seine Erzeuger den letzten langen Schlummer schliefen, ungemein weh zu Muthe ward.

„Wie viel Lohn erhieltest du da?“ sagte Faet lachend.

„Vier Gulden fürs ganze Jahr,“ antwortete der Knecht; „das war eine harte Zeit!“

„Warum?“

„Im Stalle beim Heerdochsen und den Ziegen schlafen, von den Thieren oft getreten, nicht satt zu essen, täglich Schläge genug und nicht wissen, warum? Jahr aus, Jahr ein in keiner Stube, im Sommer vom Morgen bis Abend mit auf die Weide, des Nachts füttern, dann oft Boten laufen, im Winter täglich in den Wald nach Holz fahren, oft wenn der Schnee kniehoch lag, dazu nichts auf dem Leib, keine warmen Kleider — ist das nicht genug?“ „Und Ihr fragt noch warum?“

„Laß gut sein, Hannes, so siehst du's ein, was du hast, wennst's besser kriegst. Es ist immer besser ein harter Anfang, als ein leichter. Ich bin auch nicht zwischen Rosenkissen gebettet worden und habe wohl mehr erduldet, als du, bis ichs zu eigenem Haus und Hof gebracht habe. Sieh mich an; ich bin jetzt ein Sechziger und muß die Welt auf- und ablaufen, um mein Stückchen Brod zu verdienen. Da bekommst du's wie ein Reichsgraf gegen mich!“

„O, Ihr Schalk, meint man nicht, es nöthe ihn's!“ sagte der Knecht lachend.

„Du redst, wie'sts verstehst. Ich würde wohl in meinen alten Tagen mich so schinden und plagen, wenn ichs nicht noth hätte! Denk selbst!“

„Aber die Leute sagen, Ihr hättet genug zurückgebracht und könntet wohl euch zur Ruhe begeben. Habt Ihr Kinder?“

„Die Leute — ja was wissen die nicht alles! Ich muß thun, was ich thue, wenn ich soll leben können,“ sagte Faet. Habe ich auch keine Kinder, so habe ich auch einen geringen Verdienst und, wenn ich mich heute hinlege, Niemand, der mir was gibt, wenn ich mir nicht einen Nothpfennig erspare! Das ist die Sache.“

„Nun, daran fehlt's nicht, so viel sehe und weiß ich,“ sagte der Knecht, der gescheidt genug war und Faet ziemlich kannte. Das Gespräch stockte nun; es war eins von jenen, wo zwei einander auf die Zähne gefühlt hatten, der Eine davon ein Glückskind, das ruhig einem schönen bescheidenen Loose entgegen geht, das Herz, weil es von Gefühl, Befriedigung überschwillt, auf der Zunge hat und doch im Glück nicht übermüthig, mit gesundem Verstande alles um sich richtig und wohlwollend beschaut und beurtheilt; der Andere ein verbissener, stockköpfiger Alter, voll Geiz und Gewinnsucht, der sein Schäflein lange im Trocknen hat und vor lauter Sorge, daß es Niemand merke,

sich lieber plagt und abmüht, als hätte ers noch noth, obschon er täglich fühlt, wie sauer es ihm wird. Faet endete nun die Reihe seiner Gedanken und fuhr weiter fort:

„Deinem Herrn wird's nicht recht sein, daß d' wanderst."

„Glaubt's, Faet?" lachte der Knecht. Nein, das ist gerad s'Gegentheil, denn ihm hab' ichs beinahe zu danken, daß mich die Kruckenbäuerin nimmt."

„Dem Wirth?" sagte Faet aufhorchend.

„Ja doch, ihm;" antwortete der Knecht.

„Habt Ihr was mit einander gehabt?" forschte Faet weiter.

„Seit vierzehn Jahren, welche ich bei ihm diene, nicht einen Wortwechsel."

Das war für Faet wieder eine harte Nuß zum Aufknacken, denn er begriff nicht, wie ein Herr eigene Hand anlegen könne, um sich selbst um einen guten Knecht, den er wohl zu brauchen, aber nicht leicht zu ersetzen vermöge, zu bringen. Seine Handlungsweise gegen seine Dienstboten war ganz anders. Er verhehlte es sich zwar nicht, wenn er treue, wackere Leute hatte; aber zu ihrem Fortkommen in der Welt trug er nichts aus eigenem Antriebe bei und sie verdarben es mit ihm, wenn sie ihre Lage zu verbessern trachteten. That er etwas, so geschah es nur aus Zwang und um ihrer Zungen sicher zu sein. Hannes fuhr nach einiger Zeit fort:

„Es war um Laurenzi voriges Jahr, als der Kruckenbauer, nachdem er erst zwei Jahre verheirathet gewesen, an der Schwindsucht starb. Mein Herr kannte die Frau, war drüben zur Leiche und ich fuhr ihn und die Wirthin hinüber. Als ich so die junge schöne Frau im schwarzen Kleid bei ihrem todten Mann dastehen und bitterlich weinen sah, ehe der Schreiner den Sarg für immer zunagelte, bewunderte ich sie wohl ob ihrer liebreizenden Gestalt, aber es kam mir kein begehrlicher Gedanke in den Sinn, und ich hatte blos ein herzliches Mitleiden. Wer mir das damals gesagt hätte, daß ich nach Halb-Jahresfrist ihr erkohrener Freier seyn würde, ich, ein armes Knechtlein!"

„Als die Leiche fortfuhr und die Gäste alle hinterdrein auf Wagen, und das Haus leer war, trieb mich die Neugierde an, das Gut, das meine Herrschaft im Fahren gerühmt, zu besehen. Der junge Kruckenbauer hatte erst drei Jahre vorher alles frisch gebaut; es war alles neu und blank vom Estrich im Hause, bis hinauf zum Giebel mit der vergoldeten Wetterfahne. Das schöne Haus sauber weiß angestrichen, liegt mitten im Hofe. Rechts ist die Scheune, zu dieser die Einfahrt von den Feldern; links sind die großen Stallungen, von diesen, aber abgelegen die große gemauerte Dungstätte; mitten im Hof der Taubenschlag für ein Hundert Paare. Hinter dem Hause liegt der zwei Morgen große Wurzgarten. Steigt man auf

die Scheurenböden, so kann man die fünf und dreißig Morgen Felder und die Wiesen am Bächlein auf einen Blick übersehen. Das alles wies mir des Taglöhners Junge, und ich staunte nicht wenig, denn ein solches Anwesen findet man weit und breit nicht mehr."

D'rüben sieht man den Kirchenweg nach Poppenreuth, und während ich so dastand, einsam auf dem Boden der Scheune, denn der Bub war wieder fortgegangen, bemerkte ich, daß hinter dem Dorfe der Leichenwagen hervorkam und unmittelbar hinterdrein die Geschirre mit den Leidtragenden und Freunden. Auf den Feldern, wo das Korn eben eingeheimset wurde, liefen die Schnitter herzu, nahmen ihre Hüte ab, hielten sie in stummer Wehmuth vors Gesicht und beteten, bis der Zug vorüber war, und der laue Abendwind trug mir die schwachen hellen Töne herüber vom Gesange der Chorschüler, die mit dem Cantor dem Zuge vorangingen und ihre Sterbelieder erschallen ließen. Da wandelte es mich gar schaurig und wehleidig an und ich dachte an den schönen Vers, den ich in der Schule gelernt, wo's heißt: der Herr der Ernte geht und sammelt Garben ihm ein, die starben. Dazu der Anblick der fruchtbaren Gewändter *), wo die Garben jetzt dicht und reich nebeneinander

*) Das sind die schönen fruchtbaren Felder im weitberühmten Knoblauchslande hinter Nürnberg.

standen und ein Leichenzug — das war doch seltsam! — Aber wie ich so am Fenster stehe, war mirs, als hörte ich hinter mir ein leises Schluchzen und da ich mich umdrehe, sah ich die Kruckenbäuerin, die leise heraufkam, um ihres verstorbenen Mannes Leichenzug zu sehen. Sie starrte mich gar seltsam an, und mir ward bei ihrem strengen Blick, während ihr die hellen Thränen aus den Augen stürzten, ganz ängstlich zu Muthe, so daß ich zu thun vergaß, was sich schickt. Aber die junge Frau zeigte mit rascher Gebehrde nach der Treppe und ich ging so hastig, als treibe mich Einer, hinab in den Hof.

Es war uns in der Kammer angerichtet und man suchte mich schon. Aber ich aß nicht und trank nicht; mir stand nur immer das Bild der jungen Frau, die unter Thränen vom Giebel dem Leichenzuge ihres verstorbenen Mannes nachsah, vor der Seele. Alles Zureden half nicht. Am Abend, als die Trauerleute wieder heimkamen, hieß mir der Wirth bald anspannen. Ich zog meine Rosse aus dem Stalle und richtete mich zur Abfahrt. Da sah ich die Frau noch einmal wie sie kam und meine Herrschaft Abschied nehmend bis an den Wagen geleitete. Sie staunte, als sie mich sah, erkannte mich und grüßte gar freundlich. Bald darauf fuhren wir von dannen, ich still und mit Gedanken an alles beschäftigt, was ich heute ge-

sehen, meine Herrschaft aber redete leise, was ich nicht verstehen konnte.

„Das ist gar seltsam," sagte Faet; „so hast du denn mit deiner Braut deinem verstorbenen Vorfahren nachgeschaut, ohne es zu wissen, daß Ihr hier noch zusammenkämet. Hast du sie denn früher nicht gesehen?"

„Nein, mein Lebtage nie, denn zur Hochzeit fuhren mein Herr und die Frau allein hinüber. Der Kruckenbauer hat aber seine Ehewirthin weit her aus dem gesegneten Ries von Nördlingen geholt. Sie ist auch mehr eine Bürgers-, denn eine Bauerntochter, obwohl in allem, was die Landwirthschaft betrifft, gar wohl und gut erfahren."

„Nun, und wie wurdet Ihr dann Brautleute?"

„Es war am letzten Ansbacher Roßmarkt, im Januar, als mir mein Herr Auftrag gab, ein paar junge Rosse, die wir aufgezogen hatten, hinüber zu reiten und zu verkaufen. Als ich daheim Abschied nahm, sagte er zu mir:

„Hannes, du kehrst in Buch auf dem Kruckenhof ein, da wird dir die Bäuerin sagen, was du thun sollst. Sie ist eine junge Wittib, gar klug und wacker, aber hart bedrängt von ihren Anverwandten, die mit ihr um ihren Hof streiten, den sie herausgeben soll. Sie wollen ihr einen Mann aufnöthen, den sie nicht leiden kann. Auch ihr Gesinde ist nicht treu und auf Seite der Sippschaft, darum kann sie ihnen nichts anvertrauen.

Thu jetzt, was dir deine Christenpflicht gebietet und sieh zu ihrer Sache so, daß sie keinen Schaden hat. Das Nähere sollst du von ihr erfahren."

„Ich glaube, ich verblaßte und mein Herr verwunderte sich so sehr darüber, daß er mich fragte, ob mir was fehle? Als ich verneinte, ging er lächelnd und sagte: Spute dich jetzt nur, daß du fortkommst. Bist du bald in Ansbach, so kannst du dich umschauen, wie die Preise stehen und ob der Markt vortheilhaft wird. Thu nur für die Bäuerin, was du kannst."

Ich eilte; mir zitterten alle Glieder. Eine Stunde drauf war ich mit meinen Pferden unter Wegs. Der Wind blies eisig heran, daß einem fast das Mark in den Beinen hätte erstarren mögen. Aber ich fühlte es nicht, ich dachte nur an die Kruckenbäuerin. Endlich hatte ich Buch erreicht und bald bog ich mit meinen Rossen in den Hof ein."

„Ich sah gleich, daß es da verkehrt ging. Die Bäuerin kam zum Hause heraus, grüßte mich und rief: es solle Einer kommen und meine Pferde in den Stall thun. Allein da kam Niemand. Die Frau ging nun zum Stall und riß die Thüre auf; da lag der große Knecht ganz gemächlich hinten auf der Spreu. „Hörst nicht, wenn man ruft?" fragt die Frau, roth vor Zorn. „Hab nichts gehört," sagte der Lümmel, guckt mich aber dabei an, als er meiner vor der Stallthür gewahr wurde,

als ob er mich fressen wolle. „Komm, mach Platz, daß ihr die Pferde einstellen könnt. „Soll selbst sehen, wo?“ sagte der Grobian. Die Frau biß die Zähne zusammen und verblaßte sich. Ich aber band mein Vieh außen am Halfterring an, ging in den Stall, warf aus zwei leeren Ständen das lose Zeug, führte dann meine Rosse in den Stand, band sie fest und rief der Bäuerin zu, ich würde mit Verlaub in die Stube nachkommen, sie möge hineingehen und unbesorgt sein, ich hätte schon Raum. Der Knecht stand bei mir und sah mir grimmig zu, sagte aber nichts, bis ich nach Halftern fragte. Dann rief er: „Du bist wohl der Neue, weil ich an Lichtmeß wandere?“

„Ich entgegnete: Nein, ich sei des Lammwirths Knecht in Tennenlohe und begehre Keines Andern Platz. Ich hätte nur hier für meine Herrschaft etwas auszurichten. Da wurde der Bursch ruhig, gab mir, was ich wollte und versprach mir, meine Rosse zu versehen, bis ich wegreiten würde. Dabei schwatzte er mancherlei von der Bäuerin, daß ihre Herrschaft da bald aus sei; sie könne wieder in ihr Schwabenland, von wo sie hergekommen; er wisse schon, wer die nächste Erndte einheimsen werde — und dergleichen mehr. Ich gab ihm kurze Antwort und ging zur Frau hinein, voll Gedanken und Neugierde.“

„Sie war allein, empfing mich ernst und sagte: Bist du der Mann, der auf dem Scheunenboden

war, als mein seliger Herr begraben wurde?" Ich sagte: ja, und es wurde mir seltsam zu Muthe, als sie mich so starr und ernst anschaute. „Du dienst wohl schon lange beim Wirth?" Schon dreizehn Jahre, entgegnete ich. Da mußt du zu deiner Herrschaft taugen, denn sonst sind Knechte selten so lange auf einem Platze, sagte sie. „Sie sind auch darnach," entgegnete ich, setzte mich auf den Stuhl, den sie mir anwies und wartete still, bis sie wieder kam. Sie legte mir nun Brod und Fleisch vor und sprach:

„Mein seliger Herr hat junge Pferde gekauft, aber es sind Thiere, die nicht für unsere Arbeit taugen. Er wollte sie wohl füttern und dann verkaufen, aber er ist drüber gestorben. Ich will sie nun wegschaffen, sie fressen viel, nützen wenig und werden unter der Hand meiner Leute nicht besser. Willst du mir den Gefallen thun und sie in Ansbach verkaufen?" Ich sagte: wenn sie mir's anvertraue, so thue ich's von Herzen gerne.

„Ich weiß, daß du ein treuer kluger Mensch bist. Dein Herr hat mir's gesagt, darum wende ich mich lieber an dich in dieser Sache, als an sonst Wen, denn hier ist um mich alles fremd, und ich darf auf Keinen zählen. Ich weiß auch, daß du dich auf Pferde verstehst und werde dir dann die Rosse herausführen lassen, damit du mir sagst, was an ihnen ist. Mein seliger Herr sagte

mir nie etwas von seinen Planen; daher muß ich mich jetzt auf Gott und gute ehrliche Menschen verlassen."

„Sie ging nun hinaus, um den Mägden im Stalle und in der Küche nachzusehen. Ich aber schaute mit Verwunderung die Stube, die gar nicht, wie unsere gewöhnlichen Bauernstuben aussah, dann das schöne Geräth darin und die Ordnung und Reinlichkeit, die da herrschte, an. Dann dachte ich wieder an die junge Frau, der das alles gehörte, und die sie da hinaustreiben wollten, und es erfaßte mich ein recht herzliches Mitleid mit ihr. Sie mochte kaum zwei und zwanzig Jahre zählen und war, so jung noch, schon Wittwe. Da kam mir der Gedanke: Ach, wenn du sie freien dürftest! Aber als hätt' ich mich versündigt, unterdrückte ich diesen Wunsch, und dachte: Ich armer Bursche, wo sinn' ich an!" Die Frau erschien jetzt, klopfte ans Fenster und winkte mir, zu kommen. Ich eilte hinaus, da standen im Hofe, vom Knecht gehalten, ein paar Braune, jung, schlank, leichtfüßig, wie Reitpferde, doch fest von Knochen, hellen Augen und mit brauner glatter Haut. Sie waren schön, aber nicht gut gehalten, Mähnen und Schweife struppig, langer Haarwuchs an den Hufen. Ich wußte sogleich, daß es werthvolle Thiere seien; doch sah ich nach dem Gebiß, betrachtete sie lange, verglich beide sorgfältig und erwog bedächtiger als sonst wohl, alles, was an ihnen gelobt und getadelt werden könnte. Die Frau

sah mich aufmerksam an, und wartete geduldig, bis ich fertig war. „Nun, was meinst?“ sagte sie. Ich: es sind sehr schöne Pferde, fest und zart gebaut, werthvoll. „Wie theuer glaubst, daß du sie verkaufen kannst?“ Ich: das hänge oft vom Glück ab, aber unter fünfzig Karolin könnten sie nicht gegeben werden.“ Nimm sie mit dir, sagte die Bäuerin und verkaufe sie, wie du kannst; ich schreib dir keinen Preis vor. Thu dein Bestes; umsonst thu'st du's mir nicht, ich werde dankbar sein. Da sie nun voran in die Stube gehen wollte, sagte ich: es sei noch Tag und ich müsse an den Rossen manches thun, da sie nicht sauber gehalten wären. Da machte der Knecht, der sie hielt, ein bissiges Gesicht und sprach: „Was fehlt denn, Gelbschnabel?“ Ich aber nahm meine Scheere aus der Tasche, ging mit dem Handpferd beiseits und wollte ihm die Füße beschneiden. Das wehrte mir die Bäuerin zuerst, ließ es aber zu, als ich ihr versicherte, es wäre gut, wenn ich das selbst thäte und dann die Pferde noch fütterte, weil ich sie doch einige Tage zur Hand hätte. Ich hatte zwei volle Stunden Arbeit, bis ich mit dem zu Stande kam, was der Lump von 'nem Knecht nicht hatte thun mögen. Dann aber freute ich mich über die Thiere und sah, daß ich sie nicht überschätzt. Als ich zum Abendessen hineinkam, wartete mir die Bäuerin mit einem Kruge Bier auf und lächelte mich dabei an, daß ich dachte, einen Engel

zu erblicken. Ich hatte mein Lebtage noch keinen so freundlichen Menschen gesehen."

„Du Schalk!" sagte Faet und lachte nach seiner Weise herzlich.

Der Knecht lachte auch, aber innig, und fuhr fröhlich schwätzend fort: „Am Morgen drauf um 2 Uhr stand ich auf, wusch und putzte meine Pferde selbst, legte denen der Kruckenbäuerin zwei nagelneue Decken auf, schirrte alle selbst an und rüstete mich zur Abreise. Die Bäuerin war schon auf, schenkte für sie und mich Kaffee ein und legte mir vier Karolin in Conventionsthalern auf den Tisch, damit ich mit Reisegeld versehen wäre. Ich sagte, ich sei schon hinlänglich versorgt, aber sie drängte mir's auf und so nahm ich's denn. Dann ging sie mit mir hinaus in den Hof, leuchtete selbst und drückte mir zum Abschied die Hand. Ich ritt fort und wußte nicht, wie mir geschah. Erst als es Tag wurde und ich Nürnberg hinter mir hatte, sah ich mich in der Gegend um und dachte neben der Kruckenbäuerin auch an andere Dinge. Meine vier Pferdchen tanzten so leicht und doch war mir's, als hüpfte mir das Herz nur so vor Freude und Hoffnung."

„Als ich nach Gutsberg kam, mußte ich füttern. Die Knechte sprangen und halfen mir, die Rosse unterbringen. Es war, wie mir ein Blick sagte, alles voll im Stall, aber lauter alte bocksteife Karrenpferde und ausrangirte Rosse, nichts

Frisches. Ein Jud folgte mir in den Stall und fragte, ob ich nach Ansbach reite? Ich sagte: Ja! Gib mir n'Schmuß, so kriegst siebzig Karolin für deine Roß, ich waaß An, ders kaft." Ich lachte und sagte: sie sind schon verstellt. Der Jud aber sagte lachend: wär das wahr, dann reitest nicht zum Roßmark. Ich merk ders. Wir kummen doch noch z'samm!"

Als ich gefüttert hatte, zahlte ich und ritt nach Kloster. Da wimmelte schon alles von Juden und Händlern; aber ich merkte bald, daß mehr Käufer da waren, als Verkäufer. Aus der Post legten sich fünf preußische Husarenoffiziere, wie ich vorbeiritt und sahen mir nach, bis ich um die Ecke nach dem obern Thor kam. Im Bären war große Gesellschaft, oben Musik. Ich hielt, trank eine halbe Bier und fragte den Hausknecht nach dem, was durchgekommen wäre. Er sagte: „Du hast die schönsten, wenn du sie weggibst. Halt sie hoch; die Preußen suchen droben Remonte." Wie steht's droben? fragte ich. „Gut für dich, wenn du gescheidt bist. Ich zahlte ihm einen Sechser und ritt gar hinein nach Ansbach. Als ich im Stern einstellte, war der Hauptstall voll. Ich ging in den kleinen, sorgte selbst für meine Thiere, putzte, fütterte und tränkte sie, legte ihnen viel Streu unter, daß sie ruhen konnten, sperrte dann, da Niemand mehr Platz finden konnte und ging aus, um mich in der Stadt umzusehen. Als ich auf die Promenade kam, schlug mich Einer auf die

Schulter. Es war der Jud, der in Gutsberg mit mir geredet hatte. Er sagte: „Offiziere fragen nach dir. Komm mit.“ Wohin sagt ich? In der Krone. „Meinethalben.“

Der Jud verschwand und erschien bald in Begleitung eines Rittmeisters, mehrerer Lieutenants und Soldaten. „Gehören die Pferde, die Er durch Kloster brachte, Sein?“

„Nein, ich hab' sie nur zu verkaufen.“ Wie alt sind die Thiere? „Fünf, keines über sechs Jahre.“ Was kosten sie? „Euer Gnaden sollten sie erst genau sehen, ehe ich Ihnen den Preis sage.“ Führ Er sie her. „Geht nicht gut, denn wir haben heute einen vierzehnstündigen Marsch gemacht.“ Sapperment, woher? „Von Buch bei Erlangen.“ Will er morgen mit den Rossen kommen?„ Ich stell sie vor Ew. Gnaden Quartier auf den Markt.“ „Er ist ein hartköpfiger Bursche, doch morgen wollen wir Seine Pferde sehen.“

Ich merkte nun, woran ich war, und am folgenden Tage hatte ich drei und sechzig Karolin für die Pferde der Kruckenbäuerin und 59 Karolin für die unsrigen gelöst. Ich ging nun mit schwerem Geldgurt und leichtem Herzen durch das Getümmel des Marktes, der erst seinen Anfang recht nahm, und handelte endlich um ein tüchtiges Roß, das, von einem Bauer gehalten, unbeachtet in einer Ecke des Marktes stand, und das ich um billiges Geld erstand. Dieses führte ich wohlgemuth

in mein Gasthaus und ging dann wieder ab. Während dieser Stunde waren große Züge fremder Pferde gekommen und die Preise so abgeschlagen, daß ich Gott pries, schon verkauft zu haben. Die Offiziere stellten jetzt ihre Käufe ein, und damit wandelte sich der Markt in das gewöhnliche Geschacher um, welches immer der Nachhall großer Käufe zu sein pflegt.

Am folgenden Tage lud ich meinem Gaul die Geschirre und die Decken auf, die ich Nachmittags abgeholt hatte und ritt dann langsam nach Hause, ohne mich weiter um den Markt zu bekümmern. Im Vorbeireiten gab ich der mich freundlich empfangenden Kruckenbäuerin das Geld, das ich für sie in Empfang genommen. Als ich ihr die drei Louisd'or zustellen wollte, die mir von den vier Karolin, welche sie mir mitgegeben hatte, übrig geblieben waren, weigerte sie sich, das Geld zu nehmen und bestand darauf, daß ich es als Lohn für meine Mühe behalten solle. Dessen weigerte ich mich auch ernstlich und sagte: ich hätt's gerne und nicht um's Gebens willen gethan. Mein Lohn sei, wenn sie zufrieden wäre. Sie machte nicht viel Worte, sondern lächelte und sagte: „Nun, so müssen wir's anders machen. Sonntag werde ich hinüber kommen. Daß ich's kurz sage: an diesem Sonntag wurden wir Brautleute und von Herzen eins."

„Warum ziehst du denn nicht hinüber?" fragte

Faet, der der langen Erzählung mit vieler Neugierde zugehört hatte

„Ich kann vor Laurenzi nicht weg, weil der neue Knecht da erst einsteht. Ueberdies habe ich noch andere Gründe. Genug: an Laurenzi ziehe ich ein und laß mich trauen.“

„Da wünsch' ich Glück dazu,“ sagte Faet mürrisch.

„Danke,“ sagte Hans, hielt an und sprach: „So, hier muß ich rechts ab in Wald. Steigt jetzt ab. In einer halben Stunde seid Ihr in Erlangen, wenn Ihr rasch zugeht.“

Faet stieg vom Wagen ab, gab Leonhard seinen Bündel nnd nahm den seinen auf die Schulter. Dann nahm er Abschied von Hans, der ihm die treue Hand reichte und glückliche Reise wünschte und dann seitwärts mit seinem Wagen in den Wald einbog, wo das Fuhrwerk schnell hinter den jungen Fichtenbüschen verschwand.

Der Alte schritt nun wieder wie eine Maschine steif und streng voran, und Leonhard folgte ihm mühsam, bis der Wald aufhörte und sich plötzlich Erlangen mit seinen neuen Kirchthürmen den Augen der Wanderer darbot. Binnen einer guten halben Stunde hatten sie die Stadt erreicht, und im Wirthshause „zum Herzen“ eingestellt.

Der Vater und der Sohn.

Markttag war's in Erlangen; die Bauern und Gärtner hatten verkauft und ließen sich's nun im Herzen wohl sein, ehe sie nach allen Richtungen auseinanderstoben. Der Wirth und seine Leute hatten alle Hände voll zu thun, und unsere beiden Wanderer, denen es vor der Hand um das Ausruhen mehr, als um Essen und Trinken zu thun war, setzten sich in den hintersten Winkel der Gaststube, erhielten auf ihr Verlangen ein Glas Bier und sahen dem Treiben zu. Nach einer schnell verrauschten Stunde ertönte das Geläute der Mittagsglocken vom nahgelegenen Kirchthurm. Die fremden Gäste gingen nun, oder fuhren fast alle davon, nur einige, bei denen entweder der Geldbeutel gut oder die Hausordnung daheim schlecht bestellt zu sein schien, ließen noch einschenken, verließen aber die vorderen Tische und nahmen an jenem Platz, an dem Faet und Liendl bisher einsam gesessen hatten.

Die Kellner erschienen nun, wuschen die Tische, Stühle und Bänke ab, kehrten auf, lüfteten, deckten die Tische und setzten so alles zum Mittagstische in Bereitschaft. Teller, Servietten u. dgl. Geräthe, Brod, Aufsätze mit Salz, Pfeffer, Oel und Essig wurden geordnet, die Fenster wieder geschlossen, "und nun fehlten nur noch die Gäste,

um die ihrer in der Küche harrenden Speisen zu verzehren.

Wirth und Wirthin plauderten unter der Küchenthüre. Faet stand zu ihnen, bot ihnen seine Artikel an, handelte und scherzte mit ihnen hin und her und setzte für mehrere Thaler Waare ab, die Leonhard auspacken und in die Küche schaffen mußte. Während er hiemit beschäftigt war, hörte er vor dem Hause in einer ihm unbekannten Sprache singen, dazwischen Gelächter, Säbelgeklirre, Sporenklingen, und plötzlich traten fünf seltsam aussehende junge Leute ins Zimmer herein. Leonhard hatte seine Sachen an Ort und Stelle gebracht, schnürte seine Bündel zu und setzte sich hinter den Ofen, um die jungen Leute zu betrachten.

Diese achteten nicht im Mindesten auf ihn. Sie waren aber gar seltsam gekleidet, wie Leonhard sein Lebtag Aehnliche noch nie gesehen hatte. Auf ihren dicht und lang behaarten jugendlichen Häuptern saßen weißrothe oder grünschwarz-goldne Käpplein so gefährlich, daß der leiseste Windhauch sie hätte wegblasen können, wären sie nicht festgebunden gewesen unter dem Kinn. Die Käpplein aber hatten bei außerordentlicher Kleinheit fast ganz die Form kleiner irdener Tellerchen, die man den Blumentöpfen unterzusetzen pflegt, um das ablaufende Wasser drin aufzufangen. Die Gesichter der jungen Leute trugen ein sehr auffallendes Gepräge von Hochmuth und unaussprechlicher Ge-

ringschätzung gegen alles in der Welt, ausgenommen gegen ihre werthe Person und einige andere von derselben Gattung menschlicher Wesen. Ihr Anzug bestand aus einer Art sammtner Jäckchen oder Kittelchen mit blitzenden Metallknöpfen, dann sehr enganschließenden Lederbeinkleidern von gelber oder weißer Farbe. Dazu stacken ihre dünnen Beine in ungeheuren Kanonenstiefeln mit langen massiven Sporen, die bei der leisesten Bewegung lieblich klirrten und von den jungen Leuten nicht nur oft wohlgefällig betrachtet, sondern auch zur Unterhaltung zusammengeschlagen wurden, wahrscheinlich um das Klingeln der Sporenräder zu vermehren. Jeder von den jungen Leuten trug einen gewaltigen krummen Säbel von ansehnlicher Schwere, der in eiserner Scheide steckte, und deshalb, so wie ihrer gewaltigen Schnur- und Knebelbärte wegen hielt sie Leonhard für eine besondere Art von Soldaten und bekam gewaltigen Respekt vor ihnen. Nur wunderte er sich, daß sie sammt und sonders Brillen trugen, und bedauerte in seinem Herzen, daß so tapfer und kräftig scheinende junge Leute auf dem besten Wege wären, blind zu werden.

Die ersten fünf saßen, nachdem sie alles bis auf das Käppchen, das Hemd und die ledernen Hosen und Stiefel abgelegt hatten, trotzig nach ihren Farben an ihren Käppchen und Bändern an verschiedenen Tischen, warfen sich gegenseitig grim-

mige verächtliche Blicke zu und streckten die Beine, so lang sie konnten, unter den Tischen hin.

Nach und nach erschienen noch zehn oder zwölf solche vermeintliche Soldaten, nahmen unter großem Geräusch an den Tischen Platz, polterten, lachten, redeten überlaut miteinander in einer unserem Leonhard häufig ganz unverständlichen Mundart, in der ihm hauptsächlich einige Ausdrücke, wie z. B. kneipen, pauken, Philister, Knoten, Besen, und dergleichen Kernausdrücke, die alle sehr seltsam angewendet zu werden schienen, auffielen. Das Essen begann nun; die jungen Leute nahmen erstaunliche Portionen zu sich, entfernten sich dann bis auf zwei oder drei rasch, und schlugen auf der Strasse Arm in Arm gehend, unter ganz erstaunlichem Lärm und Geschrei verschiedene Wege ein.

Faet kam nun wieder, saß an den Ofen und sah stumm vor sich nieder, ohne sich um die jungen Leute zu kümmern. Leonhard fragte ihn endlich leise, was und wer denn diese wären? Der Alte brummte darauf „Studenten" und überließ es dem Knaben, sich aus diesem Worte und dem Aussehen und Benehmen der fraglichen Personen einen Begriff zu bilden.

Er war noch nicht damit zu Stande gekommen, so fuhr ein Kütschlein vor dem Wirthshause an und die Kellner eilten hinaus, nm die Ankommenden zu empfangen. Allein im Chaischen saß nur ein Einziger, ein alter ansehnlich und ehrbar

aussehender Herr, der auch alsbald im Zimmer erschien und vom Wirth ehrerbietig empfangen wurde. Leonhard betrachtete ihn, denn der Mann erregte seine Aufmerksamkeit.

Er trug einen feinen braunen Rock, kurze schwarze Beinkleider nach damaliger Sitte mit silbernen Schnällchen an den Knieen, weiße Strümpfe, über diesen schön gewichste Stulpstiefeln mit braunem englischen Glanzleder, dabei eine schöne Brokatweste. Aus seinen Beinkleidern baumelte eine schwere goldene Kette hervor, was ihm sammt der schönen Demantnadel an seinem feinen Krausenhemde ein gar wohlhäbiges Ansehen gab. Zu diesem paßte trefflich sein volles Gesicht, auf dem die Biederkeit und Güte klar ausgeprägt waren, das aber oft unwillkürlich einen gar ernsten und traurigen Ausdruck annahm, besonders als er der Studenten ansichtig wurde, die ihn barsch und frech anglotzten und sich unter keckem Lachen das Wort „Philister" sehr unanständig laut zuriefen.

Der alte Herr wendete ihnen den Rücken, setzte sich an einen Tisch, wo ihm der Wirth allein anrichten ließ, seufzte oft und aß mäßig, ohne sich weiter um die sich ihre Bemerkungen fortwährend laut zurufenden Studenten zu bekümmern.

Diese leerten ihre großen Humpen allmählich, brummten dann mit heiseren Stimmen ein seltsames Lied, das immer anfing: „Was kommt dort von der Höh?"; dann kleideten sie sich geräusch-

voll an und verließen, ohne zu grüßen, mit Gepolter und Hohngelächter das Haus.

Jetzt war's still. Faet verlangte was Uebriggebliebenes für sich und Leonhard. Beide aßen einen Teller Suppe und etwas Fleisch, das ihnen der Wirth gab, und wurden dabei von dem Manne betrachtet, der sich gerne mit dem Wirth besprochen hätte. Allein dieser hatte zu viel mit Abräumen zu thun. Endlich war das Zimmer leer und nun rief der fremde Herr den Wirth zu sich.

„Sagen Sie mir, lieber Mann, wissen Sie, wo Drechsler Fassold wohnt?

„Aufzuwarten, mein Herr!" war die Antwort.

„Möchten Sie nicht zu ihm senden und ihn zu mir herholen lassen?"

„Mit Vergnügen," erwiederte der Wirth und befahl dem Kellner, den genannten Mann zu rufen.

Es entstand nun eine Pause und der Fremde, dessen Herz sehr schwer sein mußte, weil er so oft seufzte, redete Faet an:

„Lieber Mann, Sie scheinen heute weit zu Fuße gegangen zu sein."

„Von Nürnberg herüber," sagte Faet kurz.

„Ist das Ihr Sohn?"

„Mein Knecht," brummte Faet.

„Wie, dieses Kind muß schon dienen?" sagte der Fremde staunend und betrachtete Leonhard neugierig.

„Er muß sein Brod verdienen und dazu ist's

noth, bald anzufangen," sagte Faet etwas unwilligen Tones.

„Nun, wenn das ist, so verdient der Knabe nicht allein sein Brod, sondern noch mehr Lob, denn Sie sagen ja, daß er jetzt schon verdient, was er braucht."

„Sagte ich das?" fragte Faet barsch.

„Nun, meintet Ihr nicht so?"

„Dahin ist's noch gar weit; doch mein Knab' muß arbeiten, so ißt er auch nicht umsonst."

„Das ist das Rechte," sprach der Fremde, und in so fern verdient er doch Lob. „Wo bist du her, Kleiner?" redete er Leonhard an.

„Von Stierberg," sprach der Knabe.

„Wo ist das?"

„Droben im Gebirg bei Betzenstein, wenn Sie das wissen."

„Hm, nicht ganz," sagte der Fremde und sann nach." „Gehört das zur Markgrafschaft?"

„S'ist reichsstädtisch Land, ein Nürnberger Pflegamt," sagte der hin- und hergehende Wirth.

„Jetzt weiß ich's," sagte der Fremde, „ja das ist eine arme Gegend!"

Es erfolgte hierauf keine Antwort, denn Jeder sann über das Gesprochene nach. Da ging die Thüre auf und ein Erlanger Bürger, der von dem Kellner Gerufene oben genannte Drechsler, trat ein.

Dieser Mann hatte etwas Widersprechendes

in seinem Wesen, halb ehrbar, halb brutal. Seinem gerötheten Gesicht nach schien er dem Trunke ergeben. Seine Kleider waren neu, aber doch ziemlich abgeschabt. Er unterschied sich in seinem Wesen außerordentlich von dem Herrn, der ihn hatte rufen lassen. Beide Männer waren so ziemlich gleichen Alters; aber der Erlanger sah fast mehr einem Studenten, als einem gereiften Manne gleich, und sein Betragen war auch seinem Aussehen so angemessen, daß er beim Zusammenhalte mit dem Fremden, der ihn zu sich hatte rufen lassen, sofort den größten Widerwillen erweckte. Doch lassen wir beide reden.

Der fremde Herr setzte dem Drechsler einen Stuhl, schenkte ihm ein Gläschen Wein ein und begann:

„Mein lieber Herr Fassold, ich war begierig, Sie kennen zu lernen, darum war ich so frei, Sie zu mir zu bitten. Sie entschuldigen doch meine Freiheit."

„Sehr verbunden," sprach der Bürger trocken. Vor wem habe ich die Ehre, zu sitzen?"

„Mein Name ist Hohenthal, lieber Herr!"

„Ach," sagte der Bürger plötzlich eine freundliche Miene annehmend mit lauerndem Blicke, „gewiß der Herr Papa?"

„Freilich, freilich," sagte der Herr dringend und halblaut; nun werden Sie schon denken können: es ist wegen meines Adolph, der, wie er mir schrieb, seit fünf viertel Jahren bei Ihnen wohnt."

Freut mich sehr, geehrter Herr Hohenthal, freut mich," sagte der Drechsler und drückte dem alten Herrn die dargebotene Hand.

„Was macht mein Sohn?"

„Ganz fidel und wohlauf, lieber Herr!"

„Ja ja, ich glaub's wohl, nur zu fidel, wie Sie zu sagen belieben," sprach Herr Hohenthal in ernstlichem Tone. „Nun," fuhr er fort, „lassen Sie uns als Männer reden. Ich habe da von verschiedenen Seiten Briefe erhalten — er zog solche aus einer ledernen Tasche und legte sie dem Drechsler vor — und wünsche gerne Aufklärung, ehe ich mich an die Schreiber persönlich wende. Doch lesen Sie zuvor."

Der Drechsler sah in die Briefe, sein Gesicht verzog sich spöttisch und er blickte dazwischen lauernd nach Hohenthal, der bedenklich das letzte Tröpfchen aus seinem Weingläschen schlürfte. Faet und Liendl horchten jetzt aufmerksam zu. Der Drechsler war fertig und legte die Briefe auf den Tisch.

„Was sagen Sie dazu, Herr Fassold?"

Der Drechsler zuckte die Achseln, lachte und sagte — nichts.

„Ei, Sie lächeln!" sagte Hohenthal ernst „Das ist kein Spaß für mich, lieber Herr. Bedenken Sie, mehr als tausend Thaler!"

„Famos!" sagte der Drechsler lachend. „Ihr Herr Sohn sind aber auch einer der forschesten Studenten dahier. Der Herr Papa sollten nur

sehen, wie der junge Herr reiten und fahren kann. Und dann das Renomée! Mordio!"

Hohenthal sah den Drechsler staunend an und sprach dann kleinlaut: „Wie, ist das Ihr Ernst, Herr?"

„Ei, warum nicht? sagte der Drechsler lachend. „Sie werden doch lieber haben daß der Herr Sohn ein flotter Studio, als so ein miserabler Obskurant ist?"

„Was ist das, ein Obskurant?"

„Das ist ein Student, der keiner Verbindung angehört und kein Studentenleben führt," sagte der wohleingeweihte Drechsler lachend.

Herr Hohenthal schien nun ins Reine zu kommen, brach das Gespräch ab, sann einige Augenblicke nach und sprach dann:

„Haben Sie auch Forderungen an meinen Sohn, Herr Fassold?"

„Ja, Kleinigkeiten, einige Monate Hauszins, dann Auslagen für Kaffee, Zucker, Wäsche, Bedienung, so wie Anderes, was der Herr Sohn befohlen haben; ich weiß nicht genau."

„Wie viel beträgts ohngefähr?"

„Sobald Sie befehlen, werde ich des Herrn Sohnes Conto spezifiziren. Doch eilt mir das gar nicht," sagte der Drechsler hochfahrend.

„Ist mein Sohn zu Hause?" fragte Hohenthal.

„Ich glaube, er kommt vom Commershause gegen zwei Uhr heim."

„So haben Sie die Güte, ihn sofort zu mir herzubescheiden."

„Hieher?" sagte der Drechsler, „wollen Sie uns denn nicht selbst die Ehre erweisen?"

„Später; jetzt bitte ich Sie, meinen Sohn zu mir zu senden, ohne ihm zu sagen, wer ihn rufen ließ."

„Nach Wunsch, lieber Herr," sagte der Drechsler die Nase rümpfend, nahm Abschied und entfernte sich mit spöttischem Lächeln.

Der alte Herr stand auf, ging seufzend und unruhig im Zimmer umher und sah oft zum Fenster hinaus. Man sah ihm die innere Beklemmung und Unruhe an, die er empfand und Liendl hatte ordentlich Mitleiden mit ihm. Indeß verrann die Zeit und der Verlangte erschien nicht. Liendl war neugierig und dachte, ob der Sohn wohl kommen würde? Er brannte vor Neugierde und fürchtete, Faet möchte aufbrechen. Aber als er nach diesem sah, bemerkte er, daß er eingeschlafen war.

Das Warten hat immer etwas Unangenehmes; es kann aber unter gewissen Umständen peinlich werden und diesen Grad erreichte offenbar die Stimmung des Herrn Hohenthal, als sein Sohn nach Verfluß einer ganzen Stunde nicht erschien. Der Mann war fremd in Erlangen, hatte daselbst keinen einzigen Bekannten, aber Unannehmlichkeiten genug bereits erfahren, um der Stadt überdrüssig zu werden. Er ließ nun den Wirth kommen, sagte

ihm, daß er auf ein halbes Stündchen ausgehe, um seinen Sohn zu suchen. Sollte dieser inzwischen kommen, so möge ihn der Wirth dableiben heißen. Hiemit entfernte er sich.

Kaum hatte der Herr das Haus verlassen, so erschien ein Mann, dessen seltsames Aussehen unsern Liendl auf's Neue in Verwunderung setzte. Der Ankommende schien im Hause sehr wohl bekannt zu sein. Er trug nach Art der Studenten ein grünes schmutziges Käpplein, obwohl er schon alt, häßlich und unförmlich dick war. An einem Stecken hingen über seinen Rücken eine Last von schmutzigen bespornten Kanonenstiefeln herab. Der Mann sah liederlich, verschmitzt und zerlumpt aus und seinem feisten Gesicht war der Ausdruck der größten Frechheit und Verworfenheit auffallend aufgeprägt.

Dem Wirth schien der Mann unangenehm zu sein. Er sah ihm finster zu, als er die Stiefel hinterm Ofen abstellte, und winkte dem Kellner verdrießlich, ihm die verlangte Maaß Bier zu bringen. Allein der mit den Stiefeln schien sich darum wenig zu kümmern und eröffnete ein Gespräch mit folgenden Worten:

„Ist der Herr Hohenthal fortgegangen?"

„Ja," sagte der Wirth, ohne sich umzusehen.

„Ich möchte gerne ein Wörtchen mit ihm reden."

„Er, Uhla?" sagte der Wirth und sah den Dicken finster an.

„Wegen seines Sohnes, des Studenten, Sie werden schon wissen“ sagte Uhla und winkte dem Wirth vertraulich.

„Ich weiß nichts, Uhla; ein Wirth hat sich um nichts, als um die Bedienung seiner Gäste zu kümmern,“ lautete die kurze Antwort.

„War denn nicht der Fassold da?“

„Ja,“ sagte der Wirth.

„Haben Sie nicht gehört, was der . . .“

„Hör’ Er, Uhla, ich hab’ ihm schon gesagt . .“

„Ja doch, ja; wissen Sie, Herr Ellinger, es handelt sich darum, dem jungen Hohenthal aus einer Schlamasse zu helfen.“ Er hat Schulden, daß sich deren kein Reichsgraf schämen dürfte und weil der Alte nun einmal Wind davon bekommen hat und da ist, so gilt’s, ihm vernünftig zuzureden, damit er den Herrn Sohn nicht gar zu arg in die Scheere nimmt und — ausblecht.“ (zahlt.)

„Was geht das mich an, Uhla?“ sagte der Wirth ernsthaft.

„Na, sein Sie nur nicht so gar!“ sprach der Mann bittend. „Der Junge steckt drüben im Nachbarshause und wagt sich nicht herüber. Darum soll ich das erste Donnerwetter aushalten. Redens aber auch ein wenig zum Guten, wenn’s sich schickt.“

„Das schickt sich weder für mich, noch für ihn, Uhla,“ sagte der Wirth. „Welch’ ein Einfall, seinen Stiefelwichser voranzuschicken, statt selbst zu seinem

Vater zu gehen!" setzte er für sich kopfschüttelnd hinzu.

Der Stiefelwichser trank ruhig seine Kanne, entschlossen, seinen Platz trotz der Abneigung des Wirthes gegen ihn zu behaupten, als plötzlich die Thüre aufgerissen wurde und ein hübscher blondhaariger Mensch von leichtfertigem Aussehen hereinguckte. Es war der junge Hohenthal.

„Ist er noch nicht da?"

„Nein, sagte Uhla. Kommen Sie doch herein, wollen Sie denn die Dienstboten zuhören lassen, wenn Ihnen Ihr Herr Vater „die Leviten" liest?"

Der junge Mensch kam herein, ging ans Fenster und sah die Straße unruhig auf und ab.

„Was sagt denn der Wirth?" fragte er den Stiefelwichser.

„Will nicht anbeißen, werde das Donnerwetter allein aushalten müssen."

„Mach nur deine Sache gescheit, kriegst eine Krone dafür, wenn du meinen Alten ordentlich bearbeitest, hörst du?"

„Und die rückständigen fünf Monate," setzte der Stiefelwichser mahnend hinzu.

„Alles, alles, sei nur standhaft."

„Lassens gut sein, Herr Hohenthal, ich will ihn schon weich machen. Hab' schon mehr so bärbeißige Alte zahm gemacht. Nur vergessen's nicht, was ich Ihnen gesagt habe. Geben's all' ihre

Schulden aufrichtig an, so geht's auf einmal hin und die Sache ist dann abgemacht."

„Himmel, was wird das für ein Wetter geben" sagte der junge Mensch, verzweiflungsvoll die Hände reibend. Die Schurken! meinen Vater wegen meiner Schulden zu manichiren." (anzufordern)

„Sollten's ihnen vielmehr Dank wissen, so kommen Sie doch heraus aus Ihren „Schwulitäten" (Verlegenheiten.) Sie haben ja ohnehin nichts mehr, als was Sie auf dem Leibe tragen und keiner wird Ihnen mehr borgen, wenn der Alte jetzt nicht bei Heller und Pfennig zahlt. Also nur standhaft ausgehalten und alles eingestanden."

„Wenn ich nur wüßte, wo Er jetzt wäre? sagte der Student ängstlich.

Man hörte draußen die Stimme des Wirths, der Herrn Hohenthal begrüßte. „Hinaus und durch die Küche in den Hof, schnell! er darf Sie jetzt nicht finden! flüsterte der Stiefelwichser und schob den jungen Mann in die Küche, wo die Mägde ihm höhnisch nachlachten. Herr Hohenthal trat erschöpft und ärgerlich ein, sah den Stiefelwichser, der ihn mit verstellter Achtung grüßte, verächtlich an, setzte sich seufzend und kehrte ihm den Rücken.

Dieser that erst einen langen Zug aus seiner Kanne, stand dann auf, nahte mit schlürfendem Tritt und machte hinter Herrn Hohenthal so lange Kratzfüße, bis dieser sich umsah, die feiste Figur,

des Faktotums der Studenten mit ärgerlicher Verwunderung betrachtete und sprach:

„Was wünschen Sie?"

„Hochgeehrter Herr, irre ich nicht, so sind Sie der Herr Hohenthal?"

„Ich bin's, was beliebt Ihnen?"

„Ihr Herr Sohn sendet mich her mit diesem Billetchen. Lesen Sie doch gefälligst!"

„Mein Sohn schreibt mir? „sagte Hohenthal voll Verwunderung. „Und warum kommt er nicht selbst?"

„Lesen Sie, hochgeehrter Herr, lesen Sie doch gefälligst, es wird drinnen stehen, was Sie nur zu erfahren wünschen können," sagte der Stiefelwichser unter fortwährenden Kratzfüßen auf das Billet deutend.

Hohenthal setzte seine Brille auf, öffnete das Billet und las halblaut, während der Stiefelwichser hämisch blickend mit offenem Munde hinter ihm stand und jedes Wort verschlang. Das Billet lautete:

„Mein theuerster bester Vater!"

„Ach, verzeihen Sie Ihrem irregeleiteten Sohne, verzeihen Sie mir! Ich weiß, daß ich gefehlt habe, doch ich beging ja nur einen Leichtsinnsfehler und nichts, das meiner Ehre oder der Ihrigen schadete. Ich wage es aber nicht, vor Ihnen zu erscheinen, bis Sie mir Ihre Verzeihung zusichern. Der Ueber-

bringer, mein Bedienter, wird Ihnen alles Nähere sagen. Hören Sie ihn an und vergeben Sie mir.

Ihr reuiger Adolph."

„Sie sind also der Bediente meines Sohnes und — so schreibt er wenigstens — sein Vertrauter?" sagte Herr Hohenthal und sah den Stiefelwichser mit einem Blicke vom Kopfe bis zum Fuße an, der diesen fast in Verwirrung gebracht hätte, wäre er nicht mit einer ganz ungewöhnlichen Portion Unverschämtheit und Frechheit begabt gewesen.

„Ja, geehrter Herr," sagte er endlich, „ich bin der Stiefelwichser Uhla, Faktotum und Bedienter der Herren Chorburschen und Renonçen der hochachtbarsten Verbindung O . . . . . a auf hiesiger hochmarkgräflicher Universität."

„Wie?" sagte Herr Hohenthal verwundert.

„Ich bin . . . sagte der Stiefelwichser unverschämt und wiederholte seinen langen Titel.

„Was wollt Ihr bei mir? ich wünsche meinen Sohn und nicht Euch zu sprechen," sagte Hohenthal kurz und sehr entrüstet.

„Halten zu Gnaden, geehrter Herr" sprach der Stiefelwichser beschwichtigend, „ich soll mit Ihnen Rücksprache nehmen, Ihnen über verschiedene Sachen Aufschluß . . . "

„Ich will nichts von Ihm wissen" fuhr Hohenthal heraus, der immer ergrimmter wurde.

„Doch, doch, lieber Herr, nur nicht zornig werden. Ihr Herr Sohn sind ein forscher excellen-

ter Student, hören kostspielige Collegia, schaffen die theuersten Werke an, besuchen die nobelsten Gesellschaften, benehmen sich kavaliermäßig, thun den Armen Gutes, reiten, fahren, tanzen, fechten troß Einem, sind Chorbursche bei der hochachtbaren D.....a, werden's bald zum Präses bringen; ganz Erlangen spricht von ihnen; das Einzige ist, daß der Herr Papa den Wechsel etwas zu knapp halten, zu karg für die großen Forderungen, die dahier an einen Herrn Studenten gestellt werden. Daher.."

„Nun, was?" sagte Hohenthal, der jetzt unwillkührlich dem Zwang, der ihm angethan ward, gehorchte und jedes Wort des Stiefelwichsers verfolgte.

„Einige Rückstände," sagte der Stiefelwichser die Achseln zuckend und sich wie ein Wurm krümmend, „so kleine Ehrensachen — pah! eine Kleinigkeit für Sie, hochgeehrter Herr!"

„Wissen Sie das gewiß, Mensch?" sagte Herr Hohenthal ernst.

„Na!" sagte Uhla beschwichtigend, „ist's doch Ihr einziger Sohn! drücken Sie ein Auge zu! Wenn Sie wüßten, wie er sich schon abgekümmert hat! „Mein Vater!" rief er gestern, ehe er noch wußte, daß Sie kommen würden, was thue ich, um dir diesen Kummer zu ersparen! Wie schmerzt es mich, dich durch meinen Leichtsinn zu kränken!" Sehen Sie, hochgeehrter Herr, so grämt und härmt er sich. Er bereut seinen Fehler, er wird nicht

mehr in denselben verfallen, darum — verzeihen Sie ihm und" . . . . er machte mit den Fingern die Bewegung des Geldzählens.

Hohenthal sah stumm vor sich nieder und sprach: „Wissen Sie, wie viel ich meinem Sohne Wechsel gebe?"

Der Stiefelwichser zuckte die Achseln und sagte: „Achthundert Thaler! Es ist wahr, das ist viel. Aber die jungen Herren haben immer offene Herzen und offene Geldbeutel. Der Fehler ist nun begangen und, daß ich's aufrichtig sage, er kann noch mit Geld gut gemacht werden. Darum verzeihen Sie Ihrem Sohne und — zahlen Sie seine Schulden, so bleibt er bei Ehren."

„Das ist bald gesagt" sprach Herr Hohenthal traurig. „Wissen Sie, wie viel die Gesammtsumme der Schulden meines Sohnes beträgt?"

„Wie kann ich das, geehrtester Herr? — so ein paar tausend Thälerchen mags wohl . . . ."

„Was?" schrie Herr Hohenthal und fuhr auf, daß die Gläser tanzten. Faet erwachte, sah verwundert um sich, stand dann auf, ergriff seinen Bündel und verließ das Zimmer in dem Augenblicke, als der junge Hohenthal zur Thüre hereintrat und mit theatralischer Gebehrde, geöffneten Armen und dem Ausruf: „Verzeihung, bester Vater!" auf den ihm finster entgegenblickenden Hohenthal zustürzte. Liendl folgte seinem Herrn ungerne, aber augenblicklich nach.

Das Commershaus in der Schiffsgasse.

Beide Wanderer waren schon ziemlich ermüdet und wankten mit ihren Bündeln von Gasthaus zu Gasthaus durch Erlangens Straßen hin. Faet wurde immer verdrießlicher, denn er setzte wenig ab und als es gegen fünf Uhr Abends wurde, hatte er kaum im Ganzen für einen Thaler verkauft. Endlich brummte er, schon im Begriffe, eine andere Straße einzuschlagen, einige unverständliche Worte und ging nochmals zurück nach einem großen Hause in der Schiffsgasse, an dem man vor einigen Stunden schon einmal vorbeigekommen war. Ein wüstes Gejohle schallte den müden Wanderern entgegen, als sie das große, aber von Unreinlichkeit und Vernachlässigung zeugende Haus betraten.

Im geräumigen mit schlechten Oelgemälden tapezirten Tennen belustigten sich einige Studenten mit Fechten; in der Stube, deren Thüre offen stand, saßen an einem Tische junge Leute beim Kartenspiel. Im Hofe, wo eine große schöne Linde grünte, hörte man lautes Geschrei, dazwischen das Klappern der Kugeln und Keile vom Kegelspiel, dann Gesang. Es schien hier Festtag zu sein — wenigstens kam's unserm Leonhard so vor.

Faet ging in die Küche, um mit der Hausfrau zu verkehren. Sie war nicht da, wohl aber ihre Tochter, ein auffallend gekleidetes und herausge-

putztes Mädchen von achtzehn Jahren, die mit frechen hochmüthigen Blicken nach den Eintretenden sah und in einer vertrauten Unterhaltung mit einem Studenten gestört zu sein schien, denn der Student verließ Flüche brummend die Küche und das Frauenzimmer schnurrte Faet die Worte entgegen:

„Ist er schon wieder da mit seinem Safran, er Ueberlästiger. Wir haben hier Krämer genug, die uns den Safran besser und billiger geben, als Er.“

„Oho, Jungfer,“ sagte Faet ruhig, setzte ab und fing an auszukramen, ohne sich um das Mädchen zu kümmern.

„Was will er denn? Geh' Er weiter, es wird Ihm just nichts abgekauft!“ sagte das Mädchen boshaft.

„Wo ist die Mutter, Jungfer?“

„Ich werde den Hausknecht rufen, damit Ihm der die Thüre zeigt, statt meine Mutter.“

„Ei, ei, wie zornig,“ sagte Faet lachend, „hab' ich Ihnen doch nichts zu leid gethan?“

„So pack Er sich und komme er nicht wieder.“

„Justament nicht, Jungfer Amalie“ sagte Faet, der hier sehr gut bekannt zu sein schien, ging an einen Glockenzug und schellte herzhaft.

„Aber das ist doch unverschämt!“ sagte Jungfer Amalie auf's Aeußerste erbost und fuhr einem Drachen gleich aus der Küche hinaus. Bald darauf

erschien eine verschlafen und aufgedossen aussehende Frau und sprach: „Was gibt's?"

„Ihr Diener, Madame, Safran, schöne frische kräftige Waare."

Die Frau machte ein verdrießliches Gesicht, kaufte aber, ohne ein Wort zu reden, um mehrere Gulden und sagte Faet, daß er die Bezahlung bei der Rückkehr holen möchte. Leonhard bemerkte, daß sie noch einmal so theuer zahlen mußte, als andere Leute, und daß ihr Faet von der allerschlechtesten ausgesuchtesten Waare gab. Doch packte er still zusammen, trug seine Bündel nach Faets Anweisung hinaus in den Hof, setzte sich an die Erde und sah dem Treiben der Studenten zu.

Plötzlich ertönte vor dem Hause ein ungeheures Jubelgeschrei. Arm in Arm, von einer Schaar von Studenten umtanzt, wanderte der unserm Leonhard wohlbekannte Stiefelwichser Uhla mit dem Studenten Adolph Hohenthal in's Commershaus ein. Alles lief und rannte nun zusammen und umringte die Beiden, welche mit vor Freude strahlenden Gesichtern nach allen Seiten grüßten. Leonhard horchte nun und da die Studenten seiner nicht im Mindesten achteten, so vernahm er alles auf's Beste.

„Nun, wie hast du deinen Alten abgewettert, Apollo?" (der Kneipname des Hohenthal) fragte es von allen Seiten.

„Famos! Doch Uhla hat die Ehre des Siegs,

er stand mir wie ein Held im schweren Kampf zur Seite," sagte der junge Mann.

Leonhard erstaunte nicht wenig über die Leichtfertigkeit, mit welcher sich der Student jetzt benahm. Heute Mittag hatte er herzliches Mitleid mit ihm gehabt, da er im Briefe so viele Reue und Liebe zu seinem Vater an den Tag gelegt hatte, und nun wußte er sich dessen plötzliche Umwandlung nicht zu enträthseln.

„Bier her, he da, Bier!" rief der Stiefelwichser jubelnd, während Adolph mit einigen älteren Studenten plauderte.

Man brachte große Krüge voll. „Da, altes Haus, sauf' dich an wie ein Blutigel!" sprach Adolph, dem Stiefelwichser einen vollen Humpen reichend, während er selbst einen andern auf einen Zug leerte, das hat gegolten! Doch warum stehen wir hier? Laßt uns zusammensetzen, dann will ich Euch erzählen, wie ich meinen Alten „gemolken" habe."

„Hurrah, vivas comilitone Apollo!" tönte es aus fünfzig rauhen Kehlen und bald saß der lustige Haufen um den oft Erwähnten her, um dessen Geschichte zu vernehmen. Leonhard folgte still und verwundert, hockte bei seinen Packen nieder und machte einen aufmerksamen Zuhörer, da seiner Niemand achtete.

„Ihr wißt, Confratres, daß ich an verschiedenen Orten bedeutende Pumpe anzulegen gezwun-

gen war (Schulden zu machen). Nun, ich suchte das Loch so gut zuzumachen, als es ging, und Juden und Christen mußten dazu helfen. Zwei Jahre machte ich so fort, bis der verdammte Schneider Triller und dann der Glockenwirth meinen Alten manichirten. Es betrugen ihre Forderungen so beiläufig zusammen sechshundert Thaler nnd ihre Briefe machten meinen Alten, der sonst ein ganz guter Kerl ist, so wild, daß er selbst hieher reiste. Glücklicher Weise erhielt ich gestern bei Zeiten von meiner Schwester einen Brief, so daß ich mich auf das Höllenwetter, was es geben mußte, noch vorbereiten konnte. Die ganze Nacht haben wir geschanzt und gearbeitet, ich und der da — er zeigte nach Uhla, welcher dem Kruge mit ungeheurem Eifer zusprach — mein Zimmer, mein Cabinet, alles wurde voll Bücher gestellt, Ihr pumptet mir sie, dazu Kleider, Betten, Uhren und dergleichen mehr. So war ich mit allem versehen, um meinen Alten zu täuschen und es gelang vollkommen, wie Ihr hören werdet."

„Hurrah!" schrieen die Studenten und tranken einander jubelnd zu.

„Ich setzte meinen Hausherrn, den Fassold, einen famosen Philister, von allem in Kenntniß. Die Hausbesen (Fassolds Töchter) wurden gleichfalls gehörig instruirt und so sah ich denn dem Kommenden gefaßt entgegen, hütete mich aber, von heute Morgens an zu Hause zu sein. Uhla mußte dagegen um die Gasthäuser herum spioniren. Ich

gab ihm das Signalement meines Alten, instruirte ihn . . ."

„Und ich instruirte ihn" lallte der bereits halb betrunkene Stiefelwichser, vertraulich nach dem Studenten deutend,

„und somit erwarteten wir denn seine Ankunft. Um zwölf Uhr kutschirte ein Chaischen herein, hielt am Herz und Papa Hohenthal stieg mit schwerem Geldbeutel und einer schweren Last Zorn aus. Er stärkte sich zu seinem Vorhaben durch eine Flasche Wein, und kaum hatte er diese verzehrt, so saß ihm schon Uhla auf dem Nacken und eröffnete als guter Vorposten durch geschickte Plänkeleien das Gefecht."

„Mein Alter hatte Fassold rufen lassen, um Erkundigungen einzuziehen. Allein da war nichts zu machen. Uhla that seine Schuldigkeit und nach gehöriger Vorbereitung erschien ich als Hauptcorps, um den Kampf aufzunehmen. Parbleu! es kostete Hitze! Doch der Sieg ist unser. Wir haben drei und zwanzig hundert Thaler erobert, wir haben den Feind besiegt und ihm seine ganze Kriegskasse abgenommen."

„Drei und zwanzig hundert Thaler! Mordjo, das ist ein Geld!" schrieen die Studenten. „Apollo, rief Einer, du bist ein göttlicher Kerl! Du hast fürstliche Schulden gemacht!"

„Ein und zwanzig hundert drei und vierzig Thaler betragen meine Schulden; somit habe ich

noch ein hundert sieben und fünfzig Thaler aus meinem Alten herausgeschlagen. Brüder, dieses Geld gehört mein, außer meinem Wechsel, wir werden es zusammen verkneipen! Heda! Madame! Heute Abend ein gutes Essen, Hühner, Salat, Schinken und Wein!"

„Für wen?" sagte die Wirthin.

„Für wen? für uns alle!" sagte der Studio lachend.

„Wer zahlt?" fragte die Wirthin.

„Ich!" sprach Hohenthal und schleuderte eine Börse auf den Tisch, aus der eine hübsche Anzahl blanker Louisdors rollten.

„Zu Befehl, Herr Apollo!" sprach die Wirthin plötzlich ungestimmt.

„Nun weiter, Apollo! erzähle!"

„Mein Alter ging nun mit mir von Haus zu Haus zu allen meinen Creditoren, notirte sich meine Schulden, die ich ihm auf Uhlas Rath alle sorgfältig gestand, übergab dem Kaufmann Doignon am Markte das Verzeichniß mit dem Auftrage, die Leute zu befriedigen und ihm alles auf Conto zu stellen. Ich brachte ihm noch den Nachweis einer Ehrenschuld von Einhundert sieben und fünfzig Thalern, die er mir baar behändigte, wofür Doignon eine falsche Quittung und einen fingirten Schuldschein erhielt. Als diese Dinge abgemacht waren, hielt mir mein Alter eine Rede: „na, Uhla, wie war die?"

„Famos, ein wackerer Herr, weich und gutherzig, hätte einen besseren Sohn verdient," sagte der nun völlig betrunkene Stiefelwichser lachend.

Diese trockene Wahrheit erregte ein ungeheueres Gelächter und Apollo fuhr leichtfertig fort: „Er predigte in mich hinein wohl eine Stunde lang und ich schwur ihm alles, was er verlangte, zu. Als ich ihn wegen der Zukunft beruhigt hatte, fuhr er von dannen, der Stadt vollkommen müde, wo er nichts fand, als Leute, die für seinen Filius die Hand aufhielten. Ha, ha, ha, der gute Papa!"

Ein unauslöschliches Gelächter und Jubelgeschrei folgte auf diese leichtfertige von einem ganz verdorbenen Herzen zeugende Rede des jungen Mannes. Leonhard obgleich noch so jung und unerfahren, schauderte, denn durch seine zufällige Anwesenheit an beiden Orten, im Herz und hier, war er völlig in das Geheimniß eingeweiht worden. Als jetzt das Gelage den Charakter einer wilden Orgie annahm, wünschte er sich hinweg von diesem Orte und sah zu seiner Freude Faet zurückkehren. Die beiden Wanderer packten auf, verließen das Haus, wanderten dem Thore zu und erreichten nach einem anstrengenden Marsche bei einbrechender Dunkelheit Baiersdorf, wo sie zu Nacht aßen und sich im Wirthshause ein Strohlager zum Uebernachten anweisen ließen. Leonhard sank er-

müdet hin und schlief, geistig und körperlich abgemattet sogleich ein. So endete der erste Reisetag.

In Bamberg solls die Wahrheit regnen.

Es ist ein uraltes aber halb vergessenes fränkisches Sprichwort, das da unserm Kapitel vorangesetzt ist. Bamberg ist auch eine alte, schöne und gar ehrenwerthe Stadt. Man kann von Bamberg, wie von allen Städten viel Liebes und Gutes sagen und es sind nicht blos die Rettige, das Süßholz und die Bohnen, die dort wachsen, des Lobes werth, sondern wohl noch mehr. Weil aber die gute Stadt Bamberg schwerlich auf unser Lob warten wird, so wollen wirs mit diesen wenigen Bemerkungen gut sein lassen.

Nach einer frühangetretenen Wanderung von drei Stunden erhoben sich im feuchten, von schönen Flüssen durchströmten und von kräuter- und blüthenduftigen Bergen umgebenen Thale die streng aussehenden langen und regelmäßigen Mauern und Basteien einer nicht unbedeutenden Festung. Hinter ihnen ragten schwarz und ehrwürdig anzusehen, die Thürmlein eines Klosters auf und guckten aus den Werken so friedlich heraus, als wollten sie zum Wandersmann sagen: Fürchte dich nicht, hier ist nicht blos die weltliche Herrschaft, sondern einer noch höhern, wenn gleich unsichtbaren, wird auch gehuldigt.

Am Thore stand ein bärtiger Soldat und über die den bewässerten breiten Graben überziehende Zugbrücke wanderten Faet und Leonhard hurtig in das kleine, aber regsame Städtchen ein.

„Da sind wir in Forchheim“ sagte Faet zu Leonhard.

„Forchheim!“ antwortete der Knab und schaute die ländlich aussehenden Häuser mit den daran befindlichen Heiligen- und Muttergottesbildern an.

„Ja, hier ist ein wichtiger Mann geboren worden, nämlich der Pontius Pilatus, wenn'st schon was von n'em gehört hast,“ sagte Faet und machte somit unsern Leonhard mit einer eben so abgeschmackten, als weit verbreiteten Sage bekannt.

Leonhard lachte und beide Wanderer begannen von Wirthshaus zu Wirthshaus zu hausiren. Das Geschäft ging gut und Faet fand sich endlich bewogen, im letzten eine Kanne Bier, Butter und Brod zur Stärkung bringen zu lassen. Zugleich räumte er in seinem Geldbeutel, der allgemach schwerer wurde, auf, wechselte groß Geld ein und that dieses in die bisher noch leer gebliebene Geldkatze; dann wurde der Marsch weiter fortgesetzt. Es heimelte unsern Leonhard an, denn die Berge zu beiden Seiten sahen so frisch begrünt aus, die Buchenwälder rauschten so süß, die Gräser und Kräuter dufteten fast so kräftig, wie daheim im Oberlande. Handeln durch die Dörfer, die da kamen, streng und stätig marschiren durch das lange

schöne Thal, zur Linken den Fluß, zur Rechten die Hügel — so verfloß den Wanderern der lange Frühlingstag. Heute wurde Leonhard müde und als sich gegen Abend in duftiger Ferne auf hohem Hügel eine ritterliche Burg und zu ihren Füßen eine schöne romantisch gelegene Stadt zeigte, aus der eine altersgraue ehrwürdige Kirche mit vier Thürmen und eine Menge anderer schöner Gebäude in den klaren Abendhimmel aufragten, da wünschte er doch recht sehnlich, es möchte da das Ziel der heutigen Reise gesteckt sein und traf somit auch mit seines Herrn Gedanken zusammen, der sehnlich gleich ihm die Stadt zu erreichen wünschte, aber aus einem ganz andern Grunde.

Als unsere Wanderer näher kamen, erweiterte sich die Aussicht und wurde so überraschend schön, daß Leonhard darob seiner Müdigkeit vergaß und mit neugierigen Augen das in süßem Frühlingsabendduft schwimmende Gemälde betrachtete. In den Gesang der zahllosen Lerchen, die hoch in der Luft flatterten, mischte sich das Abendgeläute der fernen und nahen Kirchenglocken gar harmonisch und unter solchem Getöne zogen unsere Wanderer durch die Vorstadt in Bamberg ein.

Faet suchte eilig seinen Gasthof und er erreichte denselben kaum, als ihm Leonhard anmerkte, daß er sich nicht wohl befinden müsse. Der alte Mann sah plötzlich so bleich und verstellt aus, zitterte heftig, als ob ihn ein furchtbarer Frost durch

und durch schüttele und verlangte warmen Thee, ein Bette und für Leonhard etwas zu essen. Doch klagte er über nichts, half noch die Bündel in die ihm angewiesene Kammer hinauftragen und antwortete auf Leonhards besorgliche Frage, was ihm fehle, nur in unverständlichen Lauten.

Nachts gab er Leonhard ein Stücklein Bett auf die Erde, seine Kleider zum Zudecken, worauf der todtmüde Knabe einschlummerte und erst gegen Mitternacht erwachte. Er hörte Fact laut stöhnen, erschrack und fragte wieder, was ihm fehle? erhielt abermals eine kurze Antwort und den Befehl, sich nichts um ihn zu kümmern. Doch suchte er sich so lange wach zu erhalten, als es nur bei seiner Müdigkeit sein konnte, schlief aber, da er von Fact nichts als schweres Athemholen hörte, gegen Morgen wieder ein und erwachte erst, als ihn Fact rief und ihm Geld gab, um damit nach der nächsten Apotheke zu laufen. Das verlangte Medikament schrieb ihm Fact auf ein schmutziges Streiflein Papier. Leonhard fragte lange in der Stadt herum, bis er den Apotheker fand. Dort erhielt er aber sogleich, was er suchte und rannte nun zu Fact zurück, der das Medicament ohne weitere Umstände verschlang, sich dann das Bett zurecht richtete, den Knaben mit einem Groschen hinabschickte, um sich etwas Warmes zu essen geben zu lassen und ihm dann auftrug, verschiedene Gänge in der Stadt in Wirthshäuser, die er ihm auf-

schrieb, zu besorgen. Das nahm den Vormittag ziemlich weg, weil Liendl oft und lange hin- und herfragen mußte, bis er sich in der völlig fremden Stadt zurecht fand. Als er schon auf dem Heimwege war, kam er noch an einem großen Hause in der Nähe einer Kirche vorüber. Er war kaum ein paar Schritte drüber hinaus, so ereilte ihn ein hübschgekleideter Bursche, der kaum ein Jährchen älter zu sein schien, als er selbst war und führte ihn nach dem Hause zurück, wo ihn, wie er sagte, ein alter Herr zu sprechen wünschte. Leonhard ging bereitwillig mit, stieg eine schöne Treppe mit seinem Führer hinauf, und trat dann durch die von dem Burschen geöffnete Thüre in das sehr schön möblirte Zimmer ein.

Es war leer, die Thüre zu einem anstoßenden Gemache stand aber offen und Leonhard hörte recht gut, daß dort Jemand war, ja er bemerkte sogar daß ihn dieser Jemand durch die Spalte der Thüre betrachtete. Er blieb also verlegen mit seinem Hütchen in der Hand an der Thüre des Zimmers stehen und wartete mit großer ihm nicht zu verdenkender Befangenheit, was man von ihm wolle und wer ihn gerufen hätte? Es dauerte ziemlich lange, bis der Bewohner des Zimmers erschien, und Leonhard hatte also Zeit genug, sich zu wundern und Betrachtungen darüber anzustellen, was wohl die Veranlassung dieser Einladung an ihn mitten in einer

ganz fremden Stadt, wohin er sein Lebtage nicht gekommen war, sein möchte?"

Endlich erschien ein alter Herr im Zimmer, trat mit freundlichem Blicke näher, setzte sich, bot unserm Liendl einen Stuhl, nöthigte den sich verlegen Sträubenden zum Sitzen und sagte:

„Mein Sohn, ich sah dich vorhin vorübergehen und glaubte, in dir einen alten Bekannten zu erkennen. Sieh mich einmal an; erinnerst du dich meiner noch?"

Leonhard schaute jetzt erst nach dem alten Manne mit größerer Neugierde und erkannte ihn sogleich trotz des Schlafrockes, den er trug. Es war Herr Hohenthal, dessen Bekanntschaft er zufällig in Erlangen gemacht hatte.

„Nun, mein Sohn, „erkennst du mich wieder?

„Ei ja, ich sah Sie im Herz in Erlangen."

„Weißt du auch meinen Namen?"

„Herr Hohenthal" sagte Liendl treuherzig.

„Gut, du scheinst ein kluger Bursche zu sein, und ich bin jetzt schon im Reinen. Weshalb glaubst du wohl, daß ich dich rufen ließ?"

Leonhard wußte nicht, was er sagen sollte und schwieg verlegen still.

„Mein Sohn, ich begreife dein Schweigen. Doch sage, kennst du das vierte Gebot?"

„Ja, lieber Herr!" sagte der Knabe kleinlaut.

„Nun, erschrick nicht, liebes Kind, ich will dich nicht examiniren," fuhr der alte Herr schmerzlich

lächelnd fort. Man hat mir hier wichtige Dinge aus Erlangen über meinen Sohn geschrieben, und ich muß dir leider sagen, daß mein Adolph das vierte Gebot zwar kennt, aber auf das frechste verletzt. Ich erinnerte mich Deiner so eben und da gingst du vorbei. Das war mir wie ein Fingerzeig von Oben. Ich weiß selbst noch nicht, was du mir nützen kannst, doch ich habe eine Ahnung, von dir Dinge zu erfahren oder die Bestätigung von Dingen zu vernehmen, welche für die von mir nun zu fassenden Entschlüsse von der äußersten Wichtigkeit sind. Begreifst du, was ich sage?"

„Ja, lieber Herr" sagte Leonhard und fühlte sich durch die treuherzige gütige Weise des alten biedern Mannes unwillkührlich gerührt.

„Nun sieh, mein lieber Sohn, es kann für einen Vater kein größeres Unglück geben, als einen ungerathenen Sohn zu haben. Mir legte die Vorsehung diesen Kümmer auf, wie es scheint. Doch möchte ich, ehe ich allen Glauben an meinen Sohn verliere, gerne alles noch hören, was auf meine Beurtheilung seines Charakters Einfluß haben kann. Du hast im Herz in Erlangen alles mit angesehen und gehört, was dort während meiner Anwesenheit, dann unter der kurzen Zeit meiner Entfernung aus der Gaststube und zuletzt nach meiner Wiederkunft bis zum Eintreffen meines Sohnes vorgegangen ist. Willst du mir das wohl erzählen?"

„Recht gerne," sagte Leonhard.

„Nun so laß hören," sprach Herr Hohenthal und lehnte sich in den Stuhl zurück. Während nun Leonhard alles genau erzählte, sah Herr Hohenthal in mehrere Briefe, die er in der Hand hielt, und nickte von Zeit zu Zeit wie zustimmend mit sehr betrübtem Gesichte. Leonhard war nun an dem Punkte angelangt, wo er mit Faet das Gasthaus zum Herz verlassen hatte und Herr Hohenthal sagte traurig:

„Ja, mein Sohn, du bestätigst mit jedem Worte, was ich hier las. Diese Briefe sind heute eingelaufen, sie schildern mir zum Theile, was du mir so eben gesagt hast. Den größten Theil dessen, was du mir erzähltest, kann ich selbst bestätigen. Du bist ein kluger, wahrheitsliebender Knabe, wie ich sehe. Gehe jetzt mit Gott! Ich danke dir herzlich. Kommst du einmal in deinem Leben nach Pirna, woselbst ich wohne, so besuche mich. Merke dir meinen Namen gut: Kaufmann Hohenthal in Pirna in der Sandstrasse; hast du das verstanden?"

„Ja, lieber Herr," sagte Leonhard, reichte die Hand dar und fühlte plötzlich einen harten Thaler in derselben, den ihm Herr Hohenthal in dieselbe drückte. Der Knabe warf einen traurigen Blick auf das Geldstück; er fühlte so etwas, als ob er es nicht nehmen sollte und sprach unüberlegt:

„Ach, lieber Herr, nachdem Sie ohnehin drei und zwanzig hundert solche Thaler für Ihren Herrn

Sohn zahlen mußten, fürchte ich mich der Sünden, das große Geldstück anzunehmen."

Herr Hohenthal erstaunte, maß den Knaben mit zweifelhaften Blicken und sprach: „Wie? was weißt du davon? Wie ist das zu deiner Kenntniß gekommen?"

„Ich hab's von Ihrem Herrn Sohne selbst erzählen hören" sagte Leonhard und ein Gedanke stieg in ihm auf: ob es wohl auch recht gewesen, von solchen Dingen zu reden, ob nicht besser, tausendmal besser, davon zu schweigen?

„Da hat mich meine Ahnung nicht getäuscht, Kind; Gott selbst hat dich hergesendet, damit ich aus deinem Munde die Bestätigung dessen vernehme, was man mir hier schreibt und — was ich nicht —" er vollendete nicht, denn eine sehr verzeihliche Wehmuth brach ihm die Stimme. Leonhard erschrack; er fühlte, daß er eine Saite in einem Vaterherzen so hart angeschlagen, daß sie zu brechen drohte — den Glauben des Vaters, den erschütterten, an den verlornen und doch noch geliebten Sohn.

Aber Herr Hohenthal war ein Mann von zu ruhiger Gemüthsart, von zu großer Besonnenheit, als daß seine bittere Empfindung nicht der Ueberlegung hätte weichen müssen. Er faßte sich rasch, steckte die bisher noch in seiner Hand befindlichen Briefe in die Tasche seines Rockes, sah Leonhard mit seinen Wohlwollen und Biederkeit strahlenden Augen gar freundlich an und sprach:

„Sage mir, mein Sohn, wie hast du erfahren, welche große Kosten mir mein Adolph verursachte? Leonhard sagte ihm das Wesentlichste, bemühte sich aber, die verletzenden Umstände in dem Betragen des jungen Hohenthal so viel als möglich zu verschweigen. Allein Herr Hohenthal war zu erfahren und ein zu umsichtiger Mann, als daß ihm das Bestreben des Knaben, die Sache anders darzustellen, als er sie wußte, nicht sogleich klar geworden wäre. Er sagte also:

„Mein Sohn, gib dir keine Mühe, mir einen Kummer ersparen zu wollen. Ich weiß bereits alles, verstehst du, alles, was in dem Tennen jenes Wirthshauses vorfiel und gesprochen wurde. Ich weiß auch, daß du dort zugegen warest; nur dachte der Schreiber dieses Briefes nicht daran, daß wir beide, ich und du, alte Bekannte wären und einander wieder treffen würden. Also erzähle getrost alles, was du gehört hast, damit ich die Bestätigung aller jener Vorfälle aus deinem hoffentlich noch unschuldigen Munde vernehme."

So aufgefordert mußte nun Leonhard die Wahrheit gestehen. Er erzählte alles getreu und so genau, als es nur sein Gedächtniß zuließ und Herr Hohenthal mußte durch seine Erzählung sehr befriedigt sein, denn er nickte beifällig, las dabei in seinen Briefen und sagte, als Leonhard schloß, du bist ein ehrlicher, treuherziger Bursche und hast mir einen so wichtigen Dienst geleistet, daß du

eine große Belohnung verdientest. Hier, lieber Sohn, nimm diese Uhr; ich hatte sie meinem Sohne zum Geschenke bestimmt, als Andenken an mich. Bleibe immer rechtschaffen und ehre deine Eltern dann wird es dir Gott gut in der Welt gehen lassen."

Leonhard erschrack und wußte nicht, wie ihm geschah; er trat sehr betroffen um einige Schritte zurück und weigerte sich, die hübsche silberne Uhr anzunehmen.

Hohenthal lächelte und sprach: „Ei, nimm frisch zu, mein Sohn. Sei unbesorgt, so wenig dich dieses Uehrchen reich macht, so wenig macht mich dieses Geschenk arm. Stoße dich nicht daran, daß ich für meinen Sohn so viel zahlen mußte. Das hat mir nur Kummer gemacht, außerdem läßt sich auch das verschmerzen. Ich wollte zehnmal so viel darum geben, hätte er aus bloßem Leichtsinn Schulden gemacht, aber dabei mir ein kindliches ergebenes Herz bewahrt. Wie heißest du und wer sind deine Eltern?"

Lonhard hielt die Uhr in seinen Händen und erzählte die wichtigsten Umstände aus seinem Leben mit aller Offenheit.

„In welchen Verhältnissen stehst du zu dem alten Manne, mit dem du reisest?" fragte Herr Hohenthal.

Auch hierüber gab Leonhard ehrlich Auskunft, Hohenthal aber schüttelte bedenklich den Kopf und

sprach: „Du lebst in Verhältnissen, die sich nicht wohl durchschauen lassen. Fast möchte man geneigt sein, dir zu rathen, deine Lage zu ändern, sobald es dir möglich ist. Allein das dürfte leichter gesagt als gethan sein. Es scheint auch, daß du nicht ohne Vortheil in diesen Verhältnissen lebst. Wer weiß, welchen Weg dir die Vorsehung angewiesen hat, um darauf ein stilles, bescheidenes Glück zu finden, — und ist das nicht das schönste Loos auf Erden?“ setzte er wie in Gedanken verloren hinzu.

Es entstand eine lange Pause; Leonhard besah seine Uhr mit einem Gefühl unaussprechlicher Freude, hörte ihr Picken und vergaß alles, seine von Faet ersehnte Rückkehr sowohl, als daß ihn Herr Hohenthal mit mitleidigen Blicken ansah. Dieser sprach jetzt:

„Wo ist denn dein Herr?“

Leonhard nannte ihm das Wirthshaus und die Ursache, warum Faet dasselbe nicht verlassen könne und Herr Hohenthal sagte:

„Ei, dann eile heimzukommen, damit du nicht Verdruß kriegst. Ich reise jetzt ab. Hier „— er schrieb eine Zeile auf ein weißes Stückchen Papier und gab es Leonhard —“ nimm dieses und heb dir's gut auf. Sollte dir einmal was zustoßen, was deinen Lebensweg so durchkreuzt, daß dir um dein Fortkommen in der Welt bange ist, so komm mit diesem Papier zu mir. Ich werde mich deiner beständig erinnern und dich nicht verlassen,

wenn ich noch lebe. Und nun, gehab dich wohl, werde brav und rechtschaffen, Gott sei mit dir!"

Mit diesen Worten drückte er dem Knaben die Hand, der das Zimmer unter tausend Versicherungen seines Dankes verließ, schloß dann die Thüre, setzte sich und schrieb unter vielfachen Seufzern zwei Briefe, copirte sie, versiegelte dann die Originale mit dem an seiner goldenen Uhrkette hängenden Petschaft, schellte, gab sie dem Kellner mit dem Auftrag, sich Postscheine dagegen geben zu lassen und ihm seinen Kutscher zu rufen. Dieser erschien, und erhielt den Auftrag, alles zur Abreise in Bereitschaft zu setzen. Hohenthal bezahlte dann die Rechnung, nahm die vom Kellner überbrachten Postscheine, deren einer den Titel: „An das löbliche Handlungshaus Doignon in Erlangen"; der andere: „An Herrn Studiosus Adolph Hohenthal bei Drechsler Fassold in Erlangen" trugen, legte sie sorgfältig zu den Copien der Briefe in seine verschließbare Brieftasche, steckte diese in seinen Ueberrock, ging hinab, stieg in seine bereitstehende Chaise und fuhr von dannen, ehe noch Leonhard sein Gasthaus erreicht hatte, das weit entlegen über der Regnitzbrücke war.

Der Zettel, welchen Leonhard erhalten hatte, enthielt folgende Worte:

„Gottfried Eberhard Hohenthal, Kaufmann in Pirna, Sandstrasse Nr. 15. dem Leon-

hard Thummet aus Stierberg im fränkischen Oberlande am 13. Mai 17** in Bamberg."

Der Knabe las diese Worte und sagte sie wohl hundert Mal in Gedanken her. Er sann hin und her, was sie wohl zu bedeuten haben möchten, aber er fand keinen Sinn drinnen. Unter solchen Gedanken erreichte er sein Gasthaus, fand Faet schlafend und erzählte ihm, als er erwachte, die ganze lange Geschichte. Faet besah die Uhr mit finsterer Miene, ließ sich noch einmal und dann wiederholt die Sache erklären und schien überhaupt trotz des Papierstreifens mehr als geneigt, die ganze Sache für eine unter bedenklichen Umständen vorgebrachte Lüge zu halten. Allein der Knabe erbot sich sofort, erröthend über den schimpflichen Verdacht, den sein Herr so deutlich durchscheinen ließ, Herrn Hohenthal zu holen und der mißtrauische Alte gab endlich in so weit nach, daß er Leonhards Uhr zu sich nahm, den Papierstreifen in seine Brieftasche legte und der Sache nicht weiter erwähnte. Am folgenden Tage stand er ziemlich wieder hergestellt auf, und ging mit Leonhard in der Stadt von Gasthaus zu Gasthaus, die bedeutenderen vermeidend, um Geschäfte zu machen. Am nächsten Morgen aber verließen die Wanderer Bamberg und schlugen die nordwärtsführende Strasse nach Lichtenfels ein, welches sie nach mehrmaligem Anhalten erst gegen Mittag erreichten.

Die Hinrichtung in Braunschweig.

In dem Drange der Geschäfte, dem sich Faet nun hingab, vergaß zwar Leonhard der letzten Ereignisse nicht, aber er hatte wenig Zeit, an sie zu denken, außer auf dem Marsche und da schien Faet beständig bemüht, den in Bamberg verlorenen Tag durch Eile und die größte Anstrengung hundertfach wieder einzubringen. Das hastige gewinnsüchtige Gemüth dieses seltsamen Mannes zeigte sich aufs Neue jeden Tag und zwar in einer so häßlichen Weise, daß Leonhard, der recht gut fühlte, wie schwer er sein Stückchen Brod verdienen müsse, sich des Gedankens nicht erwehren konnte, so bald als möglich den Dienst dieses rücksichtslosen harten Mannes zu verlassen und sich eine bessere Existenz zu suchen. Seine Schultern trugen nun harte Striemen von den Lasten, die er schleppen mußte, sein Gang ward gebückt, wie der eines bejahrten Mannes, seine Züge verloren rasch ihre jugendliche frische Rundung und Blüthe und wurden so braun und scharf markirt, daß er sich bei einem zufälligen Blick in den Spiegel kaum selbst mehr erkannte. Es war ein besonderes Glück und eine eben so auffallende Erscheinung, daß der Knabe, statt so außerordentlichen sein Vermögen so weit übersteigenden Anstrengungen und Strapatzen zu erliegen, vielmehr dadurch erstarkte und schnell zu reifen begann; daß ihn die harten Mühen bei so liebloser

Behandlung und so elenden Nahrungsmitteln nicht niederwarfen, daß sein noch so weiches Gemüth, statt durch alles dieses schwer und tiefgebeugt zu werden, vielmehr sich täglich mehr anspannte und daß die Welt, die er unter so kläglichen Umständen durchwandert, anstatt das Heimweh bei ihm zu erwecken, vielmehr seinen jugendlich klaren Verstand auf das lebhafteste beschäftigte und ihm tausendfältige Gelegenheit bot, seine Kenntnisse zu erweitern und sich einen reichen Schatz von Erfahrungen zu sammeln. Durch diese glückliche Vereinigung von zäher Ausdauer, Geduld, Ergebung, von Muth und Lebendigkeit des Geistes in diesem Knaben widerstand er allen Anwandlungen von Mißmuth und Erschlaffung, welche die rohe Fühllosigkeit Faets bei jedem Andern wohl erzeuget hätte, in solchem Grade, daß nichts ihn niederbeugte und obschon Faet ihn kaum anders denn als ein Lastthier behandelte, so wirkte dieses Verfahren gerade umgekehrt, als man denken sollte, auf den Knaben: es machte ihn statt trotzig, dumm, feig, liederlich und unachtsam, vielmehr schweigsam, scharfsichtig, ausdauernd, nachdenklich und wißbegierig im höchsten Grade.

Seine Uhr und seinen Papierstreifen, das einzige Eigenthum, welches er jetzt besaß, hielt Faet verwahrt. Die Uhr stack in Faets Tasche; aufgezogen wurde sie nie, denn Faet richtete sich in seinem Tagewerk nach der Sonne, wie er von Jugend

an gewöhnt gewesen war. Leonhard hatte ihn einst gebeten, ihm die Uhr doch noch einmal zu zeigen. Allein da war er so schlimm angekommen, daß er es nie wieder wagte, auch nur von der Uhr und ihrem Geber zu sprechen.

Die Wanderer waren nun bereits drei und zwanzig Tage auf dem Wege, hatten die sächsischen Lande in verschiedenen Richtungen durchwandert, viele gute Geschäfte gemacht und Faet hatte schon zwei Mal in bedeutenderen Städten seine Baarschaften in Handlungshäusern gegen Papiere umgetauscht, die er dann auf die Post gab und heim an seine Frau addressirte. Die Reisegenossen verließen nun die süd- und mitteldeutschen Lande und gelangten in Gegenden, wo die Mundart des Volkes schon anfing, platter zu werden. Sie waren also in norddeutsche Lande gekommen und Leonhard lernte nun dieses ernste, sinnigere Geschlecht kennen. Der Harz, jenes letzte Gebirg, dessen Vorderabhang schon in den Haidegegenden verläuft, war durchwandert und jetzt nahten unsere Reisenden der Stadt Braunschweig, als Faet abermals durch die Wiederkehr seines Unwohlseins gezwungen war, sich aufzuhalten und, da diesesmal sein gewöhnliches Präservativmittel nicht anschlagen wollte, sogar die Hilfe eines Arztes in Anspruch zu nehmen.

Leonhard pflegte den alten Mann, der wohl schwerer litt, als er sichs merken ließ, mit aller Geduld und Ehrerbietung, welche nur ein guter

Sohn seinem Vater erzeigen kann. Faet war stumm während seiner Qual; nur Eines schien ihm empfindlich schwer zu fallen, daß er nämlich im fremden Lande mitten in einer bisher sehr erträglichen Geschäftsreise thatlos daliegen und der Gefahr ausgesetzt sein sollte, von hier krank und nur halb verrichteter Dinge wieder nach Hause zurückkehren zu müssen. Der Arzt hatte ihm das fortan unter bedenklichen Hindeutungen auf seinen gefährlichen Zustand angerathen und ihm, als er sich trotzig weigerte, seinen Rath zu befolgen, gedroht, daß er dann selbst daran schuld sein würde, wenn er sich eine unheilbare Krankheit oder wohl gar einen raschen Tod zuziehe.

So entschlossen und kräftig Faet sonst auch war, so sehr schmetterte ihn diese herbe Erklärung nieder. Er lag bleich und stöhnend im Bette, sah mit finstern irren Blicken nach der Decke des Zimmers und sprach mehrere Stunden lang kein Wort. Leonhard saß ängstlich an seinem Lager und wußte nicht, was er thun sollte. Allein die zunehmende Schwäche und die immer heftiger werdenden Gliederschmerzen überwand endlich im Verein mit der Furcht vor der ihm eröffneten düstern Aussicht den Trotz des harten bisher so unbesiegbaren Greises. Er befahl Leonhard, sofort das Recept in einer Apotheke machen zu lassen und nahm dann die Medicamente den übrigen Theil des Tages und der Nacht hindurch mit der größten Genauigkeit.

Am folgenden Tage erschien der Arzt sehr frühzeitig, um nach ihm zu sehen. Faet befand sich nach seinem Urtheile bedeutend besser, aber seine Schwäche hatte dafür in demselben Maße zugenommen. Er gab jetzt seine Sache sehr klein, so daß der Doktor sich selbst darüber wunderte und mit besserer Laune als gestern an dem Bette des Kranken Platz nahm. Nachdem er dessen Puls noch ein Weilchen gefühlt, sagte er:

„Alter, ihr seid über den Graben, wenn Ihr meinem Rath folgen wollt. Kehrt nach Hause zurück und unterlaßt künftig solche Ausreisen, die jetzt über Eure Kräfte gehen. Wo seid Ihr denn her?"

„Aus Nürnberg" antwortete der Kranke kleinlaut.

„Das ist schlimm. Wie wollt Ihr denn zu Hause kommen? Gehen könnt Ihr einmal nicht mehr." Faet schwieg mit trübseligem Gesicht und dachte über die Frage des Arztes nach.

„Nun, wie wollt Ihr das machen? Ihr habt doch daheim bessere Pflege und könntet Euch durch dieselbe schnell erholen."

„Ich muß sehen, ob ich ein Fuhrwerk bekomme."

„Das wird sich finden" sagte der Arzt. „Fahren könnt Ihr schon übermorgen."

„Hm!" brummte Faet, der einen Gedanken zu haben schien.

„Nun, wie meint Ihr?" sagte der Arzt.

„Ein Fuhrwerk, was mag das hier kosten?"

„Fehlt's Euch an Geld, lieber Mann?" sagte der Doktor, der den Charakter und die Vermögensumstände des Kranken nicht kannte.

Ja, ich hab' schon welches; aber . . . . „Geld?" —

„Nun dann, so müßt Ihr Eurer Gesundheit ein Opfer bringen. Um fünfundzwanzig bis dreißig Thaler kommt Ihr bequem nach Nürnberg."

Der Alte brummte unverständlich in seinen Bart hinein und der Doktor, der wahrscheinlich mehr zu thun hatte, als sich zu besinnen, was sein Patient murmelte, grüßte, stand dann auf und verließ das Zimmer mit dem Versprechen, morgen wieder nachzusehen.

Fact lag nun lange sinnend; endlich sprach er zu Leonhard: „Geh' n'unter und sag' dem Hausknecht, er möge zu mir kommen."

Der Knabe lief und erschien bald darauf mit dem Burschen, der die genannte Stellung im Wirthshause einnahm. Fact war hier wie überall, wo er seit vielen Jahren einkehrte, wohlbekannt und der Hausknecht grüßte ihn deshalb vertraulich und erkundigte sich nach seinem Befinden.

„Hör' du," sagte Fact, „weißt kein wohlfeiles Roß zu verkaufen?"

„Alle Hagel!" sagte der derbe Knecht lachend, „willst du ein Fuhrwerk anschaffen?"

„Wenn ich was Billiges kriege," sagte Fact.

„Na, vielleicht hör' ich was, ich will dir's dann verrathen," sprach der Knecht.

„Kriegst einen Schmuß (Antheil am Profit), wenn du mir was verräthst, das mir ansteht."

„Morgen vielleicht, morgen kommen viele Landleute herein, weil der Katerbühler gericht' wird."

„Wer?" sagte Faet und Leonhard horchte auf.

„Der Kerl heißt Katerbühler und hat einen Amtmann dahier umgebracht und ausgeraubt."

„Was geschieht ihm denn?" fragten beide, Faet und Leonhard zugleich.

„Er wird geköpft."

„Blitz!" sagte Faet und dachte wieder an sein Vorhaben, ein Pferd und ein Wägelein anzuschaffen?

„Aergerst dich, daß d's nicht sehen kannst?" sagte der Hausknecht und lachte.

„Behüte," sprach Faet, „wenn ich nur bald wieder aufsein und ein Fuhrwerk kriegen kann."

„Na, das wird sich finden . . Halt, da fällt mir was ein." Was für ein Wägelein möchtest du gern?

„So eines, wie man's hier bei euch hat, mit einer leinenen Decke drüber, gut, stark und doch leicht."

„Was willst denn aufwenden?"

„Hab' ich's doch noch nicht gesehen! fragst aber auch dumm!"

„Mein Herr hat selbst eines, das er dir vielleicht billig abläßt."

„Ist was mit ihm zu machen?“ sagte Faet.

„Er ist zäh, aber oft kommt's auf die Launen bei ihm an.“

„Was könnt's kosten? sag' mir die Wahrheit, Johann!“

„Wie er's bietet, weiß ich nicht; aber zwanzig Thaler ist's werth unter Brüdern.“

„Ich will's sehen“ sagte Faet.

„Nur heute und morgen nicht, weil wir viel zu thun haben“ sagte der Knecht, und da ist am wenigsten mit ihm zu machen, wenn das Haus voll Leute ist.“

„Gut, ich kann heut und morgen noch nicht aus dem Bette; also übermorgen. Da, Johann — er drückte dem Knecht ein Käsperlein in die Hand — red' mir gut und es kommt was besser's nach.“

„Verlaß dich drauf“ sagte der Knecht und ging hinab. Das Käsperlein hatte Faet gute Straße bei ihm gemacht.

Am folgenden Tage ging's zur Stadt herein, als ob Jahrmarkt wäre. Alt und Jung, Vornehm und Gering, zu Fuße, zu Wagen und zu Roß strömten die Menschen in die engen, mit hohen Häusern bebauten Straßen der altehrwürdigen Residenzstadt Braunschweig. Das Militär zog auf; vor dem Rathhause war ein Gerüst aufgeschlagen, der Weg zum Richtplatze mit starken Reiterposten, die Ordnung halten mußten und langsam und mit gezogenen Säbeln auf und ab ritten, besetzt. Die

Straßen wimmelten von Menschen, die Wirthshäuser waren vollgepfropft und alles schwatzte von der bevorstehenden Hinrichtung.

Früh schon war der Doktor zu Faet gekommen, hatte ihn besser als verhofft gefunden und ihm Ruhe anbefohlen. Leonhard besorgte, was sein Alter nöthig hatte und als dieser große Neigung zum Schlafen spürte, gab er dem Knaben in einer Anwandlung von guter Laune einen Groschen und die Erlaubniß, fortzugehen und die Hinrichtung mit anzusehen. Wie ein Vogel, dessen Käfig geöffnet wird, flaggte der Knabe aus, rannte dann eine Zeitlang durch die Menschen erfüllten Straßen der ehrwürdigen Stadt und gelangte endlich dem Gewühl folgend vor's Rathhaus, wo er neugierig stehen blieb und dem Gespräch der Leute zuhörte. Er vernahm hier die Schauderthat, welche der Unglückliche, dessen letzte Stunde heute schlug, begangen hatte, so ziemlich vollständig. Der Katerbühler war ein seit seiner Jugend den Gerichten bekannter Verbrecher gewesen, welcher früher oft wegen Diebstahl abgestraft worden. Von Frevel zu Frevel steigend hatte er endlich bei einem Amtmanne, der ein ziemlich vermögender und kinderloser Wittwer war, eingebrochen, denselben auf eine grausame Weise ermordet und dann ausgeraubt. Seine Flucht aus Braunschweig erregte sogleich den Verdacht der Gerichte; es ergingen Steckbriefe nach ihm und man nahm ihn bald darauf in Wolfen-

büttel, woselbst er durch thörichten Aufwand schon Verdacht erregt hatte, gefangen. Man fand bei ihm viele Gegenstände, welche die Angehörigen des Amtmannes als zu dessen Eigenthum gehörend erkannten. Die Untersuchung war also weder schwierig noch langwierig und als der Angeklagte frech und hartnäckig läugnete, wurde er nach der barbarischen Sitte jener Tage auf die Folter gelegt und unter Martern der fürchterlichsten Art das nothwendige Geständniß von ihm erpreßt. Das Gericht verurtheilte ihn nun zum Tode durch das Schwert und heute sollte er vom Leben zum Tode gebracht werden.

Jedermann war von der Gerechtigkeit dieses Urtheils überzeugt und das Volk erging sich in Vermuthungen, wie sich der Mörder benehmen würde. Viele sprachen nach Art roher Rachgier ihre Unzufriedenheit über die Gelindigkeit der gewählten Todesstrafe aus; andere schwiegen, von einem Gefühl des Mitleids bewegt, still; hundert andere dachten gar nichts und freuten sich auf die Exekution mit grausamer Schaulust. Es ist kein schöner Zug des menschlichen Herzens, diese Sucht, solche fürchterliche Schauspiele mit anzusehen und eine bewiesene Thatsache, daß sie alles, nur nicht das bewirken, was durch sie erreicht werden soll, nämlich F u r c h t v o r V e r b r e c h e n!

Stunde auf Stunde verrann; schon war es fast zehn Uhr; das Volk wurde ungeduldig. Da

erhob sich plötzlich Tumult; Reiterei zog langsam herauf, hinterdrein folgten Musketiere. Das Militär wurde mit dem Jubelruf: „er kommt, sie bringen ihn!“ empfangen. Allein man täuschte sich; die Soldaten zogen nur einen Ring um das vor dem Rathhause stehende Gerüst, nahmen dann Gewehr bei Fuß, während die Reiter absaßen. Der Verbrecher befand sich also schon im Rathhause.

Unser Leonhard war im Gedränge, dem er sich nicht zu entziehen vermochte, weit vorwärts bis fast an die abgesessenen Reiter geschoben worden. In deren Nähe fühlte er sich nicht wohl, da er seiner Noth gedachte, wenn sie wieder aufsitzen und fortziehen würden. Allein mit jugendlichem Leichtsinn vergaß er dessen bald, drängte sich seitwärts und erreichte dann einen Brunnen, auf dessen Brüstung er sich schwang. Hier, nahe an der Mauer des Rathhauses, war er ganz in der Nähe des Gerüstes, so daß er alles gut zu sehen vermochte und außer Gefahr war, unter die gefürchteten Pferde der Kavalleristen zu kommen. Er stand da nicht lange, so trat ein Offizier vor, kommandirte „Achtung, kehrt Euch, schultert das Gewehr!“ Die Soldaten standen jetzt gegen das Volk mit dem Gesichte gewendet. Das Geschrei und Toben der Menschen legte sich und aus einer hinter dem Gerüste in's Rathhaus führenden Thüre traten die mit schwarzen Talaren bekleideten Richter, ein paar Geistliche und — hinter diesen

erschien, von den Knechten des Henkers geführt, die Schmerzensgestalt des Verbrechers.

Auf dem Gerüste ordnete sich der fürchterliche Zug. Auf einer Seite standen die Richter, unserm Leonhard gegenüber mit gebundenen Händen der von den Henkersknechten gehaltene Mörder, an der gegen das Rathhaus liegenden Seite die Pfarrer. Der Richter winkte Stille und verlas mit unverständlicher Stimme das grauße Urtheil.

Leonhard sah den Mörder an. Gott, was war das für eine Miene! Fahle Gesichtsfarbe, blondes Haar, das Gesicht einen Schnitt, der fast Aehnlichkeit mit dem Kopf des Raben in diese Züge brachte. Die Augen des Mörders blickten so frech; es war trotz der schauerlichen Lage, in der sich dieser Verlorene befand, etwas thierisch Lächerliches in seinem Blick; Gefühllosigkeit und Trotz ungeachtet der Nähe des Todes. Als der Richter ihm die Trümmer des über ihn gebrochenen Stabes vor die Füße warf, schob er sie spielend mit dem Fuße bei Seite. . .

Er mußte nun ein Wägelein besteigen, auf das man ihn verkehrt setzte. Vor ihm nahmen die beiden Geistlichen Platz; auf einem Thürmlein am Rathhaus läutete in gar grellen kläglichen Tönen das Armensünderglöcklein. So begann der elende schauerliche Zug.

Leonhard wartete den Abzug der Reiter ab, um dann dem Zuge zu folgen. Aber er war kaum

herab vom Brunnen, da gerieth er abermals in's Gewühl, dem er sich nicht eher zu entziehen vermochte, als bis er oft getreten, gestoßen und halb erdrückt, vor dem Thore endlich nach vielfacher Gefahr zu entrinnen und sich aus dem wirren Getümmel zu lösen im Stande war.

Der Knabe gewann eine kleine Anhöhe. Hier hatte er einen weiten Ueberblick über seine Umgebungen. Hinterwärts lag die Stadt mit ihren Thürmen, links floß der Fluß und über den weiten Anger, der sich bis zu den an seine Ufer anstoßenden Wiesen erstreckte, war ein unabsehbares schwarzes Menschenheer zerstreut, durch welches sich der Zug der Reiter und Fußsoldaten mit dem Verbrecher in ihrer Mitte hinabdehnte. Drunten aus dem Gewühl ragte das Schaffot empor mit dem darauf befestigten Stühlchen. Unterhalb desselben sah man eine Thüre in den Raum geöffnet. Der Zug gelangte an, der Verbrecher stieg ab; während das Militär das Schaffot umringte, wurde er in den Raum unterhalb des Schaffottes geführt. Was dort mit ihm vorgenommen wurde, konnte man nicht sehen. So verfloß eine gute halbe Stunde.

Jetzt erschien ein in einen grauen Mantel gehüllter Mann oben auf dem Schaffot; er trug ein Säckchen, aus dem er etwas herumstreute, man konnte nicht sehen, was? Dann zog der Mann unter seinem Mantel, den er weit abseits ans äußerste Ende des Schaffots legte, ein großes, langes und

breites Schwert und legte dieses, nachdem er es entblößt, auf seinen Mantel. Zuletzt stülpte er die Ermel auf wie einer, der sich auf eine recht schwere Arbeit vorbereitet. Als er das gethan, ging er beiseits und sah ernst vor sich nieder.

Nun erschien der fürchterliche Augenblick. Der Verbrecher wurde von zwei Henkersknechten heraufgeführt. Man hatte ihm die Augen mit einem weißen Tuche verbunden. Seine Hände waren ihm fest an den Leib geschnürt, so daß er sie nicht mehr gebrauchen konnte. Die Henkersknechte hatten mit ihm harte Arbeit, denn der Elende sträubte und wehrte sich zuletzt noch aus aller Macht. Allein nach und nach gelang es ihnen doch, ihn auf das Schaffot zu bringen. Sie nahten mit ihm dem Stühlchen, hinter dem schon der Mann mit dem Schwerte bereit stand; sie suchten ihn zu bereden, sich zu setzen, wie man aus ihren Bewegungen sehr wohl zu ermessen vermochte. Endlich winkte Der mit dem Schwerte ungeduldig; da drängten die Knechte den Missethäter aus aller Gewalt zurück, einer griff schnell nach seinem Haare und das leuchtende Schwert durchschnitt auf einen Hieb den muskelkräftigen Hals des Verbrechers.

Es dröhnte mit dumpfem Laut weithin; ein elektrischer Schlag des Entsetzens erfaßte die Menge und während das Blut in feurigrothen Strahlen zum Himmel zischte, ertönte rings ein allgemeiner Ruf, dann wurde es still. Die vom Schaffot her-

ab gehaltene Rede des Geistlichen wurde von Wenigen vernommen, von den Allermeisten nicht beachtet. Der Sarg umschloß dann die Reste des Verbrechers, wurde auf dem Wägelein nach dem nahe liegenden Kirchhof geführt und Leonhard folgte mit sehr Wenigen weinend dorthin und sah den Hingerichteten in einer verborgenen Ecke des Gottesackers begraben.

Draußen wartete noch der Kutscher mit dem Wägelein. Leonhard sah auch dieses gedankenvoll an, er wußte selbst nicht, warum? Dann folgte er mit dem Zuge nach der Stadt, wo er betrübt und recht wehleidig gestimmt zu seinem Herrn kam, dem er alles, was er gesehen hatte, so weitläufig als möglich erzählen mußte.

Die schaurige Erzählung schien eine unerwartete Wirkung auf Faet hervorgebracht zu haben. Er saß lange stumm in seinem Bette und schien über das, was er gehört hatte, nachzudenken. Endlich sprach er: „Ich bin froh, daß ich's nicht gesehen habe.“

„Warum?“ fragte der Knabe verwundert und sah den sonst so rauhen Alten neugierig an.

„Ich kanns nicht sehen, wenn Einer gerichtet wird; es erbarmt mich!“

„Er hat mich auch gereut“ sagte Leonhard, „obschon er es verdient haben mag. Aber es sieht so unnatürlich aus, wenn ein Mensch von einem andern, dem er nie etwas zu leid gethan hat,

ums Leben gebracht wird. Wie kann sich nur Einer zu so was hergeben!"

„Um's Geld thun die Leut' alles!" sagte Faet bitter.

„Ob der Scharfrichter wohl Mitleid mit dem armen Sünder hatte?" meinte Leonhard.

„Ich glaub' kaum," meinte Faet, schwieg und fuhr dann gegen seine Gewohnheit fort, für sich zu reden: „Wenn Einer eine Mordthat begeht, so ist er schon werth, daß man ihn ohne Erbarmen straft. Ich würde ihn Zeitlebens einsperren lassen wie ein wildes Thier; aber hinrichten ließ ich Keinen. Es steht wohl in der Bibel „Aug um Auge, Zahn um Zahn; es heißt: wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden. Allein was für ein Recht hat Einer, zu glauben, er sei der von Gott gemeinte Vollstrecker dieses schweren Wortes? Die Obrigkeit? — Ja die Obrigkeit ist Herrin ihrer Unterthanen, das ist wahr, Obrigkeit und Herrschaft muß sein. Aber sagt nicht auch die Schrift, daß der Sünder sich bessern soll? Ist es recht, ihm das Leben zu nehmen und ihn so der Möglichkeit, sich zu bessern, durch eine Gewaltthat zu berauben? Wenn es möglich ist, daß auch der größte Sünder vor Gott noch Gnade finden kann, und das kann er, wenn er seine Sünden bereut; sind dann die Menschen nicht doppelt verpflichtet zur Barmherzigkeit?"

„Es ist nicht recht, glaub' ich, daß die Mör-

der hingerichtet werden. Man soll sie strafen, unschädlich machen, aber nicht tödten."

„Wenn man die bösen Leute alle wohin thun könnte, so daß sie nicht mehr zurück zu uns kommen könnten, das wäre ein Glück!" sagte Leonhard.

„Ich hab einmal gehört, der Kaiser von Rußland läßt alle Verbrecher in so ein Land schaffen, aus dem sie nicht mehr zurückgehen können. Das ist, glaub ich, zweckmäßig und recht."

„Die großen Herren sollten es alle so machen," meinte der Knabe.

„Ja", sagte Faet, legte sich rasch hinum und schwieg, als reute es ihn, so viel geredet zu haben. Leonhard sann wieder über das nach, was er gesehen hatte und mußte unwillkürlich weinen.

„Was heulst denn, dummer Bub'?" fragte der Alte barsch.

„Der arme Sünder reut mich!" sagte der Knabe schluchzend.

„Hm", brummte Faet und antwortete keine Sylbe mehr.

Die Werber in Wolfenbüttel.

Am Morgen darnach wurde früh an die Thüre gepocht. Der Knabe öffnete und der Hausknecht erschien, um Faet eine Nachricht zu bringen. Faet der noch im Bette lag, grüßte und erhob sich hastig. Der Hausknecht setzte sich zu ihm ans

Bette und sprach: „Alter, jetzt schmiede dein Eisen, weils warm ist.“

„Was ist?“ fragte Faet.

„Was du willst und brauchst, ist da, s'Wägelein und ein Roß auch dazu.“

„Wo?“

„Im Stall und Hofe. Kannst aufstehen?“

„Ich denks, will doch erst den Doktor abwarten.“

„Gut“, sagte der Hausknecht und schwieg.

„Wer hat das Pferd?“

„Ich“, sagte der Knecht kurz.

„Was für ein Gaul?“

„Acht Jahr alt, stark von Knochen, vierzehn Fäuste hoch, gut zum Ziehen und zum Laufen, nicht zu schwer und nicht zu leicht, so einer, wie ich mir denke, daß du ihn haben willst.“

„Von wem ist das Roß?“

„Von einem Gutsbesitzer, der ihn gestern hereinbrachte. Er war vernagelt, da haben sie's gestern zum ersten Male wieder mit ihm probirt und ihn eingespannt. Aber er ging schon zwei Stunden von hier krumm und sie brachten ihn kaum noch hierher.“

„Also nur zu früh eingespannt?“ sagte Faet.

„Der Gaul ist gesund; wenn er noch zwei Tage steht, so ist er wieder brauchbar. Ich hab ihm Umschläge gemacht; er tritt heute schon wieder auf. Der Fuß wird wieder gut, sag ich dir.“

„Willst mich anschmieren, Hannes?“ sagte Faet und lachte.

„Du siehst mir darnach aus, als ob ich's könnte, sprach der Hausknecht ernst. „Kaufst du das Roß und fährst nach drei Tagen von hier weg, und der Gaul thut nur noch einen krummen Tritt, so schenk ich ihn dir.“

„Blitz!“ sagte Faet und sann nach. Endlich sprach er: „Und das Wägelein?“

„Ich habs meinem Herrn gesagt; er gibts gern weg. Unter uns, gestern hat er es zu was verliehen und das verleidet ihm das Ding.“

„Ists zerbrochen worden?“

„Behüte; so nicht. Aber komm hinab und ich will dir „gutreden,“ wenn du dich sehen läßt!“ sagte der Hausknecht unter einem sehr bedeutsamen Aneinanderreiben des Daumens und Zeigefingers der rechten Hand.

„Was verlangst?“ sagte Faet mürrisch.

„Da mußt du wissen, was du zu thun hast;“ sprach der pfiffige Knecht und verließ das Zimmer.

Bald darauf kam der Doktor, erklärte Faet für gesund und erlaubte ihm, das Bett zu verlassen. Der Alte zog sich jetzt an, ging hinab und Leonhard folgte ihm neugierig. Das fragliche Pferd wurde aus dem Stall geführt; es ging noch etwas schwer, aber es wieherte frisch und spitzte die Ohren beim Anblick anderer Rosse, die am Brunnen getränkt wurden. Es war ein schöner kräfti-

ger Brauner mti hübscher Blässe, weißen Füßen, Langschwanz, nicht so plump, wie die gewöhnlichen Zugpferde der Bauern. Faet war ein erfahrener Pferdekenner; da er zwanzig Jahre lang mit solchen Thieren umgegangen, so untersuchte er die Zähne, die Augen, die Füße, alles mit großer Umsicht. Dann ließ er sich den Fuß losbinden und sah hier allem genau nach; es war noch besser, als der Hausknecht selbst wußte, der bei Weitem nicht so viel verstand, als Faet. Nachdem dieser das Pferd ganz besehen und in jeder Hinsicht zu seinem Zwecke tauglich befunden hatte, sprach er: „Nun, Hans, was soll der Gaul kosten?"

„Acht Louisdor" sprach der Knecht ernsthaft und setzte hinzu „kein Heller darf dran fehlen!"

„Dann ist er mir zu theuer", sagte Faet.

„Ist ers nicht werth?"

„Nein!"

„So verstehst nichts von Rossen," sprach der Hausknecht und führte den Gaul voll Zorn wieder in den Stall.

Faet lachte und wartete bis der Hausknecht wieder herauskam. Es traten inzwischen Andere hinzu und suchten den Handel zu befördern. Faet blieb aber darauf, sein Angebot trotz alles Zuredens noch zu verschweigen.

Inzwischen kam der Wirth und Faet besah von ihm geführt das Wägelein. Es war ein hübsches, leichtes, festgebautes Ding mit einem doppel-

ten ledergepolsterten Sitze. Die Reise sammt dem darüber zu spannenden Tuch, ein gutes starkes Geschirre, sogar die Peitsche, alles war vorhanden.

„Was wollen Sie dafür?“ sagte Faet,

„Fünf und zwanzig Thaler“ war die Antwort.

„Thuns nicht achtzehne auch?“

„Was Ihr gescheit seid? sagte der Wirth lachend, „kostets mich doch dreißig Thaler und hab ich wohlfeil zu kaufen vermeint.“

Man handelte hin und her, redete von Dem und Jenem, bis endlich der schlaue Faet merkte, daß sowohl der Wirth sein Wägelein, als auch der Knecht sein Roß gerne los hätten sein mögen, denn auf dem Wägelein war gestern der arme Sünder zur Hinrichtung gefahren worden und der Knecht mußte das Futter für seinen Gaul wie jeder Fremde seinem Herrn zahlen. Als Faet das gewiß wußte, ward er noch zäher und die Unterhandlungen zerschlugen sich für dieses Mal gänzlich.

Leonhard begriff nicht, warum Faet so vergnügt sein Liedchen „Ei Bruder, die Finken sind da,“ vor sich hinsang, so gar lustig am Fenster trommelte, da doch aus dem ganzen Handel nichts geworden war. Er saß still und dachte über alles nach, was er gehört hatte. Endlich drehte sich Faet um und sagte: „Na, was mach' ich jetzt mit Dir, wenn ich ein Fuhrwerk bekomme?“

„Habt Ihr doch noch keins“ sagte Leonhard und lachte vor sich hin.

„Meinst?“ antwortete Faet und lachte herzlich in seiner stillen Weise; „es müßt' doch recht kurios gehen, wenn der Gaul und das Wägelein nicht mein gehörten binnen heut und übermorgen. Doch während dieser Zeit kannst du auch sehen, wie du dein Brod verdienst. Hier will ich hausiren. Du aber gehst von hier über Königslutter, Lüklum, Salzdalum nach Wolfenbüttel und suchst deinen Pack zu verkaufen. Komm, wir wollen gleich nachsehen und zusammenrechnen.“

Der Pack wurde nun untersucht, was darin war, abgeschätzt und der erfahrene Rechenmeister überschlug den Werth der Waare so gut, daß er Leonhard aufs Haar sagen konnte: „Du mußt 13 Thaler und einige Groschen einnehmen. Für deine Kost und zweimaliges Nachtlager brauchst du einen Thaler, 13 bis 14 Groschen, folglich bringst du mir zurück 11 Thaler und 9 bis 12 Groschen. Was du aber über 11 Thaler bringst, gehört dein und ich will dirs gutschreiben zu deinem Lohn. Nun sei gescheit, höflich, laß dich nicht prellen und verkaufe so vortheilhaft, als du kannst, denn das ist dein Probstück. Halt dich nirgends auf und hiemit behüt dich Gott! bis über morgen Abends mußt du wieder da sein.“

Faet schrieb ihm nun die Namen der Orte

auf, die er durchwandern sollte, sagte ihm die Gasthäuser, in denen Leonhard übernachten könnte, trug ihm Grüße an die Wirthe auf und entließ den Knaben, der mit schwerem Bündel und noch schwererem Herzen zum ersten Male allein im fremden Lande wandern ging. Tausend Gedanken und Sorgen lasteten auf seiner Seele; doch er war kaum im Freien eine Stunde weit gegangen, so zog guter fröhlicher Muth in seine Brust; er fühlte sich im warmen Sonnenstrahl nicht mehr verlassen und zog herzhaft und lächelnd im nächsten Dorfe ein, um hier als Handelsmann sogleich sein Glück zu versuchen.

Er traf da eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, welche durch eine Hochzeit zusammengeführt worden war. Die Brautleute saßen vergnügt und fröhlich oben am Tische und man rief ihn, als er dem Wirth seine Waare anbot, nach der schönen alten Sitte zu einem Trunk Mumme (braunschweigisches Bier) an den Tisch. Es fehlte nicht an Fragen hin und her, wer er sei, woher und was seines Geschäfts? Leonhard antwortete freundlich, seine Miene nahm die Leute für ihn ein, er war eines jener Glückskinder, denen Jedermann schon auf den ersten Anblick gut ist. Da hatte er reiche Ernte, denn die Hausfrauen am Tisch kauften alle von ihm, markten nicht allzusehr und er setzte die Hälfte seines Vorraths und drüber binnen einer Stunde an die guten Leute ab. Dieses Glück

machte den Knaben zuversichtlicher und heiterer, so daß er gar herzig plauderte und die Braunschweiger ergetzten sich nicht wenig an seiner gemüthlichen Weise und an seiner ihrem Ohre drollig klingenden Mundart. Er erhielt Reste vom Hochzeitschmauß, durfte, was er nicht genießen konnte, zu sich stecken und verließ das Dorf, um seine Wanderung fröhlich fortzusetzen. Gegen Abend erreichte er Salzdalum, einen hübschen Ort, wo er sogleich an sein Geschäft ging. Es gelang ihm, noch um zwei Thaler Waare abzusetzen, ehe er das ihm bezeichnete Wirthshaus aufsuchte, um hier zu übernachten. Der Wirth nahm ihm etwas Weniges ab und als Leonhard sodann Kasse stürzte, hatte er neun harte Thaler und ein und zwanzig Groschen eingenommen und doch durfte er seinen Vorrath gering angeschlagen noch auf sechs bis sieben Thaler rechnen. Er kaufte sich zum Abendessen eine Suppe, dankte Gott für Schutz und Segen innig und schlief vergnügt und fröhlich ein.

Am andern Tage war er schon mit der Sonne auf dem Wege. Der Himmel war in Osten feurig roth, die Luft warm und schwül, schwarze Wolken ruhten auf dem Lande. Leonhard sang sein Morgenliedchen, und zog nach einem angestrengten Marsche in die Thore der alten Stadt Wolfenbüttel ein, als gerade der Wind die Staubwolken aufjagte und der Donner des nahenden Hochgewitters sich in der Ferne vernehmen ließ.

In einem solchen Augenblicke ist jeder gerne unter schützendem Dach und Fach. Der Knabe eilte, so sehr er konnte. Er sah von ferne das Wirthshaus, aus dessen obern Stock eine schöne schwarzweiße Fahne wehte und aus dessen untern Räumen ein wüstes Gejohle herausdrang. Der Tennen war voll Menschen, unter der Hausthüre standen zwei preußische Soldaten; innen bewegten sich unter trunkenen und lärmenden jungen Leuten bärtige Unteroffiziere von martialischem Aussehen hin und her. An der in den obern Stock führenden Treppe stand ein Posten mit aufgepflanztem Bajonet, dessen Gewehr hell in dem leuchtenden Blitzstrahl funkelte, der den dunkeln Tennen erhellte. Unter dem hart und anhaltend rollenden Donner zog der Knabe in die Küche des Gasthauses ein, um hier sein Glück zu versuchen. Er stellte seinen Pack in einer Ecke ab und setzte sich bescheiden darauf, um zu warten, bis Jemand auf ihn achten würde.

Draußen leuchtete Blitz auf Blitz, der Donner rollte, Hagel und Regen stürzte anhaltend herab. Endlich erschien die Wirthin, um in der Küche nachzusehen. Leonhard grüßte und bot demüthig seine Waare an. Er hatte abermals Glück und verkaufte bis auf einen Rest, von dem er schon wußte, wo er ihn absetzen würde. Dieser günstige Verlauf seines Geschäfts machte den Knaben unbeschreiblich froh; er ließ sich einen Schop-

pen Bier und Brod geben und genoß die Reste von dem gestrigen Hochzeitsmahle mit mehr als gewöhnlichem Appetit. Dann ließ er seinen sehr erleichterten Pack unter dem Schutze des Küchengesindes, um sich das Gewühl im Hause zu besehen. Vorne am Thore stand ein Haufe Gassenjungen, die theils die Neugierde, theils der Regen hereingetrieben hatte. Zu ihnen gesellte sich Leonhard und fragte, was denn das in dem Hause da zu bedeuten hätte?

„Preußische Werber sind da. Willst du vielleicht Soldat werden?“ fragte Einer spöttisch?

„Daß ich nicht wüßte,“ sagte Leonhard und kehrte dem lachenden Jungen den Rücken. Er betrachtete die jungen Leute, die sämmtlich die Absicht an den Tag legten, sich zu betrinken, weil sie so gar viel Branntwein verschlangen; er sah, wie die Unteroffiziere beständig ein wachsames Auge auf die bereits Angeworbenen hatten, wie sie mit andern vornehm vertraulich plauderten und sie zu bereden suchten, Soldaten zu werden. Er hörte, wie man einmal ums andere die Gesundheit des Königs von Preußen trank, wie die Unteroffiziere den Soldatenstand bis in den Himmel erhoben und von jedem andern Stande mit Verachtung sprachen; kurz er hatte bald das ganze Bild einer Werbeanstalt vor sich mit all dem lockenden Köder, der da dem Leichtgläubigen gezeigt zu werden pflegt. Allein Leonhard kannte den Soldaten,

stand aus den Erzählungen seines Bruders und wußte also so ziemlich, was von dem allen zu halten war. Indem er nun durch das Gewühl der Menschen nach der Küche zurückgehen wollte, fiel ihm ein in einer dunkeln Ecke sitzender junger Mann auf, von dem er die Züge nicht sehen konnte, weil dieser sein Gesicht mit den Händen bedeckt hatte. Aber dieses lange, schöne, blonde Lockenhaar fiel Leonhard auf; dieses glaubte er schon gesehen zu haben. Aber wo?

Leonhard trat etwas zur Seite und sah immer neugieriger nach dem jungen Manne, der unter all den tobenden jungen Leuten der einzige Stille und Traurige zu sein schien. Was mochte es mit diesem Menschen für eine Bewandtniß haben?

Plötzlich standen einige Trunkene, die in seiner Nähe saßen auf; er erhob sich, um sie vorübergehen zu lassen und zeigte ein schönes aber bleiches Antlitz mit vom Weinen gerötheten Augen. Er trug das kurze mit Schnüren verbrämte Röckchen, die weißen enganliegenden Lederbeinkleider, die langen Kanonenstiefel, wie sie Leonhard von den Erlanger Studenten gesehen hatte. Wie der Blitz durchzuckte es unsern Knaben . . . „Großer Gott," sprach er leise redend, das ist der Sohn des Herrn Hohenthal, den ich in Erlangen gesehen, dessen Vater mich in Bamberg über ihn verhört und mir jene schöne Uhr geschenkt hat." Leonhard sah den jungen Mann zögernd vorschrei-

ten, dann wieder, als feßle ihn ein schweres Bedenken, stehen bleiben, und das Gesicht mit seinen Händen bedecken. Endlich richtete er sich rasch empor, stürzte nach der Treppe an dem Soldaten, der dort stand, vorüber, hinauf ins obere Stockwerk. Unser Leonhard wollte ihm dorthin folgen, wurde aber von dem an der Treppe stehenden Posten unsanft zurückgewiesen.

Nach einer halben Stunde kam der Student wieder herab, warf ein Thalerstück auf den Tisch, forderte Wein und ein Frühstück. Beides erschien rasch. Er aß Weniges, setzte aber die Flasche an den Mund und trank sie in einem Zuge leer.

Plötzlich wurde eine Trommel gerührt; preußisches Militär zog vor dem Hause auf und die Rekruten wurden aufgefordert, ihre Habseligkeiten zu sich zu nehmen und sich zum Abmarsch zu rüsten. Offiziere in voller Uniform kamen herab, ließen die sich nach und nach vor dem Gasthause versammelnden Rekruten aufstellen, schärften ihnen nochmals ihren Eid und die Kriegsartikel ein und verlasen dann ihre Namen laut, während ein großer Haufe gaffender Menschen um sie her stand. Leonhard horchte; endlich erschallte nach vielen, vielen unbekannten der Name: „Adolph Hohenthal", dem ein mattes „Hier" aus dem Munde des unglücklichen jungen Mannes folgte. Er stand in der hintersten Reihe und schlug beschämt die Augen vor der ihn angaffenden Menge nieder. Jetzt erschallte der

Befehl: „Achtung, vorwärts marsch!“ die Trommel schlug ein und die Rekruten zogen unter dem Gemurmel der Menge und dem Klange der Pfeife und Trommeln die Hauptstraße hinab und zum Thore von Wolfenbüttel hinaus. Militär eskortirte sie; bald war der Zug verschwunden.

Eine Thräne des Mitgefühls und der Wehmuth im Auge kehrte Leonhard in die Küche des Wirthshauses zurück. „Das ist also dein Schicksal, du junger Mann!“ sagte er wehmüthig vor sich hin. „Nach so vieler von deinen reichen gütigen Aeltern an dich gewendeter Liebe und Sorgfalt, nach so großer Mühe und so schweren Kosten bist du also bestimmt, unter dem Korporalstock zu verkümmern und vielleicht deckt bald, nachdem dich die für dich gegossene Kugel erreicht, ein Grab in fremder Erde deine wohlgeformten Glieder! O hättest du das vierte Gebot befolgt! Was müßte dein Vater empfinden, sähe er dich jetzt büßen, was du im jugendlichen Leichtsinn gefehlt!“

Mit schwerem Herzen kehrte Leonhard in's Wirthshaus zurück. Er konnte sich der Wehmuth nicht erwehren und dachte nur an das Unglück des jungen Hohenthal, für den er unwillkührlich ein tiefes Mitleid empfand. Er stellte Vergleichungen zwischen seiner Lage und der dieses jungen Mannes an und es kam ihm mancher gute fruchtbringende Gedanke. Er verwendete den Nachmittag und Abend dazu, das, was er noch hatte, abzusetzen, und es

gelang ihm bis auf einen geringen Rest, alles an den Mann zu bringen. Er übernachtete und war am frühen Morgen auf dem Wege nach Braunschweig.

Wie der Herr Faet seine Lebensgeschichte erzählt.

Als Leonhard Mittags in den Gasthof kam, wo sein Herr logirte, erfuhr er zu seinem unaussprechlichen Erstaunen, daß Faet — spatzieren gefahren wäre. Der Hausknecht sagte, der Alte müsse jeden Augenblick zurückkommen und ging dann verdrießlich wieder an seine Arbeit im Stalle.

Leonhard begab sich nach der Kammer, wo Faet logirte und zu der er sich den Schlüssel hatte geben lassen. Kaum hatte er dort seinen Pack abgestellt und etwas ausgeruht, so rasselte ein Fuhrwerk in den Hof herein. Er sah neugierig zum Fenster hinab und erblickte seinen Meister, der rüstig vom Wägelein abstieg und seinen Bleß in Augenschein nahm. Es war das jenes Pferd und Fuhrwerk, von dem unsere Leser bereits weiter oben das Nöthige gehört haben.

Liendl eilte nun in den Hof hinab, grüßte Faet, empfing als Gegengruß ein unverständliches Gebrumm und dann die Antwort „bist auch da?", half den Bleß ausspannen, in den Stall führen, ausschirren und ging dann hinter seinem Meister die Treppe hinauf.

Faet nahm nun seine Brieftasche, rechnete mit Leonhard ab und sagte zuletzt, nachdem er das günstige Resultat übersehen, „s'ist recht, was drüber ist, schreib' ich dir gut"; packte dann das Geld alles ein und fing an zu singen. Liendl merkte wohl, daß sein Meister lustig und guter Dinge wäre, saß aber still in seiner Ecke und verzehrte, was ihm Faet vom Frühstück übergelassen. Es war das freilich wenig genug.

Faet stand inzwischen auf, stellte sich an's Fenster, trommelte daran und pfiff halblaut. Dann ging er zu Liendl, sah ihm in den Teller und gab ihm, als er bemerkte, daß dieser leer wäre, ein Groschenstück mit dem Auftrage, hinabzugehen und sich noch eine Wurst geben zu lassen. Der Knabe erschien und brachte sie Faet; der aber sagte: „sie ist dein, iß, hast's verdient. Wo kommst heute her?"

„Von Wolfenbüttel" sagte Leonhard, über die Freigebigkeit seines Herrn sehr verwundert.

„Fünf Stunden" brummte Faet und ging wieder an's Fenster. Jetzt wußte Liendl, was es schlug — der Alte war guter Laune und zum Plaudern nach seiner Weise aufgelegt. Er durfte ihn nun nur gehen lassen, so redete er schon selbst. Nach einer Weile wendete sich Faet um und sagte:

„Hab' jetzt den Gaul und das Fuhrwerk — hab's gekauft — wohlfeil — wollt' ich sagen, theuer genug — doch kann ich's wieder d'rum anbringen." —

„Wünsch' Glück dazu" sagte der Bub, der

schon an die Weise seines Herrn gewöhnt war und wußte, daß er ihn übler Laune machen würde, wenn er mehr als zwei oder drei Worte antwortete.

„Der Gaul ist gut — kaum sieben Jahr alt — hat feste Knochen — nirgends steif — kerngesund. — Der Hausknecht war nicht dumm, — doch hat er seine Sache nicht recht angepackt, — sollte sehen, was ich aus dem Gaul mache, — muß es verstehen — hatte sechzehn Jahre lang Pferde unter der Hand" —

„Blitz!" sagte der Knabe.

„Das Wägelein hab' ich auch gekauft — kostet mich neunzehn Thaler — ist das Eisen d'ran mehr werth."

„Hab's gesehen" sagte Liendl.

„Der Wirth hätt's vor acht Tagen noch nicht weggeben — s'ist ihm plötzlich zuwider worden. Möcht' wissen, warum?"

„Ich weiß", sagte Leonhard und lachte.

„Du? Na?"

„Weil der arme Sünder d'rauf zum Richtplatz 'naus gefahren worden ist", sagte Liendl und lachte noch ärger.

Faet riß anfangs die Augen auf; dann aber lachte er auch nach seiner Weise herzlich und sagte: „Ist er doch nicht darauf geköpft worden — und die Pfarrer sind auch d'rauf gesessen. Was scheerts (kümmerts) mich? Vier Stunden von hier weiß kein Mensch was davon."

Es trat jetzt wieder eine lange Stille ein; Faet setzte sich auf's Bett und dachte nach. Endlich fuhr er gesprächiger werdend fort:

„Ich muß jetzt meinen ganzen Plan ändern; zwar könnt' ich dich recht gut brauchen, aber du schaffst daheim mehr Nutzen, als bei mir. Morgen schick' ich dich fort, da magst du sehen, wie du nach Nürnberg kommst. Was wird die Frau sagen, wenn sie hört, daß ich jetzt nicht mehr laufe, sondern fahre?“

Dieser Gedanke an seine alte Gattin und deren Erstaunen über eine in seinen Augen so außerordentliche Begebenheit hatte ungemein viel Anziehendes für ihn. Er sann ihm lange lächelnd nach und Leonhard wunderte sich über den heitern Ausdruck, den das zerrissene, faltige, kleine Gesicht seines Meisters annehmen konnte. Er wurde selbst heiterer als seit langer, langer Zeit, und der Gedanke, zur Heimath bald zurückkehren zu können, trug nicht wenig dazu bei, ihn vergnügt zu machen.

„Ich bin mein Lebtage genug in der Welt herumgelaufen“ sagte Faet ernst. „Ich will den sehen, der mir's gleich thut. Ich habe jedes Jahr vier Reisen gemacht, immer allein, und mit siebzig bis achtzig Pfund auf dem Rücken bin ich oft zwölf bis fünfzehn Stunden weit gegangen. Ich hab' mich geplagt und geschunden, wie Keiner, und gespart, bis ich zu Haus und Hof kommen bin. Jetzt

will ich mir's bequem machen und fahren; mögen die Leute sagen, was sie wollen."

„Wen geht's was an?" sagte Liendl.

„Sie reden doch d'rüber, ich weiß es. Aber ich scheer mich nichts drum. Hab' ich ein Fuhrwerk, so muß ich's halten können und was damit verdienen, sonst hätt' ich's nicht."

Er schwieg nun eine lange Weile, aber Liendl sah ihm an, daß er im Zuge war, noch mehr zu plaudern. Es war das bei Faet etwas so Außerordentliches, daß der Knabe Mund und Ohren aufsperrte. Faet bemerkte das und sagte: „Ja, schau mich nur an, Liendl; ich bin jetzt sieben und sechzig Jahre alt, ist das nicht genug, um es sich bequemer machen zu dürfen? Du hast vielleicht oft gemeint, du hättest es hart. Aber ich will dir erzählen, wie ich anfangen und mich hab' durchschlagen müssen. Da wirst die Augen noch anders aufsperren."

Der Knabe schwieg und Faet, der nun einmal im Zuge war, fuhr fort:

„Bin auch von droben 'runter, weiß aber nicht, wer mein Vater gewesen ist. Meine Mutter, eine Bauernmagd, hatte mich in die Kost gegeben zu einer alten Frau im Armenhause. Als ich acht Jahre alt war, starb die alte Frau und meine Mutter war fort in eine andere Gegend in Dienst gegangen. Da jagte mich die Gemeinde hinaus, weil sie mich hätte ernähren müssen. Es war im Früh-

jahr und ich wußte nicht, wo aus und an. Doch lief ich bis nach Pottenstein, denn daselbst wohnte ein Mann, der die alte Frau, welche mich aufzog, hie und da besucht und mir manchmal ein Stück Brod geschenkt hatte. Wußte nicht, wer er war oder wie er hieß. Als ich nach Pottenstein kam, hungerte mich sehr. Doch traute ich nicht, Einen anzubetteln. Die Kinder liefen zu mir und schlugen mich — ich weiß das noch. Da trieb sie ein Mann weg von mir und fragte mich, wer ich sei und wo ich herkomme. Ich sagt's ihm, da nahm er mich an der Hand und führte mich zum Schulzen. Es war der Wächter, der mich gefangen genommen hatte."

„Der Schulze und der Wächter fragten mich gar scharf aus. Ich wußte nicht mehr, als was ich schon dem Wächter gesagt hatte. Des Schulzen Frau gab mir aus Barmherzigkeit ein Stück Butterbrod — es war das erste Butterbrod, welches ich in meinem Leben gegessen hatte — ich esse heut' noch dran!" Dann redeten sie vieles halblaut mit einander, was ich nicht verstand — aber die Frau setzte durch und hierauf führte mich der Wächter zum Hirten, bei dem mußte ich bleiben."

„Der Hirt war ein alter böser Kerl, im ganzen Dorf gefürchtet. Er fluchte wie ein Türk, als er mich sah und stieß mich aus der Stube hinaus in den Viehstall. Kaum war ich da, so kam der Heerdochse herein, ging in seinen Stand und es

war ein Glück, daß des Hirten Tochter dazu kam, sonst hätte mich die Bestie umgebracht. Schon hatte er mich aufgegabelt und in eine Ecke geschleudert. Er ging jetzt auf mich los und hätt' mich wohl zertreten. Da sauste ihm eine schwere Peitsche um die Nase, daß er brummend wieder in seinen Stand zurückkehrte."

„Die Hirtentochter war schon von der Frau des Schulzen in Kenntniß gesetzt, daß ich da wäre. Sie redete ein freundliches Wort mit mir. Das Mädchen war gut, erst achtzehn Jahre alt und litt nicht, daß mir Jemand Leides that. Sie hatte bisher die Gänse gehütet; jetzt sollte ich sie ablösen, denn des Schulzen Frau nahm sie in Dienst. Ich wußte freilich nicht, wie das zusammenhing; doch es kam mir zu gut."

„Den Sommer über hütete ich die Gänse; im Winter mußte ich das Vieh warten, laufen, spinnen, Holz tragen, dem Hirten den Schubkarren ziehen, wenn er nach Nürnberg oder anderswohin als Bote fuhr, und der Schulmeister ließ mich aus Barmherzigkeit in die Schule laufen. Ich freute mich allemal auf die Schule, denn da konnt' ich mich recht ausruhen und wärmen. Daheim beim Hirten durfte ich nicht in die Stube."

„Als ich zehn Jahre alt war, konnt' ich doch schon lesen, obwohl das viele Bauernbuben noch nicht verstanden. Ich weiß nicht, wie ich es gelernt habe, denn der Schulhalter kümmerte sich nichts

um mich und eine Fiebel hatte ich auch nicht. In diesem Jahre wurde ich sehr reich, denn ich bekam vom Hirten auf des Schulzen Antrieb Strümpfe und ein paar genagelte Schuhe. Ich hatte nie welche gehabt und war Sommer und Winter baarfuß gelaufen. Auch mußte mir der Hirt einen Lohn geben und dem Schulzen bringen. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten hätte."

„Der Schulz kam nun öfter und sah nach mir. Er fragte mich, wie mir's ginge, ob ich noch Schläge kriegte? Ich war von dem Hirten alle Tage, meist umsonst, und oft braun und blau geschlagen worden. Ich meinte damals, das müsse so sein."

„Der Pfarrer nahm mich nun in die Christenlehre und ich hörte was von unserm Herrgott. Beim Hirten hatte ich den nie, sondern nur den Teufel nennen hören. Da wunderte ich mich, als ich den Pfarrer verstand, denn ich begriff erst nach und nach, was er sagte."

„Als ich dreizehn Jahre alt war, ging ich zu Gottes Tisch. Vier Wochen zuvor hatte mich der Schulz kommen lassen und mir auf dem Tisch viel, viel Geld gezeigt. Ich wußte nicht, was das sei oder zu was es diente, denn nie hatte ich Geld gehabt. Da sagte der Schulz: „Das ist dein Lohn, ich hab ihn dem Hirten abgefordert und dir zusammen gespart. Es sind acht Gulden. Du hast ihn in den letzten zwe Jahren verdient. Davon

will ich dich jetzt vom Kopf bis zu Fuß kleiden und meine Frau schenkt dir zwei wirkene Hemden und Nasentüchlein, auch zwei paar alte Strümpfe. Das haben wir für dich gethan, weil du arm bist und verlassen. Jetzt bist du groß und mußt selbst für dich sorgen."

„Als ich das hörte, gings mir durchs Herz und ich fing an zu flennen. Doch gab ich dem Schulz und seiner Frau die Hand und sagte: „Gott vergelts tausendmal!" Die Bäuerin dreht sich um und wischt sich die Augen und der Schulz fuhr fort:

„Du bist ein recht armer Teufel, aber ehrlich, der Hirt sagts auch, so hart er ist. Bleib so treu, wie bisher, unser Herrgott wird dich nicht verlassen. Dien jetzt noch beim Hirten, bis dir ein Platz als Knechtlein aufsteht. Dann verding' dich."

Er ging aus der Stube; aber seine Frau, winkte ihm verdrießlich; da kehrte er um und sagte: „Bald hätt' ichs vergessen: wenn du kommunizirt hast, dann gehst du zu mir, darfst mit uns essen. Sags deinem Herrn."

Ich dankte ihm und seiner Frau nochmals, ging dann zu Schuster und Schneider, die lange an mir herummaßen. Zwei Tage vor der Beicht hatte ich einen Hut, einen Tuchkittel, eine gewirkte Weste, lederne Hosen und neue, nagelneue Schuhe. Die Schulzenfrau schenkt mir Strümpfe, Hemden, eine Halsbinde und sagt, ich sollte vor der Kirche

kommen. Sonntags zog ich mich an. Hui, wie reich glaubte ich zu sein! Als ich zum Schulzen kam, betet ich zum Dank das Lied „Du hast der Armen dich erbarmt, Ich will dirs nicht vergessen." Sie standen alle um mich her, der Schulz, seine Frau und seine Kinder und Knechte und Mägde. Sie weinten, und ich wußte nicht, warum? obwohl ich auch weinte, aber vor Freuden; dann ließen sie mich in einen Spiegel sehen. Ich kannte mich selbst nicht mehr; ich sah aus, wie ein Bauernsohn."

„Der Gottesdienst und die Communion waren vorüber. Der Cantor gab mir ein Schulattest. Da ich lesen, schreiben und das Einmaleins konnte, so standen schöne Noten drin. Wir lasen einander nach der Kirche unsere Zeugnisse vor und die Bauernknaben schimpften, daß ich auch ein so gutes Attest erhalten, auf den Schulmeister. Ich ging zum Schulzen, durfte am Tisch mitessen und sah hier und genoß zum ersten Male Fleisch. Früher hatte ich nichts bekommen als, Milch und Brod."

„Beim Hirten blieb ich noch ein Halbjahr, dann kam ich zu einem Bauern nach Leipoldstein. Der Schulz hatte mich dahin verdungen. Ich erhielt im ersten Jahre acht Gulden Lohn, zwei Hemden und zwei leinene Brustflecke, dann drei Pfund Wolle zu Strümpfen. Es war noch ein Knecht da, aber ein böser roher Bursche, der im Wirthshaus allsonntäglich Prügelei anfing. Er

mißhandelte mich anfangs wie der Hirt und schob mir alle Arbeit zu, so daß ich kaum damit zu Stande kommen konnte. Aber ich war stark und willig zu allem. So gings von Lichtmeß bis Martini im folgenden Jahre. Der Bauer war reich, kümmerte sich sonst wenig um die Feldwirthschaft, außer daß er fleißig dabei nachsah. Einst hieß er mich Sonntags nach dem Essen in der Stube bleiben und sagte dann zu mir, als die andern draußen waren: „Andres, du bist ein rechter Bursch und ich bin mit dir zufrieden. Sag mir, wie macht dirs der große Knecht?"

„Ich wollte nicht mit der Farbe heraus; da sagt der Bauer: Fürchte dich nicht, sag mirs herzhaft, wie geht der große Knecht mit dir um?"

„Da klagte ich ihm meine liebe Noth offen und ehrlich und er sagte: „Ich kann nichts dafür, Andres, ich will so was nicht haben. Du mußt deinen Theil arbeiten, denn dafür geb ich dir Kost und Lohn, aber einem Anderm sollst du seine Last nicht abnehmen. Verdienst du Strafe, so bin ich dafür da. Dein Nebenknecht darf dich nicht schlagen. Geh jetzt, ich will das abstellen."

„Ich wußte nicht, wie das herausgekommen wäre. Aber es war mir bange, wenn der Bauer dem großeu Knecht was sagen würde, denn jener war ein gefährlicher verwegener Bursche und konnte mich nicht wohl leiden. Aber der Bauer schwieg, und ich glaubte, er hätte, auf die ganze Sache vergessen.

Einst standen wir des Morgens um ein Uhr zum Dreschen auf; es war noch ein Taglöhner und zwei Mägde dabei. Als wir den ersten Gang gemacht hatten, lehnt sich der Knecht hin und sagt: Kleiner, wend du um. Ich sah ihm ins Gesicht und merkte, daß er voll Bosheit war. Wie ich nun die Gabel anfasse und hinter denen, die noch droschen, drein gehe, um zu wenden, komme ich an seinen Fuß. Ich glaube nicht, daß ich ihm weh gethan habe, denn die Gabel war nur von Holz. Aber er wendet den Flegel um und schlägt mich zweimal ins Genick, daß ich sinnlos zu Boden stürze. Darüber hörten die Andern auf, die Mägde springen mir bei und fangen an zu schimpfen und der Taglöhner sagt: „Du grober, wüster Tagdieb, was schlägst den Buben?“

„Er hat mich gestochen“, sagt der Knecht; „er soll besser aufpassen!“

„Schäm dich, grober Kerl“ entgegnet der Taglöhner; „warum muß der Bub deine Arbeit thun, bist doch du der Letzte und sollst wenden.“

„Da droht er dem Taglöhner mit Schlägen, wenn er das Maul nicht halte, fängt an zu wenden und sagt: Angestellt und fortgemacht!“

Mittlerweile war ich wieder halb und halb zur Besinnung gekommen. Das Blut schoß mir wie aus Röhren zu Mund und Nase heraus; er hatte mich fast erschlagen. Während mich die große Magd abwischte, war die kleine fortgelaufen und

weckte die Herrschaft. Bald darauf kam der Bauer, sah sich in der Scheune um, betrachtete mich, und fragt den Taglöhner, was es gegeben habe? Der sagts ihm. Da trat der Bauer vor den großen Knecht und sagt:

„Warum schlägst du den Buben, du fauler Strolch?"

Der Knecht stellt sich grob und sagt: „Er hat mich gestochen?"

„Mit was?" sagt der Bauer.

„Mit der Gabel!" antwortet der Knecht.

„Was hast du mit der Gabel zu schaffen?" sagt der Bauer zu mir.

„Er hat mich geheißen wenden!" antwortet ich; „da bin ich an seinen Fuß gekommen. Ich habs nicht mit Fleiß gethan!"

„So ists so, wie ich schon lang gedacht;" sagt der Bauer zornig. „Du fauler nichtsnutziger Strolch läßt dem Buben thun, was Dir obliegt, und schlägst ihn noch dazu?

„Er sei kein Strolch" entgegnet der Knecht grob, „hieße er mir was, so mein ers gut, damit ich was lerne. Hätte aber der Bauer Strolche im Haus, so thät er gut, auszuräumen.,

„Dich brauche ich wohl zum Rathgeben" sagt der Bauer zornig: „ausräumen aber will ich gleich. Wenns Tag ist, pack auf und hol Dir deinen Lohn. Für dich ists heut schon Ziel."

„Das will ich sehen, ich hab nichts veruntreut!" sagt der Knecht.

„Du weißt den Weg auf die Herrschaft, und wenn du ihn nicht suchst, so werd ich ihn Dir vom Amtknecht zeigen lassen, denn für die Mißhandlung des Buben werde ich klagen."

„Hiemit ergriff mich der Bauer an der Hand, führt mich über den Hof ins Haus, läßt mich auf die Ofenbank legen, ausruhen und mir dann eine Suppe anrichten. Ich hatte handbreite mit Blut unterlaufene Striemen über den Nacken."

„Als das Dreschen vorbei war, kam der Knecht, und bat gar schön. Aber der Bauer sagte: „Es ist nicht allein um des Buben wegen, sondern es kann ohnehin so nicht mehr gehen. Deine Raufereien, deine Nachtschwärmerei und dein Betrinken macht mir dich schon lange zuwider. Ich will mein Haus und Hof, meine Rosse und Kühe keinem anvertrauen, der den Kopf voll Bier hat und Branntwein. Einen solchen lass' ich nicht in den Stadel und Stall. Es sind schon gar viele Höfe durch solche Bursche draufgangen. Such dir einen Platz, wo man das leidet. Da hast du deinen Lohn; es ist schon ein Anderer für dich dungen."

„Der Knecht bat nun kläglich, drohte wieder und wollte nicht gehen. Allein der Bauer sagte: Dank Gott, wenn dich der Bub nicht verklagt. Geh jetzt, daß mein Haus sauber wird. Wir thun nicht mehr bei einander gut."

Der elende Bursche wendete sich jetzt sogar an mich, und ging mich an, ich möchte für ihn bitten. Ich aber stand auf, zeigte ihm meinen Nacken und sagte: „Wenn man davon nichts mehr sieht, dann komm wieder zu mir."

„Da drohte er mir, weil ich ihn um den guten Platz gebracht. Ich wendete ihm aber den Rücken und gab ihm keine Antwort mehr. So ging er denn voll Zorn und ich wurde meiner Marter ledig. Ich war wie im Himmel."

„Der Bauer suchte nun einen Knecht, der ihm taugte. Ich aber arbeitete voll Freude für Zwei und da ich bisher aufgepaßt und meine Arbeit im Kopfe hatte, so ging alles besser, als ich dachte. An Weihnachten erhielt ich ein Christgeschenk und der Bauer sagte: Andres, du verdienst den Lohn des großen Knechts, ich weiß es. An Lichtmeß kommt noch Einer her, aber ein geringerer als du. Du bist dann der Große. Ich geb dir vier und zwanzig Gulden Lohn, damit kannst vor der Hand zufrieden sein. Wirds länger, will ich mich bessern. Behandle den Buben gut, der herkommt. Denk nicht, weils dir hart gangen ist, müssest's Andern auch so machen. Der Bub ist meiner Schwester Sohn."

„Um diese Zeit war ich sechzehn Jahre alt, ein großer aufgeschossener Bursche, schlank, aber stark. Ich konnte für Zwei arbeiten. Ich hatte mir schon dreizehn Gulden erspart. Die andern Knechte im

Dorfe verachteten mich nun nicht mehr und wollten mich zum Wirthshausgehen verleiten, weil sie wußten, daß ich Geld hatte. Aber ich hielt es für Sünde, einen Kreuzer für Bier auszugeben und blieb daheim. Darüber verspotteten sie mich oft; aber ich hatte das Maul schon auf dem rechten Fleck und gab ihnen hinaus, daß sie genug hatten. Einst wollte sich Einer an mir reiben, packte mich und versetzte mir ein paar hinter die Ohren. Das verstand ich übel und ich gabs ihm so zurück, daß ihm Hören und Sehen verging. Von der Zeit an ließen sie mich in Ruhe."

„Im Herbst fuhr ich alle Jahre mit meinem Herrn und der Frau nach Nürnberg. Nachdem ich einige Male da gewesen und mich umgesehen, gefiels mir so wohl, daß ich wünschte, ich könnte hineinkommen. Ich befragte mich bei den Leuten im Wirthshause, sah mir das Treiben in der Stadt an und merkte bald, woran es mir fehle. Als ich heimkam, wendete ich die Hälfte meines Ersparten daran, nahm Stunden beim Schulmeister und lernte schreiben und rechnen. Mein Herr wußte das, sagte aber nichts. Doch mochte er sich denken, wo das hinaus wollte."

„Ich diente so bis zu meinem zwanzigsten Jahre bei meinem Bauern und hatte mir ein hundert siebzehn Gulden erspart. In ein Wirthshaus war ich aber noch nie gekommen, auch wußte

ich nicht, wie das Tabakrauchen schmecke und wie man tanzen müsse. Hast du das verstanden?

„Ja, sagte Leonhard und Faet fuhr heftig redend fort:

„Dabei war ich ein Bursche, der für Drei arbeitete. Ich hatte eine Uhr, Hemden, Strümpfe, Kleider genug und konnte tüchtig lesen, schreiben und rechnen. An Lichtmeß 17** sagte ich zu meinem Herrn, ich danke ihm für sein Lohn und guten Dienst, wolle aber mein Glück in der Stadt probiren."

„Andres" sagte der Bauer, „ich habs schon lang bemerkt, was du vorhast und ich will dich nicht dran hindern, weil du ein ganzer Bursch bist. Es ist mir leid um dich, Andres und obschon ich dirs gönne, wenn du dein Glück machst, so laß ich dich doch gar nicht gern weg. Bleib jetzt noch bei mir, bis du den neuen Knecht eingewiesen hast, dann fahr ich selbst mit dir in die Stadt und will dir dort behilflich sein, so viel ich kann."

Das sagt ich ihm zu und war noch fünf Wochen in meinem alten Dienst. Dann fuhr ich mit dem Bauern in die Stadt. Wir fanden nicht gleich eine Unterkunft. Im Hirschen war ein Platz leer für einen Hausknecht. Das ist ein einträglicher Dienst, denn der Hausknecht hat noch die Güterschafferei für die Fuhrleute dabei. Der Wirth, der meinen Herrn gut kannte, hätte mich sofort genommen, aber es war eine Bedingung zu erfül-

len und das vermochte ich nicht. Der Hausknecht mußte nämlich achthundert Gulden Kaution leisten. Weißt du, was das ist?

„Nein“ sagte Leonhard und horchte.

„Einem solchen Burschen ist viel anvertraut. Da muß er nun, damit man doch gesichert ist, wenn er etwas veruntreuen sollte, eine solche Summe Geld erlegen und das nennt man Kaution leisten. Ich muß ein wehleidiges Gesicht gemacht haben, als mir der Wirth das sagte und dann noch hinzusetzte: „er müßte sich aber auch aufs Rechnen und Schreiben gut verstehen, sonst könnte ich ihn nicht brauchen.“

„Daran, sagte mein Herr fehlts nicht, das hat er gelernt.“

„Der Wirth sagte: „Setz Er sich einmal da her und schreib er mir etwas auf; dann rechne Er diese Posten zusammen.“ Während ich das that, gingen die zwei Alten abseits in ein Nebenzimmer. Was sie mit einander verhandelt haben, weiß ich nicht. Ich war aber lange fertig, bis sie zurück kamen. Der Wirth sah nun meine Sache durch, sie gefiel ihm, und er sprach: Will Er ehrlich, fleißig und gewissenhaft sein, so möcht ich es schon mit ihm probiren, wenn nur die Kaution erlegt werden könnte!“

„Ich wills ihm vorstrecken“ sagte mein Herr. Hiemit wär die Sache in Ordnung; ich trat an selbem Tage in Dienst und binnen zwei Jah-

ren hatte ich meinem früheren Herrn sieben hundert Gulden zurück gezahlt, denn so viel hatte ich mir in den zwei Jahren erspart."

„Im Hirschen diente ich neun Jahre lang; dann kaufte ich mir mein Haus und fing mein Geschäft an. Ich habe jetzt, was für die Noth gut ist, wenn ich gleich nicht reich bin und habe mir alles ehrlich durch meiner Hand Arbeit erworben. Machs auch so!"

Hiemit endete Fact und Leonhard athmete hoch auf. Er hatte nun Stoff genug zum Nachdenken und wunderte sich nicht wenig über seinen Meister, den die Freude über seinen guten Kauf so gesprächig gemacht hatte. Faet hatte heute so viele Einsicht, dem Knaben Ruhe zu lassen. Am folgenden Tage setzte er sich, nahm ein Blatt Papier, schrieb darauf eine Reihe von Städtenamen, gab es Leonhard und befahl ihm, bei der Heimreise den ihm vorgeschriebenen Weg genau einzuhalten. Dann packte er ihm seine Ranze schwer voll Safran, gab ihm einen Brief an seine Frau mit und sagte: „Geld kann ich dir nicht mitgeben; du mußt unter Weges handeln. Was du über diesen Betrag verdienst" — er zeigte dem Knaben die Summe — „das darfst du verzehren. Was du von deinem Verdienste ersparst, gehört dein. Gib es meiner Frau, es wird dir gutgeschrieben. Von heute ab in sechzehn Tagen kannst du leicht in Nürnberg sein. Ich werde spätestens in

vier Wochen zu Hause eintreffen. Nun leb wohl und reise glücklich."

Er ertheilte nun dem Knaben noch viele Vorsichtsmaßregeln, denn er konnte doch die Besorgniß nicht gänzlich unterdrücken, daß ein so junger Bursche allein einen so weiten, beschwerlichen mitunter gefährlichen Weg zurücklegen sollte. Endlich ließ er Leonhard fort und dieser hatte nach wenigen Augenblicken die Stadt im Rücken.

Der preußische Rekrut.

„Sieh dich um, wo du hinkommst! hatte Faet dem scheidenden Buben nachgerufen. Kaum war Liendl im Freien so zog er das Papier aus der Tasche, welches ihm Faet gegeben hatte und las die darauf stehenden Städtenamen. Sie hießen: Helmstädt, Magdeburg, Dessau, Wittenberg, Torgau, Meissen, Dresden, Pirna," bei diesem Wort hielt Leonhard inne und der Herr Hohenthal fiel ihm wieder ein — Freiberg, Chemnitz, Zwickau, Plauen, Hof, Münchberg, Baireuth, Pegnitz, Betzenstein — hier machte Leonhard wieder eine Pause und sagte: Stierberg! dann wanderte er weiter.

Im nächsten Orte begann er sein Geschäft; aber die Sache wollte sich unbegreiflicher Weise nicht recht gut anlassen. Er hielt in fünf Orten nach einander an und verkaufte doch kaum für einen

Thaler. Endlich beschloß er getrost, weiter zu gehen, murrte gleichmüthig: morgen ist auch ein Tag und traf spät Abends nach einem zehnstündigen angestrengten Marsche in Helmstädt ein, woselbst er übernachtete.

Am andern Morgen wanderte er von Wirthshaus zu Wirthshaus und machte so gute Geschäfte, daß er bis Mittag für neun Thaler verkauft hatte. Als er aus dem letzten Gasthofe ging, begegnete ihm am Eingange ein Mann, der einen ähnlichen Bündel trug, wie er und ihn mit Schimpfworten und Drohungen begrüßte. Dieser Mann handelte auch mit Safran und war am Tage vorher in derselben Gegend gewesen, welche Leonhard durchwandert hatte. Deshalb hatte dieser dort nichts absetzen können. Leonhard aber hatte ihm dadurch, daß er die auf dem Wege nach Helmstädt liegenden Ortschaften übergangen, den Vorsprung abgewonnen. Obgleich sehr ermüdet und hungrig beschloß der kluge Junge doch, die Stadt sogleich zu verlassen und seinen Weg weiter fortzusetzen. Er marschirte, überall unter Weges handelnd, noch bis in die Nähe von Magdeburg und blieb in einem Dorfwirthshause über Nacht.

Am folgenden Morgen blinkten aus der Ferne die Thürme und Basteien der großen Festung herüber und nach einem zweistündigen Marsche wanderte unser Leonhard in Magdeburg ein. In dieser volkreichen Handelsstadt an der breiten schiff-

baren Elbe machte unser Leonhard treffliche Geschäfte. Er dachte nicht ans Essen und Trinken; aber das allmähliche Leichterwerden seines schweren Bündels und sein bereits wohlgefüllter lederner Geldbeutel zeigten ihm, daß er bei einem ferneren günstigen Verlauf seines Geschäfts binnen kurzem leer seines Weges ziehen würde. Mittags stellte er in einem wohlaussehenden Wirthshause ein und beschloß, den Nachmittag zur Besichtigung der Stadt zu verwenden.

Es herrschte eine ungewöhnliche Rührigkeit in den Straßen. Leonhard hatte bisher noch keinen so großen schiffbaren Strom gesehen und bewunderte am Hafen die vielen dort vor Anker liegen- Flußschiffe, die Arbeitsamkeit der Pack- und Schiffsleute und den Reichthum und die Manichfaltigkeit der Ladungen, welche in die Schiffe und aus denselben gebracht wurden. Dann ging er weiter und gelangte wieder in die Stadt selbst, las die Inschriften am Dome, der bei der Zerstörung Magdeburgs im Jahre 1631 unversehrt geblieben und kam endlich auf einen großen freien Platz vor den Festungswerken, wo er eine Menge Rekruten sah, die von preußischen Soldaten und Offizieren exerzirt wurden. Das gewährte unserm Leonhard Anfangs Unterhaltung, bis er plötzlich unmittelbar neben sich einen Korporal grimmig fluchen, dann auf einen der jungen Leute zufahren und diesen mit einem langen dicken Stock exemplarisch prügeln sah.

Jetzt gewann die Sache plötzlich eine andere Gestalt und Leonhard erinnerte sich schaudernd an die Erzählung seines Bruders von der rohen Behandlung und den Mißhandlungen, welche die Rekruten auszustehen hätten. „Ein und zwanzig, zwei und zwanzig, macht rechts! links um! halt! vorwärts marsch! schallte es durch und in einander von allen Seiten; es tönten gräuliche Flüche, daß sich der Himmel darüber hatte biegen mögen, dazwischen hinein und der Schall der Hiebe war von allen Seiten zu vernehmen. Die armen Rekruten waren gleich leblosen Maschinen; keiner durfte reden, ein Wort, ein Laut der Klage, ein Blick zur Seite, eine unregelmäßige Bewegung, ein nicht ganz straff ausgezogenes Bein — ja nur die Regung eines Fingers — alles wurde mit grausamen Hieben durch den Korporalstock schnell und unbarmherzig geahndet.

Liendl hatte die Sache bald satt, ging quer über den Platz und wollte ein anderes Thor gewinnen, als er plötzlich unter einer Reihe Rekruten ein ihm bekanntes Gesicht erblickte und wie angefesselt an dem Platze stehen blieb. Es standen da zehn junge Leute, meist hübsche Menschen von gewandtem Aussehen beisammen. Sie hatten schon Uniformen an, welche sie trefflich kleideten und die spitze flotte Holzmütze der preußischen Soldaten auf. Der vorderste in den Reihen war ein besonders hübscher, wohlgewachsener Mensch, hatte kurze, blonde

Haare, blaue Augen. — „Mein Gott, dachte Leonhard, als er vor ihm stand, wo habe ich Den schon gesehen?“

Jetzt hieß es: „ruht, rührt euch!“ und die Soldaten durften nun wie andere Menschen, ein einziges Bein von der Stelle bewegen und Kopf, Arme und Hände rühren. Der linke Fuß aber mußte wie an der Erde angeleimt, fest stehen bleiben.

Der junge Mensch nahm nun seine Holzmütze ab, wischte sich mit einem Taschentüchlein den Schweiß von der Stirne und jetzt erkannte ihn Liendl — es war der junge Hohenthal. Aber wie hatte sich dieser Mensch in der kurzen Zeit verändert! Sein Gesicht war braun, hager; die frische Farbe seiner Wangen war gebleicht und verschwunden; seine schönen langen Haare waren glatt am Kopfe abgeschnitten. Er schien in der Uniform um einen halben Schuh größer geworden zu sein. Leonhard grüßte ihn; der junge Mensch dankte und sah aufmerksam nach dem Knaben herüber. Jetzt erkannte er Leonhard auch, winkte ihn zu sich und sprach:

„Bist du nicht der Bursche, den ich im Herz in Erlangen sah?“

„Ja“ sagte Leonhard „und Sie sind der junge Herr Hohenthal?“

„Ja“ antwortete der und Leonhard fuhr fort: Ach! ich hätte Ihnen viel zu erzählen. Ich komme

auf meiner Heimreise durch Pirna und besuche Ihren Herrn Vater."

„Um Gotteswillen!" rief der junge Mensch außer sich, „kannst du nicht in die Kaserne kommen?„

„Wo ist sie?"

„Achtung!" rief der kommandirende Korporal. Der junge Hohenthal wurde plötzlich steif, wie eine Statue und starrte ins Blaue hinein, als hätte er kein Gefühl, keine Erinnerung mehr, so daß Leonhard vor ihm erschrocken zurückprallte und das Exerzitium nahm nun seinen Fortgang.

Liendl wußte nicht, was er machen sollte. Er wollte um jeden Preis den Rekruten sprechen und dieser hatte ihm die Kaserne nicht nennen können, in der er lag. Es blieb ihm nun nichts übrig, als zu warten, bis die Rekruten wieder ruhen durften. Allein das dauerte eine gute Stunde, die Sonne senkte sich zum Untergehen und plötzlich erschallte ein Trommelwirbel. Da ließ der Korporal die Rekruten rechsum machen, und mehr als hundert Züge marschirten dem Anscheine nach ordnungslos in einander hinein, alle auf einen großen Haufen zusammen. In einem Augenblicke hatte Leonhard seinen alten Bekannten aus den Augen verloren.

Dennoch beschloß er mit dem gemischten Gefühle der Anhänglichkeit, der Theilnahme für den jungen Mann, so wie der Dankbarkeit gegen dessen Vater den Rekruten zu folgen und sie bis zu ihrer

Kaserne zu begleiten in der Hoffnung, dort Gelegenheit zu finden, seinen alten Bekannten zu sprechen. Es war wohl schon spät, der Weg führte ihn in eine ganz entgegengesetzte Stadtgegend von jener, wo sein Gasthof lag und er wußte nicht, wie er sich Nachts in der großen fremden Stadt zurecht finden sollte. Allein das Mitleid und der herzliche Wunsch, etwas zur Wiederherstellung des gestörten innigen Verhältnisses zwischen Vater und Sohn beitragen zu können, machte ihn blind gegen alle schlimmen Folgen, denen er sich aussetzen konnte. Außerdem hatte Leonhard durch seine im letzten Jahre gemachten Erfahrungen eine Selbstständigkeit gewonnen, wie sie sonst nur Leuten in höherem Alter eigen zu sein pflegt.

Die Kaserne der Rekruten lag an einem Ende der Stadt auf einem großen freien Platze und stand durch Mauern unmittelbar mit den Festungswerken in Verbindung. Die Rekruten zogen durch das Thor ein in dieselbe und Leonhard blieb unschlüssig außen stehen. Endlich näherte er sich dem Thore, wurde aber sofort von dem dort stehenden Posten mit einem barschen: „Marsch da!" zurückgescheucht. Bald hernach ging ein ältlicher Mann mit grauen Haaren und eben solchem Schnurbart aus dem Thore heraus. Obschon der Mann in Civilkleidung war, präsentirte doch der Posten das Gewehr vor ihm und mehrere unter dem Thore stehende Soldaten stellten sich achtungsvoll in eine

Reihe. Leonhard sah den Mann an; sein Gesicht hatte einen milden Ausdruck; da trat ihm der Knabe rasch entschlossen näher, nahm den Hut ab und sagte:

„Halten zu Gnaden, gnädiger Herr, ich möchte Sie nur um was fragen?“

„Was willst du wissen, mein Sohn?“ sagt der Mann und lehnt sich auf seinen Stock, indem er Leonhard ernst anschaute.

„Da drinnen ist ein junger Herr unter den Soldaten, mit dem ich etwas Wichtiges zu sprechen hätte. Aber der dort „— er deutete auf die Schildwache —“ läßt mich nicht hinein.“

„Der Soldat thut nur seine Pflicht, wenn er dir den Eintritt in die Kaserne verweigert,“ antwortete der Mann ruhig. „Ist der, den du suchst, unter den Rekruten?“

„Ja“ sagte Leonhard.

„Wie heißt er?“

„Adolph Hohenthal aus Pirna.“

Der Mann zog einen Bogen Papier aus der Tasche, las einige Zeit darin und sagte dann: „Es ist allerdings ein Mann, der so heißt, angeworben worden. Was hast du mit ihm zu schaffen?“

„Ich kenne ihn; er ist der Sohn eines sehr guten Herrn und hat in Erlangen studirt. Ich komme binnen kurzem zu seinem Herrn Vater und hätte gerne dort...“ er stockte. Der alte Herr war inzwischen aufmerksam geworden auf das, was Leonhard gesagt hatte und sprach:

„Studirt hat er? dabei sah er nochmals in die Liste und fuhr dann fort: „Du stockst? Was ist mit ihm?“

Leonhard dachte, ob es wohl schaden könnte, wenn er dem Herrn in der Kürze sagte, was es mit dem jungen Hohenthal für eine Bewandtniß hätte und schwieg. Der alte Herr wurde nun ungeduldig und sprach:

„Junge, meine Zeit ist gemessen!“ und wollte sich in Bewegung setzen. Aber Leonhard sagte schnell: „Lieber Herr, ich habe nachgedacht, obs wohl recht ist, wenn ichs Ihnen erzähle, wie der junge Hohenthal unter die Soldaten kommen ist; weniger seiner, als seines Vaters wegen.“

„Ich bin jetzt sein Vater, verstehst du, mein Sohn?“ sagte der Mann liebreich und fuhr dann fort: „Ich bin Oberst dieses Regiments und alle Soldaten, die dazu gehören, betrachte ich als meine Kinder; begreifst du? Ich kann also mit Recht verlangen, daß du aufrichtig bist und es gereicht vielleicht deinem Freunde zum Nutzen, wenn ich seine Verhältnisse kennen lerne.“

So angeredet, schwand bei Leonhard jedes Bedenken und er erzählte kurz gefaßt, was er von Hohenthal wußte. Der Oberst hörte ihm aufmerksam zu; sein liebreiches ehrwürdiges Angesicht nahm einen halb finstern, halb traurigen Ausdruck an und er sprach, als Leonhard geendet hatte:

„Das ist eine mißliche Geschichte. Komm

morgen früh zu mir, mein Sohn, da sollst du deinen Freund sprechen."

„Halten zu Gnaden, lieber gnädiger Herr" sagte Leonhard, „so wirds mir zu spät, denn morgen früh muß ich weiter reisen."

Der Oberst grüßte, wollte sich schon wenden um weiter zu gehen und Leonhard gab bereits die Hoffnung auf, den Rekruten zu sprechen. Da wendete sich der Oberst noch einmal um und sah den Knaben, das Hütchen in der Hand, mit wehmüthigem Gesicht auf dem Fleck stehen. Leonhard mochte einen so bekümmerten Ausdruck im Antlitze und in seiner ganzen Haltung haben, daß der hohe Offizier, den der Knabe ohnehin für sich eingenommen hatte, gerührt stehen blieb, ihn zu sich winkte und ihm anbefahl, ihm von ferne nachzufolgen. Bald darauf begegnete dem Obrist ein Unteroffizier, der zur Kaserne zurückkehrte und salutirend aus dem Wege trat. Der Obrist winkte ihn zu sich, sagte ihm ein paar Worte und ging dann weiter. Er erreichte bald ein großes Gebäude; der vor demselben stehende Posten zog das Gewehr an, präsentirte und erhielt gleichfalls einen Befehl. Leonhard fürchtete wieder, von ihm so angelassen zu werden, wie von der vor der Kaserne stehenden Schildwache und blieb unentschlossen stehen. Aber der Soldat winkte ihm, dem durch die Hausflur dahingehenden Herrn zu folgen, und Leonhard

schritt, indem er schon an der Pforte das Hütchen abnahm, jenem eiligst nach.

Es ging über eine prächtige Treppe hinauf; Bediente rissen eine große Thüre auf; der Oberst trat in das Zimmer, wartete hier auf Leonhard, und sagte:

„Folge mir, mein Sohn!“

Nun gings wieder durch eine Reihe von prächtig möblirten Zimmern bis zu einem kleinen Gemache, in welchem mehrere Offiziere und Schreiber arbeiteten. Hier befahl der Obrist dem Leonhard, zu warten, ging dann zurück und nach einer kurzen Weile wurde unser junger Freund von einem Bedienten zum Obristen abgerufen.

„Nun, lieber Sohn, erzähle mir ausführlicher alles, was du von deinem Freunde weißt,“ sagte der Obrist gütig.

Leonhard that es gerne und berichtete alles mit großer Gewissenhaftigkeit. Der Oberst hörte ihn geduldig bis zu Ende an und sprach dann: „Mein Sohn, ich pflege mich sonst wenig um solche Privatangelegenheiten der Soldaten zu kümmern. Doch ich erinnerte mich, daß ich vor langen Jahren während des *** schen Krieges, als ich noch Hauptmann war, in Pirna bei einem Kaufmanne Namens Hohenthal, im Quartier gelegen. Es war jener Mann ein sehr ehrenwerther Bürger und ich bin begierig, zu erfahren, ob der junge Mann,

welchen du kennst und der jetzt als Rekrut bei unserm Regimente steht, sein Sohn ist, oder nicht? Wäre dieses der Fall, so sollte es mir um den Vater leid sein und ich will sehen, ob der Sohn noch meine Theilnahme verdient. Tritt hier in dieses Zimmer ein. Ich habe den jungen Mann rufen lassen und werde ihn sprechen. Laß dich nicht eher sehen, bis ich dich rufe."

Leonhard ging an den bezeichneten Ort und stand hier still. Die große Flügelthüre blieb offen, so daß er alles, was im anstoßenden Zimmer, wo der Oberst sich befand, vorging, hören, konnte. Der Oberst blätterte, am Tische sitzend, in einem großen Pack geschriebener Sachen. Es stöberte lange drinnen herum; endlich fand er, was er so emsig gesucht hatte und las nun eifrig. So verging eine geraume Zeit; es begann schon dunkel zu werden und der dazwischen ab- und zugehende Diener brachte einen schönen silbernen Leuchter mit drei großen brennenden Kerzen. Tiefe Stille herrschte im Zimmer und unserm Leonhard wurde allgemach ängstlich zu Muthe. Endlich wurde angepocht und es trat Jemand ein, den Leonhard nicht sehen konnte. Der Oberst stand auf, ging dem Ankommenden einige Schritte entgegen und sagte:

Wie heißt Er?"

Leonhard erstaunte nicht wenig über den barschen Ton, in welchem der Oberst mit dem Ankommenden redete. Er erkannte aber sogleich an der

Stimme den jungen Hohenthal, der seinen Namen nannte.

„Woher gebürtig?“

„Aus Pirna in Sachsen;“ war die halblaute Antwort.

„Was für ein Metier?“

Der junge Mann stockte und antwortete dann zögernd: „Ich habe studirt.“

Es trat nun eine lange Pause ein. Der Oberst war an den Tisch gegangen, hatte sich dort niedergebückt und in den Papieren gelesen. Dann nahm er Platz auf einem Armstuhle und sagte mit mildem aber nachdrücklich ernsten Ausdruck:

„Studirt hat Er? Und jetzt ist er preußischer Rekrut? Will Er mir aufrichtig sagen, wie das gekommen ist?“

Es erfolgte keine Antwort; es trat eine tiefe Stille ein. Endlich nahm der Oberst das Wort und fuhr fort:

„Will Er antworten, wenn ich ihn frage? Weiß Er, was Starrsinn seinem Oberst gegenüber nach sich zieht.“

„Herr Oberst, ich bin nicht starrsinnig“ antwortete Hohenthal; „aber ich habe Ursache, die Verhältnisse, welche mich dazu brachten, in preußische Militärdienste zu treten, zu verheimlichen.“

Es trat wieder eine lange lange Stille ein. Leonhard stand wie auf Kohlen. Er hätte viel, viel darum gegeben, wenn er dem jungen Mann

nur einen Wink zu geben im Stande gewesen. wäre. Allein das war unmöglich. Der Oberst fuhr fort:

„Diese Gründe mögen sein, welche sie wollen, gewiß sind sie für ihn nicht ehrend, da Er selbst gesteht, Er hätte Ursache, damit geheim zu halten. Allein deshalb habe ich mir die Mühe nicht gegeben, Ihn holen zu lassen; versteht Er mich? Ich befehle Ihm jetzt, zu sagen, warum Er nicht studirt hat und unter das Militär gegangen ist?“

„Ew. Gnaden,“ entgegnete der junge Mensch in entschlossenerem Tone, „was kann Ihnen daran liegen, zu wissen, welche Fehler und Verschuldungen mich in diese Lage gebracht haben? Ich werde als Soldat Ordre pariren und meine Schuldigkeit thun. Lassen sich Ew. Gnaden damit genügen, wenn ich Ihnen sage, daß mir mein Vater aus guten Gründen die nöthigen Mittel verweigert hat, welcher ich bedurfte, um ferner die Kollegia besuchen zu können.“

Der Oberst sah den Rekruten lange und erst an und sagte dann: „Es ist genug, ich weiß jetzt das Nöthige. Wo wohnt Sein Vater?

„Zu Pirna in der Dresdener Strasse, Ew. Gnaden!“

„Was für ein Geschäft hat sein Vater?“

„Er ist Kaufmann;“ sagte der Rekrut.

„Vermögend?“

„Sehr wohlhabend, so weit ich im Stande war, seine Verhältnisse zu übersehen.“

„Genug!“ sagte der Oberst und fuhr dann fort: „Hat Er noch eine Mutter und Geschwister?“

„Meine Mutter ist lange todt;“ entgegnete der junge Mensch mit hörbarem Beben der Stimme; „ich habe nur noch eine unverheirathete Schwester; sie heißt Amalie.“

Der Oberst sah hier wieder in seinen Papieren nach und fuhr fort: „Wann starb Seine Mutter?“

„Am Dreifaltigkeitssonntage im Jahre 17**.“

„Ganz recht“ sagte der Oberst, der dabei in seinen Papieren nachlas; aber wie um sich zu verbessern, setzte er hinzu: „Wie lange studirte Er in Erlangen?“

„Zwei Jahre; ein Jahr lange war ich auf der Leipziger Hochschule.“

Der Oberst trat ihm jetzt näher, faßte ihn scharf ins Auge und sagte: „Er weigert Sich, mir die Gründe mitzutheilen, aus welchen Ihm Sein Vater die Mittel zum Fortstudiren versagt hat. Nun wohl, ich will das nicht als Trotz ansehen, sondern Sein Gefühl ehren, das Ihm den Mund verschließt, die eigene Schande zu gestehen. Ich freue mich übrigens über Seine Aufrichtigkeit. Er hat mir unverholen eingestanden, daß Er selbst sein Unglück durch Fehler und Verschuldungen sich zugezogen. Hat Er nicht so gesagt?“

„Ja, Euer Gnaden;" entgegnete Hohenthal mit gebrochener Stimme.

„Nun noch eine Frage: ist sein Vater vielleicht streng oder hart gegen Ihn gewesen?"

Der junge Mensch antwortete nur durch Schluchzen.

„Antwortete Er männlich und aufrichtig auf meine Frage!" befahl der Oberst.

„Mein Vater ist die Güte selbst!" stöhnte der junge Mensch schluchzend; „und ich mißbrauchte nur sein Wohlwollen."

Der Oberst wendete sich, um eine Anwandlung von Rührung zu verbergen und ging ans Fenster. Endlich kehrte er zurück und sprach:

„Er weiß noch nicht, welch' ein Interesse ich dabei habe, Ihn nach solchen Verhältnissen zu fragen. So möge Er es denn erfahren. Es war im Feldzuge des Jahres 17**; damals war ich Hauptmann im Regimente Kaiser Paul. Wir standen in Sachsen und wurden nach einem siegreichen Gefecht gegen die Oestreicher nach Pirna gelegt und dort einquartirt. Ich kam ins Quartier zu einem jungen Kaufmann, dessen Gattin leider hoffnungslos krank darniederlag. Er hatte zwei Kinder, einen siebenjährigen Knaben und ein dreijähriges Töchterchen, zwei hoffnungsvolle Kinder. Am Trinitatisfeste ging ich von der Parade weg in mein Quartier zu Tische — ich kam — zu einem Sterbebette! Die junge Gattin

meines Quartierträgers lag im Verscheiden. Ich stand an ihrem Lager, bis ihr Gatte Wittwer, ihre Kinder Waisen waren. Tausende sah ich auf Schlachtfeldern vom Tode hinraffen, Tausende von den Kugeln zerreißen, von der Schärfe des Schwertes niedermähen. Aber nie habe ich solches Mitgefühl empfunden, als beim Anblick des Hinscheidens dieser jungen Mutter. Ich vernahm ihre sorgenvollen Bitten an ihren bekümmerten Gatten; ich hörte das Wehgeschrei ihrer unmündigen Kleinen, ich war Zeuge des Versprechens ihres Söhnchens, als sie ihn fragte: Adolph, willst du fromm und gut werden und dem Vater folgen? Da sagte der Knabe: „Ja, Mütterchen, stirb nur nicht!" Und wo ist, was ist nun dieser Knabe geworben? Weiß Er es, Rekrut Hohenthal?"

Der junge Mensch stieß einen Schrei des Schmerzens aus und stürzte vor Scham und Jammer ohnmächtig an die Mauer.

„Er weiß jetzt, welch' ein Interesse ich an Ihm nehme. Halte Er sorgfältig geheim, was ich ihm gesagt habe; hört Er? Geh Er jetzt in die Kaserne zurück; nehme er diesen Knaben hier mit. Ihm hat Er es zu danken, daß ich Ihn kennen lernte. Erfülle Er Seine Pflicht; ich werde Ihn nicht aus den Augen verlieren. Mehr darf und kann ich nicht für Ihn thun."

Der Rekrut machte seine Honeurs, dann kehrt Euch, und verließ lautlos das Zimmer.

„Korporal!" rief der Oberst.

Der außen wartende Soldat trat ein und der Oberst sagte: „Der Rekrut Hohenthal hat bis zehn Uhr Urlaub, bei diesem Knaben zu bleiben" er zeigte auf Leonhard. „Begleite er den Rekruten und diesen Burschen und bringe er den Rekruten zu rechter Zeit in die Kaserne zurück. Morgen meldet Er dem Herrn Hauptmann von Flemming (bei dessen Kompagnie war Hohenthal eingereiht worden), daß ich ihn zu sprechen wünsche. Hier ist ein Trinkgeld für Ihn. Lasse er heute Abend dem Rekruten Hohenthal eine Flasche davon zukommen; das Uebrige ist Sein. Hat er mich verstanden?"

„Ganz wohl, Herr Oberst!" murrte der Korporal vergnügt, machte dann rechts um und verließ das Zimmer.

„Und du, mein Sohn," sagte der Obrist, „bleibe noch einen Augenblick; die Beiden werden dich erwarten. Erzähle mir, wer bist du, was ist dein Geschäft und wie erfuhrst du alles, was du mir von dem jungen Hohenthal (er sagte nicht mehr „Rekrut") erzählt hast?

Leonhard schilderte ihm alles, was er erlebt hatte, aufrichtig und treu. Der Oberst schenkte ihm einen Thaler und entließ ihn zufrieden mit den Worten:

„Du hast dem jungen Menschen einen großen Dienst erwiesen, mein lieber Sohn und mir auch. Bleibe rechtschaffen und ehrlich, dann wirds dir in der Welt nicht fehlen. Behüt dich Gott!"

Leonhard dankte tausendmal für das Geschenk, das er schon — dem armen Rekruten bestimmt hatte, ging dann hinaus und kehrte mit den beiden Soldaten nach der Kaserne zurück, wo der Korporal die nöthige Meldung machte. Es war jetzt acht Uhr Abends; folglich hatte man noch zwei Stunden Zeit übrig. Leonhard ging mit seinen Begleitern nach seinem Gasthause, das näher an der Kaserne lag, als er geglaubt hatte. Der Korporal ließ eine Flasche Bier für Hohenthal bringen, setzte sich dann an einen andern Tisch zu den dort befindlichen Bürgern und ließ sichs trefflich schmecken. Beide alte Bekannte waren jetzt ungestört, konnten nach Herzenslust plaudern und Leonhard dem jungen Hohenthal alles erzählen, was vorgefallen war und wie er zur Kenntniß seiner Verhältnisse gekommen. Der junge tiefgedemüthigte Mann hatte hinreichend Veranlassung, über die wunderbaren Fügungen der Vorsehung in seinen Schicksalen zu staunen und saß lange in stummer Wehmuth. Endlich sprach er: „Mein guter Junge, ich sehe, daß du es recht ehrlich mit mir meinest; so will ich dir denn vertrauen. „Mein Vater schrieb damals von Bamberg aus an meinen Banquier Doignon

in Erlangen, daß er nach geschöpfter Ueberzeugung von . . . nun, er schrieb daß von dem Tage an jede Zahlung für mich eingestellt sei, daß er mich verstoße und es mir überlasse, mein Brod in der Welt zu suchen. Ich hatte von jenen 134 Thlrn. kaum mehr die Hälfte. Voll Angst und Verzweiflung reiste ich nach Hause; ich traf meinen Vater, ich fiel ihm zu Füßen, ich empfand jetzt wirklich aufrichtige Reue. Aber so gut mein Vater früher gegen mich war, so unerschütterlich zeigte er sich nun. Ich vergaß mich so weit, ihm mit Selbstmord zu drohen — er legte mir zwei geladene Pistolen hin und verließ das Zimmer. Als eine halbe Stunde vergangen war, erschien mein Vater wieder, der Hausknecht begleitete ihn und als ich mich weigerte, das Haus zu verlassen, mußte mich der Knecht die Treppe . . ." die Stimme versagte ihm; er verbarg sein Gesicht vor Scham und Wehmuth in seinen Händen.

Leonhard weinte vor Mitleid und sagte: „Ich komme durch Pirna, ich; ich werde für den jungen Herrn bei Ihrem Herrn Vater sprechen, ich weiß alles, ja ich wills dem alten Herrn sagen, daß Sie jetzt wieder brav werden wollen. Wie weit ists von hier nach Pirna?"

Der junge Hohenthal lächelte unter Thränen und sprach: „Guter Junge, dein Eifer, mir zu dienen, macht dich liebenswürdig."

„Ha!" rief Leonhard, „müßt ich kein Mensch

sein, wenn ich darüber keinen Jammer haben sollte. Ich weiß doch, daß Sie ein gutes Herz haben und Ihren Herrn Vater lieben."

„Ob ich ihn liebe!" sagte der junge Mann und verbarg sein Gesicht in seinen Händen.

„Sehen Sie, ich wußte es, sieht man Ihnen das nicht an Ihren Augen an?" sagte Leonhard feurig. „Nun, darum muß Ihr Herr Vater wieder gut werden, dahin bring ichs; ich kann bitten, ich! Warten Sie nur, Sie stecken nicht lange da drinnen." Er faßte dabei an die Uniform.

„Halt, mein guter Junge" sagte der junge Mann ernst, „Du würdest mir schlecht dienen, fingst du es auf diese Weise an. „Ich stecke wie du sagst, in der Uniform des Königs. Es war mein freier Wille, sie anzuziehen, und ich habe schon zur Fahne geschworen. Keine Macht der Welt soll und kann mich dahin bringen, diesen meinen Eid auch nur in Gedanken zu brechen. Ich bin Soldat, ich werde es bleiben, bis mich die mir bestimmte Kugel findet. Ruhig, mein Sohn," sagte er ernst zu dem Knaben, der ihn unterbrechen wollte, „das verstehst du nicht. Bedenke, was sollte ich werden? Nachdem ich mit Schande bedeckt die Universität verlassen, würde ich um keinen Preis der Welt dahin zurückkehren. Einem andern Berufe widme ich mich nicht; ich habe dazu weder Talent noch Lust. Nachdem ich also mit meinem Plan auf bürgerlichem Wege gescheitert, blieb mir

nur übrig, den Waffenrock anzuziehen. Ich bin Soldat und — ich bin es schon mit Leib und Seele!"

Leonhard erschrack fast über diese Worte; er sah seinen älteren Freund mit trüben Augen an und war fast in Zweifel, ob derselbe sich wirklich gebessert habe. Der Rekrut bemerkte es und fuhr lächelnd fort:

„Sieh mich nicht so zweifelnd an, mein guter Junge; es ist eine wohlüberlegte und reiflich bemessene Handlung von mir gewesen, daß ich mich anwerben ließ. Ich glaube, deine Begriffe zu kennen. Du siehst im Soldaten nur die Maschine, zu welcher der Mensch aber gemacht werden muß, soll durch einen mächtigen Willen eine zahlreiche Heeresmasse zur regelmäßigen Feldschlacht geführt werden. Ich erkenne, daß es anders unmöglich ist und füge mich in diesen allerdings anfangs pressenden Zwang, weils nicht anders sein kann. Aber auf das rechts um und links um des einzelnen Liniensoldaten baut sich, wie auf den Satz eins und eins ist zwei, eine unendliche Reihe von höheren Regeln und Grundsätzen, die ein eigenes Studium, und zwar ein äußerst verwickeltes und schwieriges, erfordern. Hiezu habe ich Lust; ich werde es eifrig betreiben. Ich muß zwar von vorne anfangen und aller Anfang ist schwer. Aber es kostet Niemand etwas und wenn inzwischen die Vorsehung über mich gebietet und das Ziel meines Lebens

steckt, so sterbe ich unbekannt, denn Niemand weiß hier was von mir und dem Soldaten weint Niemand eine Thräne nach."

„Aber haben Sie denn gar keine Hoffnung mehr?" sagte Leonhard.

„Ich habe keine, mein Sohn; wenn du aber willst eine recht große" sagte der Rekrut lächelnd. Diese leeren Schultern können noch mit der goldenen Offiziersepaullette geziert werden. Schon mancher arme gemeine Soldat endete ja mit der Generalschärpe. Es ist das Glück, welches ich jetzt versuche, mich zu begünstigen und ich wage Leib und Leben frisch daran, aber mit allem Ernst und aller Besonnenheit, so sehr du auch daran zu zweifeln scheinst."

Leonhard begriff nicht alles, was der junge Mann zu ihm sagte; aber er sah seine Hoffnung, ihn wieder mit seinem Vater zu versöhnen, wie einen schönen Traum verschwinden. Das liebreiche, wohlwollende Herz des Knaben fühlte darüber eine unbeschreiblich bittere Empfindung und es peinigte ihn zum ersten Male in seinem Leben die schmerzliche Wehmuth des guten Menschen, der seine Absicht, redlich zu handeln, vereitelt sieht. Er schwieg betrübt still und sann nach, was er nun wohl thun solle. Allein er war noch zu unerfahren und zu ehrlich, um seine Empfindungen verbergen zu können.

Der junge Hohenthal mochte dem Knaben

anmerken, was dieser empfand. Aber von seinem Standpunkte aus glaubte er nicht anders handeln und reden zu dürfen. Das Schweigen des Knaben, den er liebgewonnen hatte, ward ihm jetzt peinlich und er sagte: „Was macht dich so betrübt?“

„Was soll ich Ihrem Herrn Vater sagen?“ sprach Leonhard mit ungewöhnlicher Heftigkeit. „Kann ich, darf ich mit solchen Nachrichten zu ihm kommen?“

„Das thue getrost,“ sagte der Rekrut, „sage Ihm alles, was du weißt, theile ihm alles aufrichtig mit, was du gehört hast. Ich bürge dir dafür, daß mein Vater mich versteht und meine Handlungsweise in Anbetracht meiner jetzigen Lage billigt. Ich werde dir überdies einen Brief mitgeben, in welchem ich ihm selbst alles genau und ehrlich schreiben will.“

Er forderte nun Tinte und Papier. Der Wirth brachte, was verlangt war und Leonhard sah in den Brief, während der Rekrut schrieb. Es waren folgende kurze Worte:

„Mein theuerster Vater!“

„Der Ueberbringer dieses Schreibens wird Ihnen die Gründe mittheilen, welche mich bewogen haben, trotz Ihres wohlverdienten Mißtrauens mich doch schriftlich an Sie zu wenden. Ich überlasse es ihm, Ihnen die nöthigen Aufklärungen zu geben und sage Ihnen nur, daß ich Ihre Verzeihung

nicht mehr durch Worte, sondern nur durch einen ehrenhaften Wandel mir zu erwerben bestrebt bin."

„Ich bin Soldat, mein geliebter Vater. Warum ich es bin, das wissen Sie. Ich werde vielleicht der Uniform nach gemeiner Soldat bleiben, denn meine Beförderung liegt in höherer Hand; aber ich werde es nicht bleiben in Beziehung auf meine Kenntnisse. Ich weiß es, mein theuerster Vater, daß Sie mir nicht glauben können; aber vielleicht gelingt es mir, es Ihnen durch That bald zu beweisen."

„Verzeihen Sie mir, daß ich diesen entscheidenden Schritt that, ohne Ihre Erlaubniß vorher einzuholen."

„Glauben Sie alles von mir, zweifeln Sie an allen meinen Versicherungen; ich weiß, daß ich Ihnen gegründete Veranlassung dazu gegeben habe; nur das glauben Sie von mir, daß ich erst nach reiflicher Ueberlegung in Militärdienste trat. Ich will Ihre Zeit und Ihre Geduld nicht durch Darlegung meiner Gründe in Anspruch nehmen. Ich habe das Glück versucht; wenn es mir gewogen wäre, so würde ich auch ohne Rechtfertigung vor Jedermann bestehen! Doch das ist in jedem Berufe mehr oder weniger der Fall.*)

Bis hierher hatte der junge Hohenthal Leon-

*) Ob wohl diese Voraussetzung richtig ist?

hard in den Brief blicken lassen. Jetzt setzte er aus und sprach lächelnd:

„Mein guter Junge, nun habe ich Dinge zu schreiben, die Du nicht wissen sollst.“

Leonhard stand auf und ging bei Seite und der junge Mensch schrieb weiter.

„Ich bitte für mich um nichts, mein theurer Vater; ich bedarf nichts, denn der König gibt mir, was zur Erhaltung meines Lebens nöthig ist. Ich kenne aber Ihren Edelmuth und darum bitte ich Sie, den Knaben, der Ihnen diesen Brief bringt, zu belohnen. Er ist auf eine wunderbare Weise von der Vorsehung in meine Schicksale verflochten worden und hat mir viel Gutes erwiesen. Ich habe gar nichts, das ich ihm geben könnte, ich kann nur an Sie, mein theuerster Vater nochmals die innige Bitte richten, daß Sie ihm eine kleine Belohnung reichen möchten. Sie hätten es auch ohne diese Bitte gethan.“

„Daß ich Ihnen von Zeit zu Zeit schreiben darf, das weiß ich. Ich werde es thun. Gott segne Sie, mein theuerster Vater und erhalte mir den Silberblick in eine schönere Zukunft, wo Sie mir wieder Ihre Achtung und mit dieser Ihre Liebe schenken werden.“

„Diese Hoffnung hegt Ihr Sie innig verehrender Sohn Adolph.“

Der Brief war gefaltet und versiegelt. Leonhard nahm ihn und verwahrte ihn sorgfältig in

seiner Brieftasche. Beide, er und der junge Hohenthal, wußten aber nicht, daß in diesem Augenblicke ein zweiter Brief an Herrn Hohenthal geschrieben wurde und zwar von dem Oberst des Regiments, bei dem der junge Hohenthal stand. Der Oberst beruhigte Herrn Hohenthal über das Schicksal seines Sohnes, bat um nähere Auskunft über denselben und versprach Herrn Hohenthal, den jungen Mann unter besondere Aufsicht zu nehmen und für sein Fortkommen zu sorgen, wenn er sich dessen würdig mache. Er nahm jedoch von Herrn Hohenthal das schriftliche Ehrenwort, diese Sache vor Jedermann, besonders vor seinem Sohne, geheim zu halten, da im Gegentheil es ihm sonst unmöglich sein würde, auch nur das Mindeste zum Nutzen des jungen Menschen zu thun. Wir werden später hören, wie diese Sache verlief.

Hohenthal schenkte nun für sich und Leonhard aus der bisher unangebrochen gebliebenen Flasche ein und sprach:

„Nun sage mir, guter Junge, auch etwas von deinen Verhältnissen. Wer bist du, woher bist du und welch' ein Beruf treibt dich so jung unter fremde Menschen in die Welt hinaus?"

Leonhard erzählte seine Schicksale und der Rekrut hörte ihm mit größter Theilnahme und Aufmerksamkeit zu. In dieser Lebensgeschichte des armen Knaben lagen für den jungen Mann, dem er sie vortrug, vielfache Veranlassungen zum Mit-

leid für den Knaben und zur Betrachtung seiner eigenen Verhältnisse. Er erröthete oft und das bittere Gefühl der Scham verschloß ihm noch lange den Mund, nachdem Leonhard schon geendet hatte.

„Also du, Armer, Verlassener, der du so sauer dein Stückchen Brod in der Welt verdienen mußt, also du warst vom Himmel zu meinem Nothhelfer, zum Vermittler mit meinem Vorgesetzten, mit meinem tiefgekränkten Vater bestimmt? dachte er. „Solcher Werkzeuge bedient sich die Vorsehung um mich zu demüthigen, zu strafen und vielleicht jetzt abermals, um mich wieder aufzurichten?"

„Was denken Sie, Herr Hohenthal? fragte Leonhard vertraulich.

„Das könntest du nicht verstehen, mein kleiner Freund. Wie viel Lohn gibt dir denn dein Herr?"

„Zehn Gulden das Jahr hindurch!"

„Also etwa sechs Thaler?" sagte Hohenthal verwundert die Hände zusammenschlagend. „Mein Gott, mein Gott! und um solche Bagatelle mußt du das halbe Reich mit deinem schweren Bündel durchlaufen?"

„Das ist schon viel," sagte Leonhard, „so viel verdient man bei uns nur in der Stadt!"

„Hättest du denn keine Aussicht, deine Lage zu verbessern? Du bist ja fast noch ein Kind!" fragte der junge Mann mit wehmüthigem Gefühl;

er empfand Mitleid und konnte doch nichts für den armen Jungen thun.

„Ich bin zufrieden" sagte Leonhard; „wenn ich größer werde und mehr arbeiten kann, gehts wieder besser. Ich weiß schon, daß aller Anfang hart ist."

„Wovon lebst du aber jetzt, da du allein reisest?"

„Ich muß handeln; was ich Uebergewinn habe, darf ich verzehren und was übrig bleibt, ist mein Gewinn."

„Also hat dich dein Herr hundert Stunden weit von deiner Heimath in fremdem Lande, wohin du nie gekommen, verlassen, ohne dir einen Heller Geld zu geben, dem blinden Zufall hingeworfen und läßt es darauf ankommen, wie du nun dich zurecht findest und dein Brod erwirbst? Das ist ja himmelschreiend!" sagte der junge Mann aufbraußend.

„O das geht schon" sprach Leonhard ruhig; „ich habe schon die Hälfte von meiner Waare verkauft und mehr als einen Thaler Profit."

„Es wäre aber möglich, daß du noch nichts verkauft hättest!" sagte Hohenthal schaudernd.

„Das ist mir gleich am ersten Reisetage zu Theil geworden;" sprach Leonhard.

„Was hast du gemacht?"

„Ich bin zehn Stunden weit einem andern Safranhändler, mit dem ich zusammengetroffen

war, vorangelaufen" sagte Leonhard herzlich lachend über seinen gelungenen Pfiff.

„Mein Gott," sprach der junge Hohenthal ernst nachsinnend, „auf welche bedenkliche und kümmerliche Weise muß sich mancher arme Mensch seinen Unterhalt in früher Jugend schon erwerben!"

„Zehn Uhr!" schnurrte der Korporal unsere zwei jungen Freunde an.

Der Rekrut trank rasch aus und folgte dann dem voranschreitenden Unteroffizier sogleich, der des Guten zu viel gethan hatte und mit allerlei seltsamen Hin- und Herschwankungen voran nach der Kaserne schritt. Leonhard und sein Freund lachten heimlich, als sie hinter ihm drein gingen.

Unter Wegs sagte Leonhard: „Ich habe nun noch eine Bitte an Sie; aber Sie müssen mir im Voraus versprechen, daß Sie mir die Gewährung derselben nicht abschlagen."

„Wenns sein kann, sprich zu! ich verspreche Dirs!"

„Sie können's leicht thun, aber nicht böse dürfen Sie mir werden. Versprechen Sie mir das!"

„Ich versprechs, also sag an!" sprach Hohenthal lächelnd.

„So nehmen Sie von mir diesen Thaler an" sagte Leonhard nnd wollte dem Rekruten das Geldstück, welches er von dem Oberst erhalten hatte, geben.

Der junge Hohenthal blieb betroffen stehen

und sprach: „Wie kannst du so was von mir fordern, mein Sohn! Der Thaler ist vielleicht das Eigenthum deines Herrn!“

„Nein, nein, sagte Leonhard eifrig und erzählte, wie er zu dem Gelde gekommen, mit der dringenden Bitte, daß Hohenthal das Geld nehmen möchte.

„Nimmermehr!“ sagte der junge Mann ernst abwehrend.

„Ich hätte Sie belügen und Ihnen sagen können, daß mir der Herr Oberst den Thaler mit dem Auftrage gegeben, Ihnen denselben einzuhändigen. Ich habs aber nicht gethan, sondern Ihnen aufrichtig die Wahrheit gesagt. Ich verlange nun von Ihnen, daß Sie Ihr Versprechen, welches Sie mir gegeben haben, auch halten und mich nicht kränken;“ sagte Leonhard, der beinahe bös wurde.

Er ließ nicht nach, bis Hohenthal das Geldstück nahm. Die Thränen der Rührung und Scham, welche der Rekrut weinte, konnte Leonhard nicht sehen. Er hörte nur die Worte: „Leb wohl, guter Sohn, grüße mir Vater und Schwesterchen tausend mal! Gott segne dich; dir muß es gut gehen in der Welt!“ und das Knarren des Thores, welches sich hinter dem mit schweren Kopfe in die Kaserne eintretenden Korporal und dem jungen Hohenthal, dem preußischen Rekruten, schloß.

Das Gewitter.

Heimwärts gings am folgenden Tage, heimwärts mit jedem Schritte. Es freundete unsern Leonhard der Gedanke an, bald heimzukommen und das gute Gewissen und das Bewußtsein einer rechtlichen Handlung und dann noch die Hoffnung, zwischen einem Vater, der seinen Sohn im Zorne verstoßen und dem Verstoßenen der im Gefühl und Bewußtsein des begangenen Unrechts die strafende Hand seines zürnenden Erzeugers noch küßte — alles dieses machte unserm jungen Wanderer die Last und die Füße, welche ihn mit derselben trugen, trotz der steigenden Hitze des Tages so leicht, daß er im nächsten Dorfe seines Geschäfts fast vergessen hätte. Er kehrte eiligst um, ging von Gasthaus zu Gasthaus und suchte von seiner Waare an den Mann zu bringen. Nach einigen Stunden verließ er die Ortschaft mit bitterem Gefühl, denn er hatte nichts abgesetzt und war an verschiedenen Orten grob und spöttisch angelassen worden. Er schritt, als er sich nach dem Wege erkundigt hatte, verdrießlich auf der Strasse dahin. Die Sonne brannte glühend herab und kein Lüftchen wehte. Der Staub lag wie Nebel auf der Strasse, aber er wollte sich nicht legen. Die Luft war heiß, trocken und ausdorrend und Leonhard empfand bald die fürchterlichen Qualen des Durstes, ohne sich

Labung verschaffen zu können. So betrat er nach kurzer Zeit eine ausgedehnte aber lichte Waldung.

Der Weg, eigentlich die Strasse, denn in jenen Gegenden gab es damals schon trefflich gebaute und schnurgerade geführte Kunststrassen, lief im Walde dahin, aber in jungem niedrigen Gehölz, das keinen Schatten gab. Hie und da standen höhere Bäume unter dem jungen Holze; weit drüben sah man große Waldung mit starken hohen Bäumen. Die Strasse war erhöht in einer schönen Linie durch diesen Wald geführt. Leonhard wanderte geduldig weiter; aber es wollte sich weder das Ende des Forstes, noch ein Dorf oder Haus zeigen. Eine solche Wanderung auf einsamer Strasse durch eine öde Waldung hat etwas äußerst Langweiliges und Abmüdendes. Man sieht die Chausseelinie ungeduldiger und immer ungeduldiger entlang, man nimmt aber stets nur die einförmigen Baumreihen zu beiden Seiten wahr, wie sie in der Ferne zusammen zu laufen scheinen; und wendet man den Blick rückwärts, so begegnet dem Auge dasselbe trostlose Bild und der an Geist und Körper Ermüdende glaubt nicht mehr vorwärts gelangen zu können.

Um das Umbehagliche seiner Lage noch zu erhöhen, umschwirrten unsern jungen Wanderer zahllose Schwärme giftiger Mücken und Schnacken, die Mosquitos der gemäßigten Zone, nicht weniger zahlreich und beschwerlich, als die in Ameri-

kas oder Afrikas Tropenländern. Ermattet, in Schweiß gebadet, an allen Stellen seines Gesichts, seiner Hände und Füße mit schmerzhaften Beulen bedeckt, gelangte der arme Leonhard endlich an ein Brücklein, das über einen kleinen Bach führte. Hier standen Erlen und ein paar schattige Eichen und hier beschloß er endlich, auszuruhen. Er ging über den Graben, legte seinen Ranzen ab und sank entmuthigt und matter, als er sich je gefühlt, unter die Bäume. Nachdem er in ihrem erquickenden Schatten eine Weile geruht, trank er aus dem Bache, legte sich dann ins Moos und schlief ein.

Ein dumpfes Rauschen weckte ihn; er sah alles um sich her dunkel, obwohl es noch Tag war. Auf der Chausee hörte er Peitschenknall, Rufen der Fuhrleute und das Krachen schwerer Fuhrwerke. Der Wind wirbelte den Staub empor und schüttelte die buschigen Wipfel der Bäume, daß sie zu brechen drohten. Leonhard sprang auf, raffte schnell sein Ränzchen auf, suchte nach seinem Geldvorrathe und Hut und Stock, und eilte, da sich alles fand, auf die Strasse, um seinen Weg so rasch als möglich fortzusetzen und vor dem Ausbruch des Unwetters noch ein schützendes Obdach zu erreichen. Als er auf der hohen Strasse war und einen Blick nach dem Firmamente richtete, erstaunte er über das drohende Aussehen desselben. So schwarze und finstere Wolken hatten den Him-

mel nie bedeckt; so düster sich seit seinem Gedenken das Hochwetter nie angekündet. Es wurde ihm bange und er begann zu laufen.

Vor ihm, etwa eine Viertelstunde straßaufwärts, fuhren zwei schwere Lastwagen; sie suchte der ängstliche Bursche einzuholen, um nun in Gesellschaft zu sein. Da erhob sich der Wind abermals mit neuer Kraft und heulte schaurig durch die Bäume, die sich unter seiner Wucht wie Rohrstämmchen bogen. In der Ferne rollte dumpfer aber immer stärker werdender Donner. Jetzt leuchtete es blendend um Leonhard, so daß ihm die Augen vergingen; Schwefelgeruch mit dem des Regens verbunden erfüllte die rasend vorübersausenden Lüfte und ein fürchterlicher betäubender Donnerschlag machte ihm das Blut fast erstarren. Scharf traf es ihn auf die Hände, mit denen er im Laufe das Hütchen festhielt; einzelne schwere Hagelkörner fielen; Blitz auf Blitz blendete ihn, aber wieder hörte es auf zu hageln. Jetzt war er den Fuhrwerken nahe. Die Fuhrleute achteten nicht auf ihn; sie hatten mit ihren Rossen zu thun, die im Wüthen des Sturmes und von den unaufhörlichen Blitzflammen erschreckt mit ihren Gefährten jeden Augenblick durchzugehen drohten. Da ergoß sich plötzlich prasselnd der Eisschauer dicht und schmerzhaft herab; die Pferde bäumten und standen still und Leonhard kroch schnell unter die Hinterräder des Wagens. Es war sein Glück, daß er diese

Schutzwehr erreichte, denn der Hagel fiel fürchterlich dicht und schwer, Körner mitunter wohl so groß als Nüsse. Der Fuhrmann spannte mit Lebensgefahr seine Pferde ab, führte sie an den Wagen und warf Decken über sie. Leonhard sah, daß er im Gesicht und an den Händen blutete, die Pferde schnaubten wild und steckten die Köpfe unter den Wagen, um sich vor den schmerzhaften Schlägen der Hagelkörner zu schützen.

Plötzlich hörte es auf, zu hageln; das Gerassel endete und man vernahm wieder den majestätischen Ruf des Donners, der die Himmel erschütternd durchrollte und den Herren predigte, den Herrn des Himmels und der bebenden Erde. Aber nun ergossen sich aus den Wolken Ströme von Regen, unermeßliche Wassermassen, als fiele ein Meer auf die dürstende vom Hagel geschmetterte und zerfetzte Waldnacht herab. In den Gräben der Strasse, die bergaufwärts führte, flutheten wilde schmutzige Bäche und schwemmten die noch nicht aufgelösten Hagelkörner mit sich; von den weißen Decken des Wagens, unter dem Leonhard saß, troff der Guß plätschernd wie von dem Dache eines Hauses herunter, bis endlich die Blitze, der Donner und der Regen fast plötzlich nachließen und nach kurzer Zeit wieder durch die zerrissenen Wolken der erste liebliche Strahl der dem Untergange sich zuneigenden Sonne hervorbrach. Leonhard kroch nun unter dem Wagen hervor und

sah den Fuhrmann beschäftigt, am Wagen alles wieder in Ordnung zu bringen: Er half dazu und ging dem Manne bei der Arbeit an die Hand, so gut er konnte. Aber wie erstaunte er, als er, nachdem der Fuhrmann weiter gefahren, neben dem Fuhrwerk an der Strasse einhergehend, die hier aus Buchen und Birken bestehende Waldung betrachtete. Hundertjährige Bäume lagen vom Sturm umgerissen an der Erde und eiue hohe Decke grüner Blätter, die der gewaltige Hagelschauer herabgeschmettert, bedeckte den moosigen Boden. Die noch stehenden Bäume trauerten ihres jungen Laubschmuckes beraubt, fast wie im Winter und hie und da glänzte unter den Bäumen wie eine Schneedecke die halb Fuß hohe Lage von Hagelkörnern frostig hervor. Es war ein gar trauriger Anblick!

In Gesellschaft wanderte Leonhard durch das Ende des Waldes, das er schneller erreichte, als er dachte. Gleich in der Nähe desselben kam man durch bebautes Land; Kartoffeläcker wechselten mit schönen Getreidefeldern. Da die Fuhrleute in einem unbedeutenden Dorfe, welches man bald nachher erreichte, nicht anhielten, so ging Leonhard mit ihnen weiter. Er hatte schon mit Besorgniß daran gedacht, wie wohl die Felder nach dem Hagelschlage aussehen würden. Allein hier zeigte sich keine Spur einer Verwüstung; die Felder waren zwar naß, aber vom Hagel nicht zerstört; der verheerende

Schauer hatte die Flur verschont und seine Wuth im Walde vertobt.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, aber die Fuhrwerke rasteten noch nicht; sie mußten ihre bestimmte Tagfahrt vollenden und das für heute gesteckte Ziel troß der Versäumniß während des Gewitters erreichen. Obgleich Leonhard sehr ermüdet war, folgte er ihnen dennoch, hielt sich aber nun auf jener Seite der Strasse, auf welcher die Fuhrleute gingen. Diese hatten Eile und konnten auf ihn nicht achten. Troßdem aber, daß sie ihre Rosse beständig antrieben, brach die Nacht ein und bis zu dem Orte, wohin sie gelangen wollten, war noch ein weiter Weg.

Leonhard ging vielleicht fünfzig Schritte hinter dem letzten Wagen drein; da stieß er plötzlich mit dem Fuße an einen harten gewichtigen Gegenstand und als er sich darnach bückte, hob er eine ziemlich schwere Geldkatze auf, die mit einer schönen Anzahl von Thalern gefüllt sein mußte. Erstaunt stand er still; die Geldkatze gehörte einem der Fuhrleute, so viel dachte er sich. Aber jener von beiden, der sie verloren hatte, mußte seines Verlustes nicht gewahr worden sein, denn die Fuhrwerke verschwanden allmählich hinter Bäumen bei einer Biegung der Strasse und das Geräusch, welches sie verursachten, verhallte mehr und mehr in der Ferne.

Zum ersten Male trat die Versuchung an

unsern jungen Freund heran. Der finstere Geist, der in jedem Menschenherzen wohnet und von dem die heilige Schrift sagt: Ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird," dieser Geist des Abgrundes flüsterte ihm zu: „Ha! das ist ein Fund von Bedeutung, und der diese Hunderte von schweren Thalern verlor, ahnt noch nicht seinen Verlust, räth wohl kaum auf mich, der das Geld gefunden. Mache dich damit bei Seite; ein paar Stunden nächtliche Wanderung noch und das Geld ist dein!" flüsterte es fort und fort. Leonhard stand noch immer still und sann. Aber das redliche Gemüth des Knaben überwand die Verlockung. Er band sich die Geldkatze unter der Jacke um den Leib und eilte den Fuhrleuten nach. Als er an die Biegung der Strasse gelangte, wo die dunkeln Bäume standen, bemerkte er, daß es abwärts ging und aus der nachtbedeckten Tiefe glänzten ihm viele, viele Lichter entgegen, erschallte das verworrene dumpfe Geräusch eines volkreichen Ortes. Der Knabe eilte hinab, ging durch ein Thor und sah sich in einer kleinen Stadt. Er fragte den ersten ihm begegnenden Mann, ob nicht so eben zwei Lastwägen durch das Thor gefahren wären. Der Mann gab ihm den Rath, die Hauptstrasse hinab zu gehen und dort an den Wirthshäusern sich umzusehen. Leonhard eilte ängstlich weiter; endlich erblickte er vor einem großen Gasthofe, über dessen Thore eine Laterne hell

brannte, voll Freude die ihm bekannten Wägen. Sie waren schon ausgespannt. In der Stube, welche er betrat, standen aber um einen Mann, den er nicht sehen konnte, ein Haufen Menschen, die verwirrt unter einander hineinschrieen. Leonhard stellte seinen Pack ab und hörte zu. Endlich wurde ihm klar, daß von der Geldkatze, die er gefunden, die Rede war. So eben erschien auch der Hausknecht mit Laternen, zündete sie an und nun wollten die Fuhrleute in Begleitung mehrerer Knechte aufbrechen, um die Geldkatze zu suchen, als Leonhard in den Kreis der Männer trat, die Geldkatze abschnallte und sie dem Fuhrmanne mit den Worten hinreichte: „Hier ist Euer Eigenthum; ich habs gefunden. Seht nach, ob nichts davon fehlt.“

Ein allgemeines Geschrei, dann der Ruf: „das Geld ist da, der Junge da hats gefunden und wieder gebracht,“ rief einen zahlreichen Kreis von Zuschauern um Leonhard, der vor dem Fuhrmanne stand. Dieser war erschöpft auf einen Stuhl hingesunken, legte die Geldkatze neben sich auf den Tisch und murmelte leise Worte vor sich hin.

Leonhard sah den Mann aufmerksam an und er erkannte ihn jetzt erst wieder, obwohl er sich nicht so gleich erinnerte, wann und wo er ihn gesehen hatte. Der Mann erhob sich jetzt und sprach: „Junge, Gott vergelts dir, du bist 'n braver ehrlicher Bursche.“

„Seht nach, ob alles drin ist" sagte Leonhard dringend, weil ihn das neugierige Angaffen der Umstehenden beengte.

„Wird wohl sein, guter Junge," sprach der Mann lächelnd, „doch zu deiner Beruhigung solls geschehen." Er schnallte auf, schüttete das Geld auf den Tisch und zählte es durch. „Es fehlt kein Pfennig! ich wußte es;" fuhr er fort. „Doch es ist meine Schuldigkeit, daß ich dich für deinen mir geleisteten Dienst belohne. Hier nimm, Junge, es ist dein;" und damit schob er unserm Leonhard zehn Thaler hin.

„Nimmermehr!" sagte Leonhard zurücktretend.

„Nimms nur, ich hätt wohl mehr drum gegeben!" sprach der Fuhrmann, raffte die Thaler zusammen und ging damit auf Leonhard zu, um sie ihm in die Hand zu drücken.

„Was denkt Ihr, lieber Mann? sagte Leonhard zurückweichend „nimmermehr nehme ich das Geld. Behalte es und freut Euch, daß Ihr Euer Eigenthum wieder habt, denn nur durch einen Zufall habe ich es gefunden."

„Wo fandest du das Geld?" fragte der Andere, der Leonhard während des Gespräches aufmerksam betrachtet hatte.

Unser junger Freund erzählte, wie er hinter den Fuhrwerken dreingegangen und beschrieb den Ort, wo er den Fund gemacht hatte, so geuau er konnte.

Der Fuhrmann sagte nun: „Junge, ich sah dich heute nicht zum ersten Male. Kennst du mich!"

„Ja" sagte Leonhard und fuhr fort: „aber wo ich Euch, auch diesen Mann" — er deutete auf den neben stehenden Fuhrmann — „kennen lernte, darüber habe ich mich schon unter Weges vergebens besonnen."

„Nach deiner Mundart mußt du 'n Franke sein;" sagte der ältere Fuhrmann.

„Ich bin aus Stierberg im fränkischen Oberlande."

„Ei, jetzt fällt mir's bei," sagte der ältere Fuhrmann, „wir trafen vor einem Jahre ungefähr in Heroldsberg zusammen und du besorgtest uns den Brief an den Schwanenwirth in Nürnberg; ists nicht so?"

„Es wird jetzt im Herbst ein Jahr," sagte Leonhard und schlug beiden Männern freudig in die dargebotene Hand.

„Na, wie gehts dir? Wie kömmst du so weit heraus ins sächsische Land?"

„Ich wills Euch erzählen" sagte Leonhard, wenn ich vorher etwas gegessen habe." Dabei zeigte er mit den Augen auf die Neugierigen, welche umherstanden.

Die Fuhrleute begriffen ihn und der Aeltere sagte: „Du bist mein Gast, Junge. Herr Wirth,

noch ein Gedeck für den Burschen und zwar für unsere Rechnung."

Damit führte er Leonhard an den Tisch, wo angerichtet wurde und setzte sich mit ihm und dem jüngeren Fuhrmanne so, daß alle drei ungestört plaudern konnten. Leonhard erzählte den wackern Leuten alles, was er seither erlebt hatte und diese staunten nicht wenig darüber und warfen sich Blicke zu, in denen sich ihre Mißbilligung über Faet und ihre Theilnahme an Leonhards hartem Loose deutlich aussprachen.

„Ich bin dir großen Dank schuldig," sagte der Jüngere zu Leonhard und da du nichts annehmen willst, so muß ich sehen, wie ichs mache, um dir doch irgend etwas Gutes zu erweisen. Wohin reisest du?"

Leonhard setzte sie von dem Wege in Kenntniß, den ihm Faet vorgeschrieben hatte. Mit kleinen Abweichungen war diese Strasse auch jene, welche die Fuhrleute einschlugen und der Aeltere sagte: „Wenn du deinen Vorrath verkauft hast, so ists eins, wie du hineinkömmst. Du thust gut, mit uns zu gehen, da kannst du streckenweise aufsitzen und ausruhen, denn bis Nürnberg ists noch weit und daß du, so lange wir unter Wegs sind, mit uns issest, versteht sich von selbst."

Leonhard überlegte das und sagte, daß er doch gerne nach Pirna möchte, wo er bei einem Bekann-

ten einzusprechen und einen Brief abzugeben versprochen hätte.

„Nun, so reise mit uns, so weit es dir gefällt. Kommst du nach Nürnberg, so suche nach uns im Schwan."

„Da fällt mir was bei," sagte der ältere Fuhrmann, neigte sich dann zu dem Jüngeren und redeten beide leise wohl eine Viertelstunde mit einander. Leonhard saß dabei ruhig, sann über die Vorfälle des heutigen Tages nach und ahnete wenig davon, wie dieser eine Tag mit seinen Leiden und Freuden und dem Zufalle des von ihm gemachten Fundes sich dem Strome seines dahin rollenden Lebens in den Weg legen und ihm eine veränderte Richtung geben würde. Die Müdigkeit machte sich ihm jetzt fühlbar; er bemühte sich vergebens, sich des mächtig andringenden Schlafes zu erwehren; sein Haupt sank und er vernahm von Allem, was um ihn her vorging, nichts mehr.

Aber der, dessen milde gütige Hand bisher so liebreich diesen Knaben geleitet und ihn über alle Bedrängniße und Versuchungen hinweggeführt, schlummerte nicht. Seinen Freunden gibt Ers schlafend.

Wie Leonhard zu Herrn Hohenthal nach Pirna kommt und was er dort für Erfahrungen macht.

Das Reisen ist eine schöne Sache, wenn man noch ein reines Herz durch die fremde Welt hinträgt und Gottes klaren Himmel und seine Natur mit dem frohen Bewußtsein anschauen kann; ich habe mich der Wohlthaten meines Schöpfers noch nicht unwerth gemacht. Mit einem solchen Frohgefühl in der Brust lächelt der Himmel uns noch einmal so freundlich an, tönt uns der Lerche Morgengesang noch als der Brudergruß eines schuldlosen Wesens, werden alle Beschwerden, ja selbst der Druck der Armuth und Noth mit leichtem Muth überwunden und ertragen. Das Reisen hat dann einen großen Werth und Nutzen, der nicht allein darin besteht, daß man alle Tage andere Gegenden, Orte und Menschen kennen lernt, denn das leichte Herz hat Raum zur Aufnahme guter Gedanken und Einfälle und der Verstand findet, weil die dumpfen Schläge des bösen Gewissens ihn nicht betäuben, täglich Gelegenheit, sich zu üben und zu stärken.

Unser Leonhard wanderte heute mit seinen Freunden gar wohlgemuth weiter. Die Fuhrleute waren schlichte Männer, aber zu Leonhards Glück rechtlich genug und wohlwollend, um den Knaben seiner guten Eigenschaften wegen liebzugewinnen.

Seine treuherzige harmlose Weise nahm sie mehr und mehr für ihn ein und je unverstellter er sich ihnen gegenüber zeigte, je offener und zutraulicher er mit ihnen sprach, um so mehr stieg er in der guten Meinung, die sie von ihm bereits gewonnen.

So wanderte er in ihrer Begleitung durch Meißen nach Dresden, hielt sich in dieser schönen Residenz zwei Tage auf, und schied dann von ihnen, nachdem er sie fünf Tage begleitet hatte, mit dem Versprechen, sie in Nürnberg gleich nach ihrer Ankunft zu besuchen. Er selbst zog südlich von Dresden nach Pirna, welche Stadt er nach einem starken Tagmarsche bei einbrechender Nacht erreichte.

Heute war es ihm unter Weges bei seinen Verkäufen besonders geglückt. Er kehrte in Pirna in dem ihm von Faet bezeichneten Wirthshause ein und setzte noch den Rest seines ganzen Vorrathes ab, so daß er von diesem Platze aus leicht wie ein Vogel in der Luft weiter wandern konnte.

Am folgenden Tage suchte er in aller Frühe das Haus des Herrn Hohenthal auf; mit vor Mitleid überschwellendem Herzen besah er es eine Weile. Hier also wuchs der junge Herr auf; hier spielte er als Knabe; von diesen großen schönen Fenstern, die mit Blumen in prächtigen Töpfen reich besetzt waren, sah er herunter; dort hätschelte ihn einst sein guter Vater auf den Knien, sparte weder

Mühe noch Sorgen und Kosten, um aus seinem Liebling einen rechten Mann zu machen und kaum hatte er dieses große schöne Haus verlassen, so ergab er sich dem Leichtsinn und der Thorheit, so vergaß er, was er dem liebenden Vater schuldig war und zerriß das Band, welches des Vaters Liebe an ihn knüpfte, als ob es werthlos und eine Last für ihn wäre, mit frevler Hand.

Als Leonhard das Haus betrat, sah er in der Hausflur Leute von achtbarem Aussehen schwere Kisten voll gewirkter Zeuge packen, von denen hohe Stöße daselbst aufgeschichtet waren. Ein junger Mensch saß dabei und notirte die auf die einzelnen Stücke geklebten Nummern und Zeichen und drüben war einige Treppen über der Hausflur eine Schreibstube, woselbst noch ein paar ältere Leute saßen, die gewaltige Bücher vor sich liegen hatten, in denen sie schrieben.

Der da in der Hausflur die Kisten packte, sah Leonhard und sprach barsch: „Was willst, Junge?"

„Mit Verlaub," sagte Leonhard, „ich habe Herrn Hohenthal einen Brief zu übergeben."

„Er selbst ist abwesend," sprach der junge Mann, „geh aufs Comptoir und gib dort deinen Brief ab."

Leonhard stieg die Treppe hinauf, klopfte an der offen stehenden Thüre an und auf das einladende

„Herein“ ging er zu einem älteren Herrn, der vor dem Pulte stand und ihm winkte.

„Ich möchte gerne Herrn Hohenthal sprechen,“ sagte Leonhard, nachdem er höflich gegrüßt hatte.

„Er ist verreist.“

Damit fielen alle Hoffnungen unsers guten Knaben in einen tiefen, tiefen Brunnen. Mit wehmüthiger Miene langte er nach seiner Brieftasche, zog das Schreiben des jungen Hohenthal hervor und sprach: Das ist mir recht leid, daß ich den guten Herrn nicht angetroffen habe. Ich bringe da einen Brief. Es soll viel Wichtiges drin stehen. Mehr noch hätte ich mündlich auszurichten.“

„So gib mir den Brief, mein Sohn, ich habe Auftrag, während der Abwesenheit des Herrn Hohenthal die an ihn gerichteten Briefe in Empfang zu nehmen.“

Leonhard reichte das Schreiben dar. Kaum hatte aber der Mann die Aufschrift gesehen, so wurde seine Miene traurig und er sagte:

„Der Brief ist von dem Sohne des Herrn Hohenthal, nicht so?“

„Ja“ sagte Leonhard.

„So darf ich ihn nicht annehmen.“

„Wie?“ sprach Leonhard verwundert.

„Ich darf keinen Brief annehmen, den der junge Hohenthal an seinen Herrn Vater gerichtet hat.“

Leonhard stand mit offenem Munde da und wußte nicht, was das heißen sollte. Der Herr gab ihm das Schreiben zurück, nachdem er darauf geschrieben: „wird nicht angenommen." Als er aber die bekümmerte Miene des Knaben bemerkte, sagte er: Mein Sohn, glaube mir, es blutet mir das Herz und ich möchte dem jungen Herrn gern helfen. Aber sein Herr Vater, so gütig er sonst ist, hat mir mit aller Strenge befohlen, jeden Brief seines Sohnes zurückzuweisen. Da ich nun nur Diener im Hause bin, so muß ich seinen Willen erfüllen. Kann ich aber mündlich was ausrichten, so will ichs gern thun, besonders wenn dem jungen Herrn damit etwas zu lieb gethan wird."

„Ach, du lieber Gott! seufzte Leonhard," so ist denn all meine Hoffnung dahin. Was mache ich nun mit diesem Briefe?"

„Kennst du den jungen Hohenthal?" fragte der Mann und sah Leonhard neugierig an.

„Ich kenne den jungen Herrn und seinen Herrn Vater sehr gut" sprach Leonhard „und habe einen weiten Umweg gemacht, um Herrn Hohenthal recht viel Wichtiges zu sagen, was seinen Herrn Sohn betrifft. Wie lange bleibt denn der Herr Hohenthal aus?"

„Wir erwarten ihn morgen frühe. Vielleicht trifft er aber noch heute oder in der Nacht ein;" sagte der andere Diener, der mit vieler Neugierde zugehört hatte.

„Kannst du dich nicht bis morgen hier aufhalten?" fragte der ältere Mann.

Leonhard sann nach; er hatte schon ein paar Tage versäumt und er wußte nicht, wie Faet das ansehen würde. Da es nun zweifelhaft war, ob Herr Hohenthal bis morgen käme, so glaubte er nicht, es wagen zu dürfen und sagte: „Ich muß leider heute noch abreisen."

Er sann nun hin und her, was er wohl thun sollte. Er begriff recht gut, daß das, was er Herrn Hohenthal zu sagen hatte, geheim gehalten werden müßte und doch hätte er gerne einem theilnehmenden Menschen mitgetheilt, was er wußte. Der Buchhalter sagte: „Du wirst wohl schreiben können. Wie, wenn du Herrn Hohenthal schriebest, was du ihm zu sagen hast und diesen Brief in den Deinigen einschlössest, so käme dann alles in seine Hände."

Leonhard erröthete und sprach: Ich kann halt keinen Brief schreiben."

„Da ist dann freilich schwer zu helfen," sagte der Buchhalter, wendete sich und ging wieder an sein Geschäft.

Leonhard empfahl sich wehmüthig, legte den Brief in seine Tasche und wollte das Haus schon verlassen. Da rief ihn der im Flur mit Packen beschäftigte Mann nochmals und sagte: Junge, was willst du vom Herrn Hohenthal?

„Ich habe einen Brief an ihn von seinem Herrn Sohn;“ sprach Leonhard.

„Vom Adolph? Nun, hat ihn der Buchhalter nicht angenommen?“

„Nein“ sagte Leonhard.

Der Packer sah den ihm gegenüber sitzenden jungen Menschen zornig an, drohte dann heimlich mit der Faust nach der Schreibstube und brummte halblaut: das ist auch so'n unbarmherziger, garstiger Dickkopf, wie der Alte.“

Der junge Mensch lachte und sah in seine Brieftasche, als wolle er nichts hören und der alte Packer fuhr fort:

„Ich habe den Adolph großgezogen. Von Kindsbeinen an kenn' ich ihn. Ich weiß, was er für ein Herz hat, ich! besser, als sein Vater. Hab ichs ihm nicht gesagt, als er ihn neulich fortjagte, Christoph?“

„St!“ sagte der junge Mensch und begann zu schreiben.

„Was St!“ brummte der Alte immer hitziger werdend, „ist das einmal eine Art, nicht einen Brief anzunehmen? Mord jo! Ist doch Adolph unser junger Herr und wenn der Alte heute die Augen zu thut, wem gehört dann das Haus und das Geschäft? Dann wird er schon das Maul aufmachen. Ich wills ihm schon sagen, wers gut mit ihm meint da, ich. Gib mir den Brief her, Junge, der Alte muß ihn nehmen, oder ich bleib keine Stunde mehr.“

Da er so laut wurde, kam der Buchhalter heraus und fragte: „Was hat Er denn, Wanschka?“

„Was ich habe?“ sagte der nach Art gutmüthiger aber roher Leute immer heftiger werdende Alte; „fragen Sie mich, Sie? Schämen Sie sich, nicht einmal einen Brief vom Herrn Adolph anzunehmen. Das hätte ich nicht hinter Ihnen gesucht.“

„Was untersteht Er sich? Das muß ich mir von Ihm sagen lassen?“

„Mord jo, ich sags Ihnen, ich! Bin jetzt vier und dreißig Jahre im Hause, Herr. Ich weiß, wie Sie als Lehrbursche hergekommen sind. Haben auch manchmal Sprünge neben aus gemacht. Hab ich Sie je verrathen? Und Sie nehmen den Brief vom Adolph nicht an. Pfui, schämen Sie sich. Her mit dem Brief, Junge! Der Alte muß den Brief lesen und will Er nicht, so lese ich ihm den Brief von der Strasse aus vor, wenn er mich auch vorher zum Hause hat hinaus werfen lassen.“

„Er ist ein Grobean“ sagte der Buchhalter vor Zorn bleich. „Der Herr hat mir befohlen, keinen Brief von Adolph anzunehmen und ich habe kein Recht, dem mir gewordenen Auftrag zuwider zu handeln; weiß Ers?“

„Schimpfen Sie mich, was Sie wollen, Herr. Ich nehme den Brief an und bestelle ihn.“ Damit ergriff er das Schreiben, steckte es in die Tasche

seiner Jacke und sagte: So, damit Punktum. Jetzt kannst'e gehen, Junge, die Sache ist besorgt, sag ich dir, so gut, als obs schon geschehen wäre."

„Er wird sehen, was er sich für eine Suppe eingebrockt. Schon neulich hat Ihm der Herr gedroht, wenn Er sich nochmals so viel herausnähme, so werde er Ihm die Thüre weisen;" sagte der Buchhalter boshaft.

„O, Sie . . . .," fuhr der Alte seinen Gegner an, „und wenn mich Herr Hohenthal zum Haus hinaus werfen läßt, so muß er den Brief haben. Ich aber werde auch nicht verhungern."

Der ziemlich laut geführte Streit hatte inzwischen die Mägde aus dem obern Stock des Hauses herab gelockt und nun erschien dort ein Frauenzimmer mit der Frage: „Was gibts denn, Wanschka?"

„Kommen gerade recht, Frl. Amalie. Da bringt der Junge einen Brief von Ihrem Adolph und der Herr Buchhalter will ihn nicht annehmen."

„Von Adolph?" sagte das Fräulein und war in einem Augenblicke unten. „Wo ist der Brief?"

„Daß ich nicht an Sie dachte," brummte der Alte, „ich Schafskopf! Da, geben Sie ihn dem Vater!"

Leonhard hatte inzwischen das junge Frauenzimmer genau ins Auge gefaßt und sie sogleich erkannt. Das mußte Adolphs Schwester sein, die

Aehnlichkeit beider Geschwister war zu auffallend. Nur jünger war sie, nur lieblicher ihre Züge, nur milder des Ausdruck ihres schönen Augen, nur sanfter der Glanz ihres blonden Haares.

„Wo ist der Knabe, Wanschka?“ fragte sie.

„Da, da,“ sagte der Alte, ergriff Leonhard am Arm und schob ihn zu der jungen Dame mit den Worten hin: „Fürcht dich nicht, Junge, nicht alle Leute in dem Haus da haben so steinerne Herzen. Da, Frl. Malchen weiß, was sich für eine gute Schwester geziemt.“

„St!“ sagte das Fräulein.

„Schon wieder St! und alleweile St!“ brummte der Alte, indem er seine Packerei fortsetzte.

Das Fräulein winkte Leonhard freundlich, ihr zu folgen und ging ihm voran in den oberen Stock des Hauses, wo sie ihn in ein prächtig möblirtes Zimmer eintreten und da warten hieß. Leonhard staunte. Hier war es doch noch schöner, als bei dem Oberst in Magdeburg. Die Fenster standen voll prächtiger frischer Blumen, die so üppig gewachsen waren, daß sie ein Halbdunkel in dem Zimmer verbreiteten. An der Wand stand ein schönes Klavier, hingen zwei Bilder in vergoldeten Rahmen, das eine einen jungen Mann, das andere eine junge Frau vorstellend. Unter diesem war ein Kruzifix, das ein Kränzchen von Vergißmeinnicht trug, die noch ganz frisch waren. Tische, Stühle

eine Kommode und ein Sopha, sowie ein hübscher Teppich und am Fenster ein Nähtischchen vollendeten die Einrichtung des Arbeitsstübchens einer jungen Dame. Alles duftete da frisch und schön, alles war nett, und so vollkommen rein, daß sich Leonhard in seiner schmutzigen abgetragenen und staubigen Kleidung kaum aufzutreten getraute.

Die junge Dame kam nun herein, stellte Leonhard einen Stuhl zurecht, setzte sich aufs Sopha und sprach: „Sag mir, guter Junge, heißest du nicht Leonhard?"

„Ja, meine liebe Jungfer" sagte der Knabe.

„Ei, das trifft zu," fuhr diese freundlich fort „und du bist aus dem fränkischen Oberlande?"

„Aus Stierberg," bestätigte Leonhard treuherzig, denn jetzt schwand ihm jede Befangenheit.

„Da sind wir schon alte Bekannte," sprach das Frl. Hohenthal wehmüthig lächelnd. „Du kanntest mich zwar nicht, aber mein Vater hat mir so viel von dir erzählt und dich so genau beschrieben, daß ich dich gleich erkannte, siehst du? Nun sage mir, wie kommst du zu dem Briefe meines armen Adolphs?"

Jetzt ging unserm Leonhard das Herz auf und er schilderte den ganzen Verlauf von seinem Zusammentreffen mit dem jungen Hohenthal in Wolfenbüttel an bis zu dem Abschiede von ihm in Magdeburg so ausführlich und treu, daß die junge

Dame bei verschiedenen Stellen seiner Erzählung in Thränen zerfloß.

„Was kann nun geschehen?“ fragte Amalie Hohenthal schluchzend vor Wehmuth; „was kann, was muß ich für meinen armen unglücklichen Bruder thun? Hilf, rathe mir, guter Junge, denn ich vergehe vor Angst. Wüßtest du, was ich seinetwegen schon erduldet, ertragen habe, welche Leiden er mir schon bereitet; ach, du würdest mich beklagen!“

Leonhard weinte auch; er konnte seine Thränen nicht zurückhalten und er schämte sich ihrer nicht. Endlich sprach er: „Sehen Sie, liebe Jungfer, Ihrem Bruder muß jetzt geholfen werden. Er hat sich wohl schwer verfehlt gegen Ihren Herrn Vater und auch Ihnen recht weh gethan, das sehe ich ein und es muß wahr sein. Aber er siehts jetzt auch ein, er bereuts, denn er hat ein gar gutes Herz und war nicht böse, wirklich nicht, er überließ sich nur dem Leichtsinn.“

„Ach, wenn du recht hättest!“ sagte Frl. Hohenthal und schluchzte von Neuem.

„Ich weiß es gewiß, lesen Sie den Brief, Jungfer, so werden Sie es finden.“

„Das dürfte ich nicht, mein guter Junge. Er ist an meinen Vater gerichtet, und es ist viel, wenn ihn mein Vater nur annimmt.“

„Wo ist denn Ihr Herr Vater?“ sagte Leonhard.

„Er reiste in Geschäften nach Breslau.“

„Wann kommt er zurück, ich möchte, ich muß ihn sprechen, gute Jungfer,“ sagte der Knabe hastig.

„Vielleicht heute Nacht schon, vielleicht morgen; aber gewiß ist es nicht.“

„Wenn ich nur nicht abreisen müßte. Doch ich bleibe bis morgen hier, gehe es, wie es wolle.“

„Du bleibest bei uns, du bist unser lieber Gast;“ sagte das Fräulein; „was würde mein Vater sagen, bliebest Du nicht oder ließe ich dich von dannen gehen. Wo bist du übernachtet? Ich will hinschicken und dein Gepäck holen lassen.“

„Ach, ich bitte, liebe Jungfer, das bringe ich schon selbst. Ich muß ohnehin meine Zeche bezahlen.“

Das Fräulein lächelte und sprach: Bleibe nur, das besorgt mir Wanschka. Ich will ihn fragen, ob er Zeit hat? „Sie sendete eine Magd hinab und der derbe Alte erschien bald darauf. Leonhard hatte anfangs Furcht vor ihm empfunden; aber jetzt, nachdem er gesehen, wie entschlossen der alte treue Diener Adolphs Parthei ergriffen, empfand er eine so herzliche Zuneigung zu ihm, daß er ihm entgegen ging und ihm die Hand drückte.

„Junge,“ sagte der Alte, „wer bist du, was bist und wo kommst du her?“

Leonhard sagte ihm das Nöthige und der

Alte fuhr fort: „Wo hast du den jungen Herrn getroffen?“

Unser Freund sah das Fräulein fragend an; doch diese, welche zu dem wackern Alten eine fast kindliche Zuneigung fühlte, sagte: „Leonhard muß dir alles erzählen, guter Wanschka. Jetzt geh hin in das Wirthshaus, laß dir Leonhards Gepäck geben und zahle seine Zeche.“

„Gut,“ sagte der Alte, „ich gehe. Aber heute, wenns Feierabend ist, mußt du alles beichten, hörst du?“

„Er wird bei dir schlafen, Väterchen;“ sagte Amalie „ich will ihn ein paar Tage um mich haben, damit er mir alles recht weitläufig erzählen könne. Da hast du also Zeit, ihn zu hören, so oft und so lange du willst.“

Der Alte ging ab und eine Magd erschien, um ein herrliches Frühstück zu bringen. Sobald die Speisen auf dem netten Tischchen standen, rückte Amalie Hohenthal einen Stuhl für Leonhard zurecht, nahm ihm gegenüber am Tische Platz und sagte: „Jetzt setze dich und laß dirs gut schmecken.“

Leonhard gerieth in keine geringe Verlegenheit und entschuldigte sich damit, er hätte schon gefrühstückt und möchte nur mit seinen staubigen Kleidern das schöne Geräth beschmutzen.

„Ei, du Schalk“ sagte Frl. Hohenthal scherzend, „weiß ich doch, daß du aus lauter Spar-

samkeit nüchtern geblieben bist. Was aber deine Kleidung betrifft" setzte sie ernsthaft hinzu, so laß dich das nicht anfechten. Es kommt nicht auf den Rock an, sondern auf den Mann, der darin steckt. Komm, setze dich ohne Scheu. Ich sehe dich für unsern vertrauten Freund an, und als solcher darfst du mir keinen Korb geben."

Die beiden saßen dann bei einander und Frl. Amalie ließ sich Leonhards ganze Lebensgeschichte erzählen. Nach Art der Frauen wußte sie das Gespräch im gehörigen Gange zu erhalten und wo Leonhard auslassen, über etwas kurz hinweggehen, oder es nicht mit gehöriger Umständlichkeit erzählen wollte, da half sie ihm durch zahlreiche Fragen dergestalt ein, daß eine Zeit von zwei Stunden verfloß, bis Leonhard ganz zu Ende kam. Die junge Dame arbeitete dabei an ihrem Nähtischchen, ordnete das Hauswesen und unser junger Freund hatte Verstand genug, einzusehen, daß er hier ein Frauenzimmer kennen gelernt, das in jeder Hinsicht ausgezeichnete Vorzüge besaß und in früher Jugend schon die Thätigkeit, Geschicklichkeit und fast auch die Erfahrungen einer tüchtigen Hausfrau besaß. Es war ein Vergnügen, ihr bei der Arbeit zuzusehen, oder zu hören, wie sie die Mägde über ihre Obliegenheiten unterwies und wie gerne ihr alles gehorchte. Alles was sie sprach, athmete Wohlwollen, Sanftmuth und Herzensgüte, zeigte Verstand und reifliche Ueberlegung, so daß Leon-

hard, je länger er um sie war, je mehr Zuneigung und Respekt vor ihr empfand.

Nachmittags hatte sie Ausgänge. Sie führte nun Leonhard in den hinter dem Hause liegenden Garten und sprach, „hier thue dies und wenn du damit zu Stande bist, so beginne an diesem.“ Damit zeigte sie ihm Arbeiten, die er zu verrichten im Stande war und mit den Abschiedsworten: Das hilft gegen die Langeweile,“ ließ sie den Knaben allein.

Von dem Hause führte eine Treppe nach dem Garten, der etwas höher lag, als die Hausflur. Rechts am Garten zogen sich große Speicher hin, in welchen Arbeitsleute beschäftigt waren, große Haufen Baumwolle zu sortiren und die Wolle — sie war, wie Leonhard sah, schon zu Garn gesponnen — in kleine pfundschwere Abtheilungen einzuwiegen, dann mit rothen Fäden sauber zu verbinden. Als der Knabe ihnen durch die offenen Fenster eine Weile zugesehen hatte, ging er an die ihm geheißene Arbeit, die er freilich gar bald verrichtet hatte. Inzwischen vernahm er im Hause großen Lärm, der von Zeit zu Zeit wieder schwieg, dann von neuem tobte, dazwischen scheltende Stimmen und endlich zwischen diesen die ruhige Rede eines Mannes. Diese Stimme war ihm bekannt, doch nicht so genau, daß er gewußt hätte, aus wessen Brust sie käme? Er sollte es bald erfahren.

Während er nämlich aus einem Beete, in welchem schöne seltene Blumen blühten, das Unkraut zu entfernen bemüht war, klopfte ihm plötzlich Einer mit einem Stöcklein sanft auf den Rücken. Er sah sich etwas betroffen um und vor ihm stand — sein werther Herr Hohenthal.

„Ei, was seh' ich," sagte der gütige freundlichen Mann „du hier, Leonhard?"

Leonhard reichte die Hand und grüßte voll Ehrerbietung.

„Dacht' ich mir's doch, daß du es wärest; nur wußte mir Niemand zu sagen, wo ich dich finden könnte. Wanschka — du kennst ihn ja — hat mir da was gesagt von einem Briefe meines Sohnes —" fuhr der gute Herr mit trauriger Miene fort, „wo hast du diesen Brief?"

„Ich habe ihn Ihrer Jungfer Tochter gegeben," sagte Leonhard.

„An Amalie, das hast du gut gemacht, mein Sohn; aber wo ist sie, ich suchte dich bei ihr, fand aber Keines von Euch Beiden."

„Sie sind ausgegangen" sagte Leonhard.

„So? nun so sei mir herzlich willkommen, lieber Sohn, ich freue mich, dich zu sehen. Wie geht es dir. Bist du noch in Diensten bei dem alten Manne? Wie heißt er doch?"

Leonhard dankte und nannte Faets Namen.

„Sein Name lautet so absonderlich, daß ich ihn immer wieder vergesse und doch ist er so

leicht zu merken; man darf sich nur das Gegentheil von der Körperkonstitution deines Meisters denken, denn er sollte nicht „Fett“ sondern "Hager“ heißen, daß paßte für ihn eher. Nun laß hören, wie ists dir seither gegangen?

"Durcheinander, gut und schlimm, wie es eben auf Reisen zu sein pflegt“ sagte Leonhard.

„Das hast du Recht gesagt, mein Sohn. Ist ja doch das Leben überhaupt nichts anderes, als eine Reise, bei der man nur nicht immer weiß, wohin und wann man zu dem Ziele gelangt. Der Eine scheint durch lauter Lustgefilde zu wandern, während den Andern auf seinem mühevollen Wege noch schwere Lasten drücken;“ sagte Herr Hohenthal traurig.

Leonhard sah den ehrwürdigen Mann an und bemerkte nicht allein, daß derselbe einen schmerzlichen Ausdruck im Gesichte hatte, sondern sah auch, daß Herr Hohenthal bei weitem nicht mehr so wohl beleibt war, als vor einem Vierteljahre und fragte:

„Fehlt Ihnen was, Herr Hohenthal?“

„Ich danke dir, lieber Sohn, ich befinde mich für mein Alter ziemlich wohl; freilich aber fehlt mir sehr viel.“

Leonhard sah ihn verwundert an und Herr Hohenthal fuhr schmerzlich lächelnd fort: „Der scheinbare Widerspruch in meiner Antwort muß dein Befremden erregen. Nun, dir mag ich wohl

sagen, was mir fehlt. Sieh, ich bin ein gewissenhafter Vater gegen meine Kinder gewesen und habe, so viel ich weiß es und vermochte, sie zur Redlichkeit wie überhaupt zu allem Guten erzogen. Meine gute Frau wurde mir frühe entrissen. Ich habe ihren Verlust im Laufe der Jahre nicht verschmerzen gelernt. — Doch komm, laß uns in jener Laube zusammensetzen!"

Leonhard folgte Herrn Hohenthal und bemerkte, daß dieser mit seinem Tuche sich die Augen trocknete. Beide nahmen dann in der Laube Platz und Herr Hohenthal fuhr fort:

„Meine liebe Frau hinterließ mir zwei Kinder. Du kennst sie. Sie waren mein einziger Reichthum, den ich als solchen schätzte. Ihr Besitz machte mich glücklich, tröstete mich für der Mutter Verlust. Wenn ich oft des Abends müde vom Geschäft das Wohnzimmer betrat und mich einsam an den Tisch setzte, um zu speisen, wenn der Platz, wo meine unvergeßliche Gattin saß, leer blieb, wenn ich mich hier erging, wo wir ferne vom Geräusch der Menschen manche liebe Stunde verplauderten; wenn ich des Sonntags durch die aufsproßenden Saaten einsam hinstreifte, wo sie sonst an meiner Seite war; — dann mein Sohn, wollte mir das Herz brechen und wie zu tröstenden Engeln eilte ich dann zu meinen Kindern, an sie klammerte ich mich an, wenn der Schmerz wild wurde; sie schienen das Band zu sein, das mich mit mei-

ner heimgegangenen Gattin verknüpfte. Ich bin nicht abergläubisch, mein Sohn. Aber ich glaubte, in kummervollen Nächten, die ich am Krankenbette meiner Kinder durchwachte, die schattenähnliche Ge-Gestalt meiner geliebten Gattin zu sehen, wie sie mit mir die Sorge um die Kleinen theilte und wenn dieses Täuschung der aufgeregten Sinne war, so fühlte ich ihre Nähe. Alle Liebe meines Herzens verschwendete ich an meine Kinder, denn ich habe Niemand auf dieser Erde, keine Geschwister und keine Verwandte mehr. Ich vermisse meinen Sohn, und der Schmerz über seinen Verlust ist so groß, daß ich ihn nur mit jenem vergleichen kann, den ich seit dem Verluste seiner Mutter empfand."

Leonhard zerfloß in Thränen.

„Du weinst, mein guter Sohn. Ach, es ist mir nicht auffallend. Wenn ich dich betrachte, der du hinausgestoßen bist, ein halbes Kind noch unter fremde Menschen, die hart mit dir umgehen, so begreife ich nicht, wie mein Sohn meine Liebe hat so mit Füßen treten können. Ich habe ihn geliebkoset und er hat mich mit Dolchstößen dafür belohnt. Fühlst du jetzt, was mir fehlt?"

„Mein Gott, mein Gott!" rief Leonhard, „was hat Ihr Herr Sohn gethan!"

„Man schrieb es mir, aber ich glaubte es nicht. Man betheuerte es mir und warnte mich, aber ich konnte und wollte nicht an solche Herzlosigkeit glau-

ben. Ich that nie etwas gegen die Ehre und gute Sitte, wie konnte ich so etwas von meinem Sohne glauben. Athmete nicht jeder Brief, den er mir schrieb, das alte Zutrauen, die alte Liebe? Ich stattete ihn aus, daß er mit Ehren auftreten konnte; ich beauftragte meinen Banquier, ihm hinreichende Summen zur Verfügung zu stellen, damit es ihm an nichts fehle. Es ward kein Wunsch von ihm ausgesprochen, den ich nicht befriedigte, sobald es in meiner Macht stand. Ich war immer offen, arglos, treu und väterlich gegen ihn gesinnt und dennoch hat er mich betrogen und mich zum Spotte seiner Comilitonen gemacht. Ja beim Gelage, bei der Orgie rühmte er sich, mich übertölpelt zu haben und das so ungescheut, daß ihm selbst das schmutzige Werkzeug, dessen er sich zur Ausführung seiner Streiche bediente, sein Kleiderausputzer, im Rausche vorwarf, er wäre nicht werth, mein Sohn zu sein."

„Vergessen Sie das, lieber Herr!" bat Leonhard; „er ist schwer dafür bestraft worden. Hören Sie mich an. Darf ich Ihnen von ihm erzählen?"

„Ich weiß, was du sagen willst, mein Sohn. Ich habe Briefe erhalten, durch welche ich von dem Schritte, zu dem sich Adolph gezwungen sah, vollkommen in Kenntniß gesetzt worden bin. Das sind die natürlichen Folgen seines Leichtsinnes und ich sehe darin nichts Außerordentliches, denn Jeder,

der muthwillig den Weg verläßt den ihm das Geschick vorgezeichnet und den die Pflicht einzuhalten gebietet, stürzt sich in solche Verhältnisse. Adolph ist Soldat; er wird es bleiben und ich bewundere nur den Leichtsinn und die Fügsamkeit, mit welcher er sich so schnell in seine elenden Verhältnisse fand, ja sich sogar wohl in ihnen gefällt."

„Nicht doch, lieber Herr Hohenthal," sagte Leonhard, „er ist gewiß nicht mehr leichtsinnig. Hören Sie nur, was ich Ihnen zu sagen habe. Darf ich Ihnen denn nicht erzählen?"

„Ei, weshalb nicht, guter Sohn, ich werde dich mit aller Geduld anhören. Es ist mir dabei gerade so zu Muthe, als ob du von einem Fremden sprächest."

Leonhard ward ziemlich durch diese Kälte entmuthigt, die er bei Herrn Hohenthal nicht zu finden gefürchtet hatte. Er wußte nicht, daß Menschen von erstem Charakter und wahrhaft gütiger Gesinnung, wenn sie ihre Liebe zurückgestoßen sehen, und getäuscht wurden, am schwersten zu versöhnen sind. Er erzählte sein Zusammentreffen mit Adolph Hohenthal in Wolfenbüttel und in Magdeburg und schilderte alles so herzlich, so einfach und doch so wahr, daß Herr Hohenthal sich der Rührung nicht erwehren konnte. Dann schloß er: „Ich habe Ihnen den Brief gebracht. Lesen Sie ihn, Sie werden sehen, daß Ihr Herr Sohn anders denkt

und empfindet, als vor wenigen Wochen. Hat er sich auch schwer an Ihnen versündigt, so ist er darum doch Ihr Sohn und Sie sollten ihn nicht länger verstoßen, er hat gar hart schon büssen müssen."

„Aber, mein guter Sohn, was meinst du denn, daß ich jetzt noch für ihn thun könnte?" fragte Herr Hohenthal.

„Lassen Sie ihn nicht unter den Soldaten, thun Sie ihn weg," sagte der Knabe eifrig.

„Das steht nicht in meiner Macht, mein Kind," sprach Herr Hohenthal, „auch weißt du, daß er keine Lust hat, den Militärdienst aufzugeben, selbst wenn es mir auch gelänge, ihn davon zu befreien. Ueberdies dient er im preußischen Heere und nicht einmal bei dem Heere seines Landesfürsten, gegen den er doch die ersten Verpflichtungen gehabt hätte, wollte er auch wirklich die Waffen ergreifen."

„Vielleicht hat er sich geschämt, zu den sächsischen Soldaten zu gehen" sagte Leonhard.

„Ists keine Schande, preußischer Soldat zu sein, so kanns auch keine Schande sein, im sächsischen Heer zu dienen."

"Er wollte eben recht weit weggehen," sagte Leonhard.

„Da hätte er dann besser gethan, sich in Holland für die Colonie Batavia anwerben zu lassen.

Diesen Weg wußte er auch. Warum schlug er ihn nicht ein?

„O, lieber Herr Hohenthal“ flehte Leonhard, „Sie sind doch zu hart. Haben Sie denn kein Mitleid mit Ihrem Sohne?“

„Mein Kind, wie du auch so sprechen magst! Ich bedaure ihn nicht nur, ich leide schmerzlich und und gewiß mehr, als er. Noch habe ich aber nicht die mindeste Ueberzeugung von wahrer Reue von ihm erhalten. Alles, was er bisher that, bestärkt mich nur noch mehr in der Vermuthung, daß er noch immer derselbe leichtsinnige, unüberlegte und thörichte Mensch ist, wie früher. Du siehst also, daß er mir beständig nur neue Veranlassung zur Unzufriedenheit gibt und gar keine Ursache, auch nur das Mindeste für ihn zu thun.“

„Aber es geht ihm so schlecht, lieber Herr Hohenthal. Es fehlt ihm an allem. Er braucht Geld, damit er doch zuweilen sich etwas anschaffen kann.“

„Mein Sohn, dessen bedarf er wirklich nicht. Der Soldat hat, was er braucht. Sendete ich Adolph Geld, so würde dies nur die Ursache sein, daß er auch beim Militär nicht gut thäte. Es würde mir darauf wirklich nicht ankommen; aber ich würde ihm dadurch, daß ich ihn mit Geld unterstützte, nur Schaden thun. Da ich nun sein Freund und nicht sein Feind bin, so muß ich es unterlassen, ihn mit Geld zu unterstützen.“

Leonhard seufzte tief; alles was er zu sagen vermochte, war nun erschöpft. Seine letzte Hoffnung sank und dieses machte ihn so muthlos, daß ihm die Thränen über die Wangen rannen und er kein Wort mehr sprechen konnte.

Auch Herrn Hohenthal war die Unterhaltung peinlich geworden und er begann jetzt:

„Du bleibst doch noch einige Tage bei uns, Leonhard?"

Der Knabe suchte sich zu fassen und erzählte Herrn Hohenthal, daß er binnen wenigen Tagen in Nürnberg eintreffen und also morgen abreisen müsse. Alles Zureden des guten Mannes half nicht; Leonhard fühlte sich unheimlich in diesem Hause und glaubte sich in Herrn Hohenthal getäuscht zu haben, den er nun für einen harten starrsinnigen Mann hielt. Glücklicher Weise kam so eben Frl. Amalie; sie trat wie ein guter Engel in den Garten, um die Mißstimmung zu verscheuchen, welche sich unsers jungen Freundes bemächtigt hatte. Sie flog ihrem Vater an die Brust, herzte und küßte ihn und verscheuchte so die trüben Wolken, welche sich auf seine Stirne gelagert hatten. Amalie holte nun den Brief und beide, Vater und Tochter, zogen sich in die Laube zurück, um dort denselben zu lesen. Herr Hohenthal und seine Tochter blieben fast eine Stunde dort, Leonhard sah, wie Amalie weinte und bat. Aber ihre noch fließenden Thränen ließen unsern guten Freund er-

kennen, daß auch die Bemühungen der Schwester ohne Einfluß auf das Herz des Vaters geblieben waren.

Der Abend verging unter traulichen Gesprächen. Leonhard ging spät mit Wanschka zu Bette, der ihm erzählte, was unten vorgegangen war. Der Buchhalter hatte den alten ehrlichen Hausknecht bei Herrn Hohenthal verklagt und dieser hatte Wanschka für sein Benehmen harte Reden hören lassen. Das that dem ehrlichen Alten, der nach der Weise treuer Diener, die viele Jahre in einem Hause bleiben, sich freilich etwas mehr herausgenommen hatte, als ihm zustand, weh. Er brummte, „daß sich hier alles geändert habe, daß es nicht mehr schön sei und ihn die Sache nicht mehr freue;“ wünschte dann Leonhard eine gute Nacht und schlief bald ein.

Am andern Morgen frühstückte Leonhard noch mit Herrn Hohenthal und dessen Tochter. Beide wollten ihn, da er sich durchaus nicht mehr halten ließ, reich beschenken. Aber der Knabe war durchaus nicht zu bewegen, auch nur das Mindeste anzunehmen. Es preßte ihn hier alles und er konnte den Augenblick nicht erwarten, der ihn aus diesen Fesseln erlöste. Hohenthal und seine Tochter wurden fast irre an ihm, als er so fort eilte. Er wünschte beiden ein herzliches Lebewohl, bat Frl. Hohenthal, wenn sie ihrem Bruder schriebe, ihn noch einmal von ihm zu grüßen und eilte dann

hinaus aus Pirna, als ob er einem Gefängniß entrinnen müsse. Erst im Freien fühlte er sich wieder wohl. Der Regen troff herab auf ihn, er fühlte es nicht. Den Kopf sturmvoll von Gedanken, voll Mißmuth über die Vorfälle der letzten Tage lief er fast sechs Stunden lang in einem fort dahin. Nachmittags legte der kräftige Bursche noch einen Weg von acht Stunden zurück und so eilte er fort und fort vier Tage lang durch das sächsische und fränkische Gebirg dahin, bis er endlich das kleine Städtchen Pegnitz hinter Baireuth erreichte, wo er seiner Heimath nahe, zum letzten Male übernachtete. Er hatte nun eingeholt, was er in Pirna, Dresden und Magdeburg versäumt und konnte noch einen Tag daheim bei Mutter und Geschwistern bleiben.

Leonhard lernt seine Geschwister kennen.

Es war nun fast drei Vierteljahre, seitdem unser Leonhard das elterliche Haus verlassen hatte, wie kurz für Einen, der schon in unabänderlichen Verhältnissen lebt und täglich das Gewohnte und Bestimmte an sich vorüberziehen sieht, wie lang aber und wie unendlich reich an Erfahrungen und Fortschritten für den Knaben. Wie ein neues Schauspiel, dessen wirre Scenen stets gewichtige Fragen hinterlassen, die noch der Lösung warten,

das stets die noch unbefriedigte und unersättliche Neugierde spannt und Massen neuer Vorfälle auf Massen älterer häuft, waren die verflossenen neun Monate an ihm vorübergerauscht. Er hatte geistig und körperlich zugenommen, aber es war nicht das natürliche Wachsen und Ausdehnen des Leibes und des Geistes bei ihm gewesen, sondern ein gewaltsames Anfordern an seine Natur, die glücklicher Weise vollkräftig genug war, um diesem stürmischen Fordern zu genügen, und eine spannende Anregung seines Geistes durch gewaltsames Hinausschleudern in den wirbelnden Strom der Welt. Leonhard hatte viel gelernt, aber er bedurfte jetzt eines Ruhepunktes, von wo er zurückschauen, alles was sich in Verstand und Herz gehäuft, sichten und vorwärts blicken konnte auf eine neue Zukunft voll neuer Arbeit, Erfahrungen und Erlebniße.

Da winkten ihm wie zum lieben Gruß bekannte Gestalten ragender Felsenhäupter aus der Ferne herüber. Der trauliche Ton der heimatlichen Mundart grüßte ihn wieder, er sah wieder der Landsleute biedere Mienen, wenn sie ihm das „Gelobt sei Jesus Christ“ boten und er darauf entgegnete „in Ewigkeit!“ Es wehte ihn wie Friede und Ruhe an, als er endlich Betzenstein auf hohem kahlen Bergrücken liegen sah und er den Kirchhof erblickte, wo die Reste seines Vaters schlummerten. Der Knabe ging auf bekannten Pfaden dem kleinen Friedhofe zu. Wenige neuere Gräber

waren hier; das des Vaters fand er kaum mehr, so hatte es der Frühling und der Sommer mit Gras und Ginster schon überzogen.

Einige Kinder sahen ihn, gingen hinein in den Friedhof und schauten ihn verwundert an, als er am Grabe des Vaters betend stand. Er ging rasch an ihnen vorüber durch das Städchen, das menschenleer war, da alles auf dem Felde arbeitete und schlug nun seinen Weg nach Stierberg ein.

Auf den Aeckern sah er hie und da Bekannte mit der Ernte beschäftigt, grüßte sie, wurde aber nicht mehr erkannt. Er staunte darüber und bedachte nicht, daß seine Kleidung, sein sonnverbranntes Gesicht, seine wandermäßiges Aussehen und der halbe Kopf, um den er in zehn Monaten an Länge zugenommen, verbunden mit seinem zufälligen Vorüberstreifen daran schuld war.

Endlich winkte das heimathliche Dorf aus dem felsumstarrten begrünten Thale herauf. Der Abhang wo der Vater so schaurig verunglückte, das Jägerhaus, das Dach der heimathlichen Hütte — alles, alles übersah er mit einem Blicke. Stumm vor Freude und Wehmuth stand er allein auf luftiger Höhe und überließ sich seinen Empfindungen, bis endlich das Rollen eines hochbeladenen Getreidewagens ihn aus seinen Gedanken weckte. Als ob er was verbrochen hätte, eilte er nun rasch hinab in das Dorf, durchkreuzte die Strasse, erreichte sein elterliches Haus und stand vor der

Mutter, die am Feuer kochte und vor freudigem Schreck fast das Geschirr, welches sie in Händen hielt, hätte zur Erde fallen lassen.

Nachdem die ersten innigen Begrüßungen vorüber waren, fragte Leonhard: „wo sind denn die Andern?"

„Auf dem Felde, sie helfen ernten" sagte die Mutter, die mit Befriedigung und geheimen Stolz Leonhards vortheilhafte Aenderung wahrnahm.

„Wo ist denn der Michael?"

„Er ist in Bayreuth; sagte die Mutter;" sein Capitän hat ihm eine Stelle unter den Invaliden ausgewirkt."

„Daß dich!" sagte Leonhard, „ging ich doch gestern durch, da hätt' ich ihn besuchen können. Und wo sind Görge, Johannes und Andreas, sind die auch fort?"

„Nein, der Görge versieht den Hof, Hans und Andres dienen noch in Leipoldstein und Aufsees bei den Bauern, wie du weißt;" sagte die Mutter.

„Und Anne Bärbe und die Liese?" fragte Leonhard weiter.

„Anne Bärbe dient in Bamberg und die Liese muß ich zum Beistande haben, sie ist draußen auf dem Acker, um Görge zu helfen."

„Wie lange ist denn Michael und Anne Bärbe schon weg?"

„Schon seit Lichtmeß," sagte die Mutter. „Aber

nun, wo kommst du her, Liendl, du siehst ja ganz sonnenverbrannt aus."

„Von der Reise, Mutter," sagte Leonhard und erzählte der Staunenden, bis wohin er in den letzten drei Monaten gekommen.

„Bist du denn nicht mehr bei Vetter Faet?" sagte die Mutter besorgt.

„Ja doch, ich hab nur einen andern Weg genommen und der Vetter kommt mit dem Fuhrwerke nach."

Er erzählte nun der Mutter, während diese mit dem Essen beschäftigt war, seine Erlebnisse in der Kürze und endete mit der Frage: „Wie gehts Euch Mutter?"

Jetzt erfuhr Leonhard erst die großen Veränderungen, welche inzwischen vorgekommen waren. Nach des Vaters Tode hatten sich die Geschwister nicht wohl mit einander vertragen, so daß es zu Zwistigkeiten gekommen war. Görge hatte inzwischen als Nächstältester darauf gedrungen, daß ihm der Hof übergeben werde. Er hatte Bekanntschaft mit der Tochter eines wohlhabenden Bauern zu Hilpoldstein gemacht und die Mutter war endlich auf den Rath guter Freunde hin auf seinen Wunsch eingegangen. Der Hof wurde gerichtlich verkauft und bestimmt, wie viel die Mutter zum Wittwenunterhalte bekommen und was jedes Kind als Erbschaftsantheil erhalten sollte. Es traf nach Abzug aller Schulden auf jedes Kind noch die Summe

von Ein hundert fünf und achtzig Gulden. Der Mutter wurde im Taglöhnershause das obere Stübchen eingeräumt und Görge mußte ihr bis zu ihrem Tode die Kost, jährlich eine Klafter Holz, hundert Wellen und wöchentlich eilf Kreutzer Wittwengeld zahlen, nach der Uebernahme des Hofes aber an seine Geschwister deren Erbantheil baar im Amthause erlegen.

Wie staunte da Leonhard. War es ihm doch, als sei ihm plötzlich die Heimath abgeschnitten, er selbst wie ein Verlassener hilflos hinausgestoßen in die Welt. Er konnte nicht begreifen, wie die Geschwister zu solcher Verwirrung Veranlassung hatten geben mögen und mußte erst um nähere Aufklärung darüber bitten. Da begann denn die Mutter zu erzählen:

„Du warst kaum weg, Liendl, so kam dein Bruder, der Johannes. Er hatte seinen Dienst verlassen, redete davon, daß er des Dienens satt sei und mir bei der Wirthschaft beistehen wolle. Er kam mir recht gelegen, da der Vater fehlte. Allein zu neu Jahr trafen auf einmal Görge und Andres ein. Auch sie wollten aus dem Dienst gehen und es gab einen bösen Zwiespalt, da jeder auf dem Hofe bleiben wollte. Ich wußte mir nicht zu helfen, denn bei unserer kleinen Wirthschaft, besonders mitten im Winter, konnte ich nur Einen brauchen und doch wollte Keiner weichen. Da gabs zuerst giftige Blicke, dann böse Reden und Händel.

Der Hof gehörte eigentlich dir als dem Jüngsten und doch mußte ich sogleich Beistand haben. Ich stiftete nun Ruhe und übergab die Sache ganz deinem Vormund."

„Wer ist das?" fragte Leonhard, der über solch Verhältnisse noch nie belehrt worden war.

„Der Feldbauer drüben, unser Nachbar. Du mußt nachher hinübergehen, er wird dich über alles besser belehren, als ich es thun kann. Er ließ die Großen (Leonhards Geschwister) hinüber rufen, stellte ihnen die Sache vor und rieth ihnen, als Geschwister sich zu vertragen und, da Michael versorgt sei und du noch zu jung wärest, den Hof dem Görg als dem nächstältesten, der auch die meiste Aussicht hätte, ihn in gutem Stande erhalten zu können, zu übergeben. Er fragte mich, ob ich was dagegen einzuwenden hätte. Ich sagte: nein, sondern ich wollts Jedem von Euch gönnen, wenns sein könnte. Aber so schien mirs das Beste."

„Nicht so deine Geschwister. Johannes und Andres überhäuften mich mit Vorwürfen und vergaßen sich so weit, mir zu drohen. Da sie nun alle schon volljährig waren, außer die Liese und du, so sagte der Feldbauer: Kannesin, der Hof ist Euer Eigenthum. Ihr seht, daß Eure Kinder nicht zusammen sehen, darum geb ich Euch den Rath, verkauft Eure Sache, so seid Ihr aller Vor-

würfe und Sorgen los und könnt Euch zur Ruhe setzen."

„So kams denn dahin, daß im Amthause der Hof zum Verkaufe angeschlagen wurde. Vor drei Wochen hatten wir Termin. Es kamen mehrere Käufer, Görge brachte den Vater seines Mädchens, dem Brunnenbauer aus Leipoldstein mit. Der Lipfert von Betzenstein, der das Geld auf unserm Hofe stehen hat, war auch da und es hatte Anfangs den Anschein, als ob der selbst den Hof kaufen wolle, denn er bot mit, bis die drei tausend Gulden, die wir ihm schuldig sind, überstiegen waren. Nachher kamen die Angebote langsam. Andres und Johannes wurden während des Bietens bald roth und bald weiß. Sie hatten gehofft, es sollte höher und besser gehen. Allein die Bauerngüter haben keinen Werth mehr. Görg stand mit seinem zukünftigen Schwiegervater hinten in der Ecke und sagte gar nichts, bis Niemand mehr bot. Der letzte Käufer hatte drei tausend, sieben hundert und fünfzig Gulden gelegt; dann war alles still, mehr wollte Keiner geben und wir wurden nun gefragt, ob wir dem Käufer den Hof um dieses Geld lassen könnten?"

Jetzt sagte Görg: „Nein, darum nicht, denn wenns meinen Geschwistern recht ist, und sie mir den Hof darum lassen wollen, so biete ich sechs und vierzig hundert Gulden. Ich kann ihn um dieses nehmen."

„Glaubst du, daß deine Geschwister ihm den Hof um dieses lassen wollten?“

„Nun, thaten sie das nicht?“ sagte Leonhard, den das alles mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Mißmuth und Unbehagen erfüllte.

„Nein, guter Liendl,“ der Andres und der Johannes traten vor und sagten gehässig: „Bieten sei leicht; sie müßten erst wissen, wie es mit dem Zahlen stünde.“

„Da stand der Brunnenbauer auf, ging zum Amtmann, der vorne am Tische saß, legte ihm mehrere Papiere vor und sagte: Es ist nur, daß man weiß, wie man dran ist. Görg kann nicht allein bieten, sondern auch zahlen.“

„Der Amtmann sah in die Papiere, gab sie dann dem Brunnenbauer zurück und sprach: Ja, so sei es.“ Da schwiegen alle und nach einer Viertelstunde hatte Görge den Hof. Am Montag ist er ihm zugeschrieben worden. Auch an dich haben wir schreiben lassen. Da du nicht hier warst, so weiß ich jetzt, warum die Antwort ausgeblieben.“

„So ists also hier zugegangen?“ sagte Leonhard. „O, die häßlichen Menschen!“

„Guter Liendl, bist du nicht zufrieden? Sieh, was konnte ich thun? Wie hätt' ich die schweren Zinsen aufbringen können?“

„Schweigt doch, Mutter, wie mögt Ihr doch nur so reden!“ sagte Leonhard. Ich gönne dem

Görg sein Glück von Herzen. Er und Michel und die Liesi waren immer die Besten."

Die Mutter trocknete sich die Augen, und fuhr fort: „Sie haben es mir sauer gemacht, Liendl, ich hab viel leiden müssen."

„Die Rabenkinder!" schalt Leonhard. „Was ists jetzt mit ihnen?

„Sie sind wieder in Dienst und ich hab jetzt Ruhe."

„Wie ists mit Görg, thut er doch ordentlich gegen Euch, Mutter?"

„Gott seg'ns ihm, ja, Liendl; auch seine Braut ist gut. Ueberdieß ist meine Sache in Ordnung gerichtet, so daß ich und Jedes weiß, was ihm zukommt und lang werd ichs ja nimmer machen."

Leonhard erschrack über diesen Ton, der die völlige Trostlosigkeit eines gebrochenen Mutterherzens verrieth. Er sah seine Mutter an; sie war sehr bleich, und schier in so kurzer Zeit um mehr als in den letzten zehn Jahren gealtert. Es ward ihm sehr weh im Herzen, so daß er lange mit seinem überwallenden Gefühl kämpfen mußte, bis er wieder reden konnte.

„Schlagt Euch das aus dem Kopf, Mutter, habt guten Muth. Ihr bekommts jetzt ruhiger, als Ihrs Zeitlebens gehabt. Bin ich einmal zu was kommen, dann geht Ihr zu mir in die Stadt, da will ich Euch erst recht die Hände unterbreiten."

Die Mutter sagte nichts. Aber jetzt schallte Peitschengeknall in den Hof und plötzlich bog ein hoch mit Korn beladener Wagen herein, von Görg geführt. Liesi kam mit Rechen und Gabeln hinter drein.

Liendl sprang Bruder und Schwester voll Freude entgegen und wurde herzlich von ihnen empfangen. Er wünschte Görge Glück, half dann zum Einbringen des Getreides in die Scheune, plauderte mit seinen Geschwistern und aß dann mit. Die Mutter hatte schnell ein paar dürre Würste aus dem Vorrath in den Topf gesteckt und Liendl ließ, um doch zu zeigen, daß er auch was vermöge, ein paar Kannen Bier holen. Er half dann bis Abends im Hause an der Arbeit und die Seinigen wunderten sich, wie geschickt und anstellig er sich bezeigte und wie ihm alles aus der Hand ging. Er verbrachte den Abend mit Mutter und Geschwistern in traulichem Gespräche und reiste am folgenden Morgen mit dem ersten Sonnenstrahl nach Nürnberg ab.

Wie Leonhard nach Nürnberg kommt und wie es im Hause des Herrn Faet aussieht.

Ehe Leonhard die Strasse nach Nürnberg einschlug, triebs ihn noch, an die Stelle zu gehen, woselbst man seinen verstorbenen Vater nach seinem

Sturze vom Felsen herab todt aufgehoben hatte. Er schlug also, nachdem er das Dorf verlassen hatte, wo sich alles erst zum Aufbruch rüstete, einen durch die Wiesen hinlaufenden Seitenpfad ein. Das Thal lag noch duftbedeckt in den Schatten des Morgens. Die Felsen glänzten bläulichbraun und troffen von Feuchtigkeit. An den Gräsern hingen schwere trübe Thautropfen und nur die Wipfel der Buchen und Fichten auf den höchsten Bergspitzen glänzten vom ersten Sonnenstrahl purpurroth gefärbt, als stünden sie in Gluth und Flammen da, wie jener Baum auf Horebs Wipfel, den einst der Mann Gottes sah, als er am Fuße des arabischen Gebirges in Wehmuth versunken seines bedrängten Volkes gedachte.

Wehmüthig ging Leonhard durch die bethauten Wiesen aufwärts zu der einsamen Stelle, wo sein guter Vater verunglückt war. Hieher kamen das Jahr über wenige Leute und wenn sich nicht hie und da eine Kuh in diese Höhe verstieg oder die Geisen nach den im Schatten der Felsen gar kräftig gedeihenden Kräutern suchten, so mied sie selbst der Hirt. Jetzt bog Leonhard um den Fels herum in die Kammer, welche derselbe hier bildete; da lag der Winkel vor ihm. Aufwärts starrten jähe Wände. Zerborstene und zerrissene Felsschuppen hingen gefährlich daran, als müsse sie der nächste Windhauch herabstürzen. Die Krone der Felsen war mit dürrem Genist bedeckt, das wirr

und bleich, wie spärliche Haare vom Greisenhaupte, in denen der Wind spielt, darüber herabhing. Einige mächtige Buchen und Fichten streckten oben ihre grünen Aeste über die Kluft und ihre Wurzeln hatten wie Leiber riesiger Schlangen einzelne Felstrümmer, die am obersten Rande der Kluft hervorstarrten, umklammert, während eine ungeheure Massen von Kalksteingeröll, scharfgeborsten und dem Fuße keine feste Unterlage darbietend, den Grund der Kluft fast ganz erfüllte. Hier also, hier war der Ort. Leonhard stand still und schauderte. Die Höhe schien von unten nicht so bedeutend, aber er wußte, daß man eine gute Viertelstunde zu steigen hatte, um hinauf zu kommen. Er sah sich nach Blutspuren um, aber der Regen hatte sie alle hinweggewaschen und alle Spuren jenes schrecklichen Unglücksfalles längst verlöscht.

Da schlug es im Dorfe fünf Uhr und der Klang des kleinen Glöckleins, das auf dem Jägerhause geläutet wurde, drang hell herein und spielte gar eigenthümlich mit dem Echo, welches seinen Tönen aus den Klüften, Verbrüstungen und Wänden der Felsen begegnete. Leonhard raffte einige Grashalme zusammen, die an der Stelle aus dem Geröll hervorkamen, wo man seines Vaters verstümmelten Leichnam gefunden hatte, legte sie sauber in ein Blatt Papier in seiner Brieftasche, betete noch ein Vater unser und verließ dann die Felsenkluft mit Thränen im Auge und schwer be-

klommenem Herzen. Er dachte vieles und gestand sich, daß er außer jenen Jammertagen nach dem Tode seines Vaters kaum etwas erlebt, was ihn so eisig ergriffen und ihm so viel Kummer gemacht hatte, als das, was er gestern von seinen Geschwistern erfahren. „So muß ich mich doch in allen Menschen täuschen, selbst in meinen nächsten Verwandten,“ sagte er zu sich selbst. „Alles Elend, aller Jammer, der über uns gekommen, rührt sie nicht; sie sehen darüber hinweg, als über was, das sie kaum angeht und obschon die Mutter noch lebt, denkt Jedes nur an das, was ihm nach ihrem Tode zum Erbe bleibt. Es ist wahrlich ebenso, als ob sie die alte Frau von Haus und Hof verjagt hätten, ihnen zur Sünde und zur Schande vor der Welt. Wenn das der Vater wüßte, was würde er dazu sagen!“

Leonhard war aus anderm Stoffe geformt, als seine Geschwister. Sein Herz war frei von niederem Eigennutz, von schmutziger Habgier. Darum begriff er nicht, wie seine Geschwister so unchristlich und unkindlich gegen die Mutter handeln konnten. Er kannte die Menschen noch nicht; er wußte nicht, daß die Sucht nach Geld und Gut das Grundübel ist, aus welchem die schmachvollsten Sünden entspringen: Betrug, Härte, Diebstahl, Neid, Mißgunst, Verachtung aller Gebote. Zwei Klippen starren dem Menschen, der von Gott weicht, aus dem Gewirr der Lebenswellen entge-

gen, die Wollust und die Selbstsucht. An ihnen scheitern die Meisten und gehen rettungslos zu Grunde. Diese Klippen ragen hinein ins Leben, wie flammende Säulen, um die, vom lockenden Strahl geblendet, gleich der Fliege um das Licht, der Leichtsinnige gaukelt, bis sich leise und unbemerkt feine Fäden um ihn spinnen, die nach und nach zu starken Banden anwachsen, an denen er um die reizenden Bilder flattert; bis sich der Faden mehr und mehr unwickelt und bis endlich die gelockte Sinnlichkeit oder die nie befriedigte Selbstsucht den Menschen in ihre Flammen stürzen und so dem Elend und Untergange überliefern.

Gedankenvoll und trübgestimmt erreichte endlich Leonhard die große Strasse. Auf freier Bergeshöhe strich er nun rasch seinen alten Weg hinab zur großen Frankenstadt, wo ihm eine zweite Heimath winkte, aber eine Heimath voll Mühe und Beschwerden. Dennoch hatte der Knabe sie liebgewonnen. Die Stille, Ordnung und Ruhe des Hauses, in dem er den größten Theil der letzten Monate verlebt, hatte ihm wohlgethan und der taktmäßige Verlauf der Zeit, welche immer die gleichen Geschäfte mit sich brachte, mit einem Worte die Süßigkeit einer nicht allzuschweren wohlgeordneten Beschäftigung hatte so viel Anziehendes für unsern jungen Freund, daß er sich auf die Ankunft in Nürnberg nicht minder freute, als auf die in seinem elterlichen Hause.

„Das Blatt wendet sich."

Leonhard wanderte nach einem anhaltenden und raschen Marsch gegen Abend in Nürnberg ein, ging durch die ihm wohlbekannten Gassen und erreichte seine Wohnung zu einer Zeit, in welcher Frau Faet in der Küche beschäftigt und blos die Magd im Zimmer anwesend war. Diese stieß bei seinem Eintritt einen lauten Schrei, halb vor Freude halb vor Verwunderung, aus und fragte ihn sodann, wo er seinen Herrn gelassen habe?"

Indem trat die Frau, die den Schrei gehört hatte, ein und wiederholte die von der Magd ausgesprochene Frage noch dringender. Leonhard erzählte nun; während er redete, erheiterten sich die Mienen seiner Zuhörerinen und aus den Augen der Frau Faet blitzte ein Strahl fast mütterlicher Zuneigung. Leonhard packte jetzt aus, übergab Faets Zettel und legte dann sein Geld auf den Tisch. Er brachte neunzehn Thaler mit und einige Groschen drüber und Faet hatte, obschon nicht besonders billig, doch nur dreizehn Thaler fünfzehn Groschen berechnet. Frau Faet strich das Geld ein, sperrte es in den Schrank, nachdem sie auf das Papier die Summe geschrieben hatte, welche Leonhard ihr überliefert und sagte dann: du bist ein Glückskind; aber elend mußt du gelebt haben, sonst könntest du nicht so viel zurückbringen. Sparsam sein, ist schon recht; aber sich an der nöthigen Nah-

rung abkargen, ist übertrieben. Wenn du nur kein Geizhals wirst!"

Ein solches Wort aus solchem Munde setzte sowohl Leonhard als auch die Magd in Verwunderung und sie sahen einander fast betroffen an. Faets Frau aber schnitt von einem Schinken wohl ein Pfund ab, legte es Leonhard nebst Brod vor, schenkte ihm aus dem Kruge ein Gläschen Bier ein und sagte:

„Du siehst um zehn Jahre älter aus und an deinem Gesicht merkt Jeder das Hungerleiden. Mein Alter ist karg, ich kenn' ihn; aber so was hat er nicht haben wollen. Iß jetzt und ruh dich heute aus."

Sie ging aus der Stube zu ihrem Kessel in der Küche und ließ die zwei jungen Leute allein. Diese flüsterten sich mancherlei zu, doch war es nicht rathsam, viele Worte zu machen, da Frau Faet das Gerede im Hause nicht duldete. Die Magd arbeitete und schwieg und Leonhard aß sich so vollkommen satt, daß er wenig übrig ließ. Er ging dann nach seiner Kammer, die inzwischen getüncht und hergerichtet worden war, wie er denn eine ähnliche Auffrischung im ganzen untern Theil des Hauses wahrnahm. Dann kleidete er sich an, band seine Schürze um, spaltete Holz, verrichtete einige andere Obliegenheiten und war zur Stunde am Platze in der Stube, um am Hackstock mitzuarbeiten.

Der Abend verfloß unter traulichen Gesprächen. Die Hausfrau und die Magd waren seine Zuhörerinen, als er mit Ausführlichkeit die Vorfälle auf der Reise erzählte und alles, was er gesehen, aus treuem Gedächtniß schilderte. Von Faet hatten sie nie so was gehört. Für diesen war die Welt nichts, als ein großer Arbeitssaal und die Menschen und alles andere darin nur die Staffage dazu. Er kümmerte sich auf der Welt um weiter nichts, als um sein Geschäft und war gegen die von der Natur sowohl, als auch von seinen Mitmenschen ihm dargebotenen Schauspiele und Scenen vollkommen gleichgültig. In der That konnte die Aufmerksamkeit dieses Mannes auch durch gar nichts gefesselt werden, als allein durch solche Dinge, die mit seinem Erwerb Zusammenhang hatten.

Am folgenden Tage begann wieder der einförmige aber gleichmäßige Lauf der häuslichen Geschäfte, bei denen die Zeit hinrann, als wisse man nicht, wie sie schwinde. Es vergingen Tage, Wochen, aber Faet kehrte nicht zurück; eben so wenig trafen Briefe von ihm ein, da er ein abgesagter Feind vom Schreiben war. So viele Rücksicht auf seine Gattin zu nehmen, daß er sie von dem Grunde seines längeren Verweilens im Auslande benachrichtigt hätte, wäre ihm nicht eingefallen.

Leonhard hatte am Sonntage nach seinem Eintreffen in Nürnberg seine Bekannten, die zwei Fuhr-

leute, im Schwan aufgesucht. Sie freuten sich sehr über ihn und er wußte nicht, weshalb sich der Wirth so genau nach ihm erkundigte, ihn über die verschiedensten Verhältniße befragte und weshalb sogar die Wirthin und ihre Tochter ihn mit so vieler Aufmerksamkeit betrachteten. Beim Abschiede von seinen Freunden lud ihn der Schwanenwirth ein, ihn künftig fleißig zu besuchen, besonders wenn seine Freunde hier seien. Auch gab er ihm den Auftrag, täglich nachzufragen, weil er seinen Bedarf an geräuchertem Fleisch und Würsten von Faet nehmen wollte. So kam also Leonhard oft in den Schwan und lernte die dort waltenden Verhältnisse näher kennen.

Vier Wochen waren nun verflossen; da sagte an einem Sonnabend, als die Läden geschlossen worden waren, Faets Frau: ich bin doch neugierig, wo Er (sie meinte damit ihren Gatten) so lange bleibt? Wird ihm doch nichts zugestoßen sein?"

Leonhard entgegnete: Er darf nur kommen, es ist alles bereit; der Stall ist geputzt, eingerichtet, im Schoppen ist Platz für das Wägelein. Ich habe die Nägel fürs Geschirr schon hergerichtet. Die Raufen sind im Stalle angebracht, Streu liegt — kurz es ist alles in Ordnung."

Da vernahmen beide am Hinterhause ein Rollen, wie das eines leichten Wagens, dann Peitschenknall; endlich wurde mit einem harten Gegenstande heftig an das Einfahrthor geklopft. Beide eilten

nun in den Hof, wo sie das Klopfen abermals hörten. Faets Frau zündete eiligst eine Laterne an, während Leonhard das kleine Pförtchen im Thor aufriegelte. Siehe, da stand der Bleß mit den Wägelein und Faet saß oben und rief ungeduldig: „Machs ganze Thor auf, Liendl, daß ich einfahren kann.“

Der Knabe kam damit nicht zurecht, bis die Frau mit Licht erschien und Faet murrte und rückte unruhig auf dem Sitze hin und her. Endlich knarrte das Thor in den Angeln, Bleß schritt munter herein und hielt im Höfchen. Zum größten Verdruße der lieben Nachbarschaft, die in gewaltige Aufregung durch das ungewohnte Erscheinen dieses Fuhrwerks gerathen war, schloß sich die Pforte sogleich wieder hinter dem Wagen, die Riegel schlugen knarrend ein und der Blick in das Innere des Hauses war abgeschnitten.

„Grüß Gott!“ hatte die Frau dem Gatten zugerufen, der fast regungslos auf dem Wägelein sitzen geblieben war. Er brummte verdrießlich, ohne Jemand anzusehen.

„Nun, komm herab,“ fuhr die Frau fort.

„Kann nicht, bin lahm;“ lautete die Antwort.

Die Frau hob ihre Laterne, leuchtete ihrem Gatten sprachlos ins Gesicht, eher eines Scherzes als eines solchen Unglücks gewärtig. Allein bald sah sie an seinen eingefallenen Zügen, an dem

kränklichen Aussehen, an der bekümmerten Miene und an der ganzen Haltung des sonst so starken Mannes, daß hier nur bittere schmerzliche Wahrheit sei.

Sprach- und regungslos vor Staunen und Schrecken blieb sie stehen. Die Laterne sank ihr fast aus den Händen; der Schlag kam zu plötzlich und wirkte aber schrecklich auf diese sonst so starke, charakterfeste Frau. Leonhard kam gerade noch zeitig genug, um die Laterne aufzufangen, die ihr jetzt entsank. Sie zitterte so sehr an allen Gliedern, daß sie sich nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte. Leonhard führte sie zu einem großen Holzklotz, der an der Wand der Scheune lag, damit sie sich dahin setzen könne. Von diesem aus sah sie nach ihrem Manne, der stumm vor Gram und äußerster Niedergeschlagenheit auf dem Wagen saß, und schaute ihn an, als sei ihr das schreckliche aus seinem Munde vernommene Wort unglaublich.

Nach einer langen sieben und zwanzig jährigen Ehe, die nie auch nur durch Unwohlsein eines der beiden Gatten getrübt worden war; nach einem großen Zeitraume, der lauter Glück mit sich brachte, lauter Gelingen der Entwürfe, lauter Befriedigung der Herzenswünsche; brach jetzt über diese alten, starren, vereinsamten und in sich abgeschlossenen Menschen plötzlich das Unglück herein, wie es die Welt nennt, jene sichern unausbleiblichen Prüfungen,

die von der Vorsehung jedem Menschen aufbewahrt sind, damit er neben dem Schimmer des Lebens auch den dazu gehörigen Schatten kennen lerne und sich ebenso im Leiden bewähre, wie er in der glatten Bahn des Glückes fröhlich dahinziehen konnte. Mit wem es der Himmel gut meint, dem schickt er diese Schatten früh, wo es ihm noch leicht wird, sich in den Willen Gottes zu fügen, denn leichter krümmt sich das junge Holz, als der alte knorrige Stamm. Wenn aber eine lange Reihe von Jahren über Glückskinder dahinrollte und nun das körperliche und geistige Wohlsein in der einsamen Ferne des rauhen Alters erst gebrochen wird; wenn es erst in den fünfziger oder sechziger Jahren heißt: bis hierher sollst du kommen und nicht weiter! — dann prallt der verknöcherte Sinn hart an die ihm entgegengestellte Säule des Schicksals und der wunde betäubte Sinn des Menschen hat fast alle Kraft verloren, sich aufzurichten vom schweren tiefen Fall. Es ist eine dem menschlichen Gemüthe wenig Ehre machende Erfahrung, aber sie hat sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern tausendfach bestätigt: daß dem Menschen das Glück untrüglich scheint und daß er, wenn es nun plötz- anders mit ihm wird, das Schlimme für absolut schlimm ansieht, obgleich er weiß, daß ein Sommer ohne Gewitterstürme und Regen nothwendig den Untergang des menschlichen Geschlechtes herbeiführen müßte. Das ruhige Meer wird ja auch

zu einem fauligen pesthauchenden Sumpf bei überlanger Windstille; Stürme und Orkane müssen die Wogen peitschen, soll nicht alles verloren sein. Dennoch glaubt der Mensch nicht an die Nothwendigkeit dieser Lebensschatten, so oft und so sehr eindringlich ihn auch die Natur der Dinge durch die ihm vor Augen gestellten Beispiele, die er klar einsieht, daran mahnt; dennoch klagt und seufzt er unter den Schlägen des Schicksals über das Weh, welches sie ihm verursachen und will und mag nun und nimmer einsehen, daß das alles so kommen und sein müsse, wie es ist, solls mit ihm selbst geistig besser werden; denn er ist geistig krank, kränker noch, als jener Landmann, der dem Regen fluchte, weil er nach langem Sonnenschein ihm den neuen Hut verdarb. Der Glaube fehlt ihnen, der rechte Glaube, denn dieser kommt nicht aus dem Glück, sondern aus der Noth; die lernt beten. Dieser rechte Glaube will nicht sich fröhlich pflegen, sondern er trachtet nach andern Dingen. Das Blendwerk der Welt ist ihm eine Decke, die er beständig unter den Füßen zu halten strebt, den Blick nach oben gewendet; damit er von den eiteln aber lockenden Bildern da unten nicht gar zu arg verblendet werde und nicht vergesse, daß er außer der Sorge für das leibliche Dasein auch noch eine andere wichtigere und höhere Sorge habe, jene für die unsterbliche Seele.

An dieser Scheidewand des Glückes vom Un-

glück, wenn wir so sagen wollen, war nun Faet plötzlich angelangt. Als ein weit über seine Jahre kraftvoller Mann war er im Mai geschieden; als ein gebrechlicher, gelähmter, fortan zu jeder Arbeit untauglicher Greis kehrte er im September nach seinem Hause zurück. Stumm vor Schmerz, mit gebrochener Kraft und gebrochenem Muthe saß er noch immer oben auf dem Wägelein und starrte seine Frau an, die seine Blicke mit noch trostloseren erwiederte. Die alten Leute hatte sieben und zwanzig Jahre mit einander gelebt, friedlich ehelich, musterhaft fleißig und je weniger Schmeichelworte und süße Redensarten sie je gewechselt, eine desto herzlichere und innigere Zuneigung hatten sie für einander empfunden. Sie waren an einander gewöhnt, jedes kannte seine Obliegenheiten so genau, erfüllte sie so gewissenhaft; sie paßten so sehr zusammen; ihre Werke, ihre ganze Thätigkeit griffen so genau und kräftig eins ins andere, daß, wenn eines davon fehlte, auch das Ganze stocken und zu Grunde gehen mußte und dieses fühlten beide in diesem Augenblicke so sehr, als sollte es an ein völliges Scheiden aus diesem Leben gehen. Der Rückgedanke aber an das Ersparte, dessen sie sich jetzt getrösten konnten, hatte bei weitem jene Kraft nicht, die sie von ihm gehofft; denn das Aufgeben des Geschäfts und der Arbeit galt ihnen dem Tode fast gleich.

Die Gedanken stürmten so auf die beiden

Gatten ein, daß heute zum ersten Male die Dienstboten an ihrer Herrschaft treiben mußten. Leonhard erinnerte Faets Frau, es sei Zeit, den kranken Mann vom Wagen herab und ins Bett zu schaffen. Man half nun zusammen und es gelang nach großer Mühe. Das war ein trauriger Zug durch die weiten Räume des alten Hauses hin.

Leonhard versah das Geschäft den Abend hindurch, denn die beiden Gatten waren oben allein; die Magd wurde zu einem der berühmtesten Aerzte in der Stadt gesendet, damit dieser am folgenden Morgen käme, um nach Faet zu sehen. Am andern Tage wurde vor Anbruch des Tages schon geweckt und nach Faets Anordnung die Arbeit im Hause vertheilt, und so schien alles so ziemlich ins Geleise gebracht zu sein. Freilich kam da am Leonhard das Härteste, allein Niemand und er selbst am wenigsten, dachte daran, daß dieses unbillig sei.

Der Arzt erschien ziemlich frühzeitig und Faet wurde von ihm einem scharfen Verhöre unterworfen, welches bis in seine Jugendjahre zurückging. Das war für den Alten eine harte Probe, in der er sich ohngefähr wie der Bär beim Tanzen anließ, eben so unwillig und brummig, wie dieser. Aber als ihm der Doktor das Resultat ankündigte, verging ihm die Ungeduld. Das Uebel saß nicht im Bein, sondern mehr im Rückgrad und es schien sich eine Rückgradlähmung einstellen zu wollen. Der

eine Fuß war schon völlig gelähmt; verloren die Sehnen und Muskeln des andern auch ihre Kraft und Elastizität, so war Faet ein unglücklicher contrakter Greis und ein leidenvolles Alter stand ihm bevor.

Das glaubte er nicht; dieser Doktor verstand nach seiner Ansicht nichts; — also wurde nach einem zweiten gesendet. Allein was der sagte, traf wunderbar mit dem Urtheile des ersten zusammen. Nun wurde Faet kleinmüthig und es war für Leonhard eine eigenthümliche Erscheinung, diesen bisher so eisernen starren Mann weinen zu sehen.

Eine zweite Sorge machte dem Kranken das Pferd und der Wagen. Doch da schaffte Leonhard Rath. Er ging zu seinem Schwanenwirth und dieser versprach, selbst zu kommen und Roß und Fuhrwerk anzusehen. Als er Nachmittags beide besichtigt hatte, führte ihn Leonhard zu Faet hinauf. Der Handel war bald richtig, Leonhard erhielt den Auftrag, den Bleß einzuspannen und das Wägelein in den Schwan zu fahren. Er war längst wieder zu Hause, als der Schwanenwirth wieder von Faet herabkam, mit dem er die ganze Zeit über geplaudert hatte. Von diesem Tage an redete Faet täglich davon, Haus und Geschäft zu verkaufen. Er bestellte zu diesem Ende mehrere Leute zu sich und es wurde unter der Hand viel wegen des Preises von beiden angefragt. So ver-

gingen Wochen, ja Monate. Der Winter brach ein und der Tag, an welchem es ein Jahr wurde, daß Leonhard bei Faet eingestanden, näherte sich.

Der Unglückstag, an welchem Leonhards Vater vom Felsen sich zu Tode gestürzt, kam, dieses Mal ein Sonntag. Mit frischer Kraft erneuerte sich der Schmerz und Leonhard brachte die ihm freigegebene Zeit des Nachmittags am Bette seines kranken Meisters zu. Plötzlich kam dem Letzteren der Gedanke, nachzusehen, wann Leonhard zu ihm gekommen und wie er sich stehe? Er ließ sich seine Brieftasche reichen, sah nach und rechnete sofort mit unserm Freunde ab. Leonhards Lohn belief sich auf sechzehn Gulden. An Trinkgeldern hatte er neunzehn Gulden sechs Kreuzer eingenommen und abgeliefert. Der Ueberschuß von seinem Reisegelde betrug eilf Gulden, fünf und zwanzig Kreuzer. Dazu besaß er eine schöne Uhr. Dagegen hatte Faet zur Anschaffung von neuen Kleidern für ihn ein und dreißig Gulden, fünf und vierzig Kreuzer ausgegeben und für Schuhe, Wäsche und dergleichen noch fünf Gulden, fünf und vierzig Kreuzer. Es blieben nun neun Gulden im Rest, die er sich zurücklegen konnte. Nun überraschte ihn Faet mit der Nachricht, daß er von jetzt an vier und zwanzig Gulden Lohn und sämmtliche von Gast- und Wirthshäusern, sowie von Fleischern und Krämern abfallenden Trinkgelder erhalten solle. Leonhard begriff die Ursache dieser Freigebigkeit nicht sogleich; allein Faet

handelte nur wieder völlig seinem Charakter gemäß. Der Schwanenwirth hatte ihm zu emsig und sorgfältig nach Leonhard sich erkundigt und der mißtrauische Alte dachte, derselbe hätte Lust, ihm Leonhard abzuspannen. Nun that er, was wir oben erzählt haben, gezwungen, um Leonhard, falls dieser wirklich Winke erhalten haben sollte, die Lust abzuschneiden, sich zu dem Wirthe zu verdingen. Wie wenig kannte er unsern Freund!

Leonhard fand den Alten gesprächiger, als seit langer Zeit. Man redete von Mancherlei und endlich sprach Leonhard davon, daß er das Geld, welches er sich erspart hätte, auf Unterricht im Rechnen und Schreiben verwenden wolle. Wieder Erwarten fand er Faet dazu nicht nur bereit, sondern er erhielt auch den Befehl, sofort zu einem Mann, Namens Schleitzer zu gehen und diesen zu Faet zu bestellen.

Leonhard kleidete sich an, steckte seine Uhr zu sich, setzte den Hut auf und stolzirte so städtisch, und wirklich für seine Verhältnisse sauber gekleidet, durch die alte Stadt dahin der Sebalduskirche zu, bei welcher der Genannte wohnte.

Er fragte nach ihm in dem bestimmten Hause und man wies ihn über mehrere Treppen hinauf nach einem Stüblein, wo sich dieser Mensch seine Wohnung auserkoren hatte. Es ist wohl der Mühe werth, das Zimmer und den Mann, der darin lebte und webte, etwas näher zu beschauen.

Das um und um mit braunem Holz vertäfelte Gemach war eigentlich nichts anderes, als der zu einem Zimmerchen eingerichtete Giebel eines Hauses, so daß die eine Wand schief wie das Dach, hinauflief und in derselben zwei Röhren nach der Strasse hinausgingen, wo die Fenster waren. In dem einen Giebelfenster stand der Tisch des Bewohners, auf demselben ein irdener Schreibzeug, daneben lagen eine Menge Papiere, beschrieben und unbeschrieben und ein paar alte schmutzige Tabakspfeifen. Im andern Giebel stand ein Notenpult, auf welchem Musikalien lagen und neben an der Wand lehnte der kostbarste Gegenstand, welchen der Bewohner besaß, eine ziemlich hübsche Harfe. Im Hintergrund des Zimmers stand ein großer irdener Ofen von grünen Kacheln, mit Bänken umgeben und mit hölzernem Geländer zum Wäschtrocknen eingefaßt; hinter dem Ofen war ein durch eine alte Himmelbettstelle eingenommener Raum. Außerdem hingen an der rusigen Holzwand noch ein paar Violinen und Violen, dürftige Kleider und auf dem Gesimse standen lange lange Reihen von Büchern, wohl mehrere hunderte, herum. Aber alles war schmutzig, rauchig, unordentlich umhergestreut, wie denn auch das Zimmer von einer solchen Dampfwolke erfüllt war, daß Leonhard lange umher schauen mußte, um den Bewohner desselben zu entdecken.

Dieser lag auf der zwischen dem Ofen und der-

Bettstelle stehenden Bank, woselbst er sich ausruhte, denn er war noch nicht lange aus der Kirche nach Hause zurückgekehrt. Erst sah er mit zornigem Gesichte hinter dem Ofen hervor. Als er aber bemerkte, daß ihn Leonhard nicht entdeckte, erhob er sich rasch und fuhr auf unsern jungen Freund mit den Worten zu:

„Was will Er da, he? Was gafft Er da herum, Er Maulaffe, he? Wie?“

Unser Freund erstaunte nicht wenig über den Mann und sah ihn mit Verwunderung an. Schleitzer war ein kleiner, dicker, etwa fünfzig Jahre alter Junggeselle mit rothem Gesicht, dicker fast blauer Nase, gekräuselten schwarzen aber stark mit Grau untermischten Haaren und stämmigen Beinen. Er steckte in einer schwarzen Tuchweste, die bis an die Beine herabging, kurzen schwarzen Beinkleidern, schwarzen Strümpfen und Schnallenschuhen. An seinem Hemde vorn auf der Brust war ein wohl ellenlanger und handbreiter gefältelter Bruststreif, der aber von Schnupftaback ganz brann gebeitzt war und im Munde stack die Pfeifenspitze. Während er nun auf Antwort wartete, blies er vor Zorn immer größere und stärkere Dampfwolken von sich, so daß unserm Leonhard, der das Tabakrauchen nicht gewohnt war, ganz übel wurde.

„Nun, Er Brutum (Schleitzers gewöhnliches Prädikat, das er ungeschickten Schülern beilegte) „da Er das Maul nicht aufmacht, so werde ich

ihm den Weg weisen" sagte der Mann ergrimmt mit der tiefsten Baßstimme, ergriff Leonhard und führte ihn ohne Weiteres zur Thüre hin, um ihn hinauszuwerfen. Allein Leonhard war von seinem Staunen zu sich gekommen und sagte ihm jetzt das Nöthige.

„Gut, werde kommen, heute noch. Ist sein Herr Abends daheim? Wie?" sagte Schleitzer.

„Ja" sprach Leonhard und entfernte sich, von dem Aussehen und Betragen dieses ihm von Faet, bestimmten Lehrmeisters nicht sonderlich erbaut. Als er heim kam, erzählte er Faet, was er gesehen hatte und von diesem Manne denke. Der Alte lachte nach seiner Weise, und sprach dann:

„Ist ehedem dahier Schulmeister gewesen, ein gescheidter Kerl, sag ich dir; — hats aber aufgeben müssen, weil er keine Schüler mehr bekam, nicht weil die Kinder etwa nichts bei ihm gelernt hätten; nein, er schlug sie nur braun und blau und da traute sich Keiner mehr hin. Gabs dann auf und ist jetzt Organist an der Spitalkirche und Spruchsprecher dazu."

„Was?" fragte Leonhard.

„Spruchsprecher" wiederholte Faet, „Einer, der bei Hochzeiten, Taufen, Leichenbegängnißen, bei Gastereien u. s. w. Anreden hält. Dazu singt er auch zur Harfe. Er hat eine gewaltige Baßstimme, hab noch keinen bessern Sänger gehört. Auch macht er Carmina."

„Was ist das?“

„Das sind Lieder oder Gedichte für besondere Gelegenheiten. Der Schleitzer ist aber auch einer der ersten Rechen- und Schreibmeister hier. Nur einen Fehler hat er an sich, er trinkt gern.“

„Kann ich denn bei dem was lernen?“ sagte Leonhard.

„Wenn'st aufpaßt, ja. Merkst aber nicht auf, so prügelt er dich lederweich, denn er ist ein „Hitzeblitz“ ohne Gleichen.“

Leonhard schaute bei diesen Eröffnungen nicht wenig drein, und verlor fast von vorne herein die Lust, sich an diesen zu wenden. Aber Faet fuhr fort:

„So arg er verrufen ist wegen seiner Grobheit, ein so tüchtiger Schulmeister wäre er gewesen. Schad um ihn. Wenn Einer will, so kann er was bei ihm lernen und wenn er merkt, daß Einer was lernt und einen offenen Kopf hat, so gibt er ihm umsonst Unterricht und das macht ihm dann die größte Freude; so Einen erhebt er bis in den Himmel.“

Leonhard überlegte und sagte dann: „Ich wollt' doch lieber zu 'nem andern in die Schule gehen.“

„Grad zu dem mußt, absonderlich will ichs so haben;“ sagte Faet und schnitt damit alle weiteren Erörterung ab.

Bald hernach kam Schleitzer und Leonhard

staunte abermals über das stattliche obwohl schmutzige Aussehen seines Informators. Dieser trat steif und mit barschem Gruß ins Zimmer, blieb aber staunend unter der Thüre stehen, als er Faet im Bette liegen sah.

„Was seh ich, Ihr liegt?“ sagte er, Ihr, ein solcher Eisenmann? Wie?

Faet winkte ihn zu sich, hieß Leonhard einen Stuhl bringen und erzählte dem Organisten seine Umstände. Dieser schüttelte den Kopf und sagte: „Ihr habt Euch Zeitlebens zu viel geplagt, Faet. Es geht Euch, wie manchem andern, der Jahr aus, Jahr ein in Wind und Wetter draußen hat sein müssen. Im Alter kommen dann die Folgen; Centnerweise kriegt mans da, lothweise verliert mans, wenns noch gut geht. Nun ich wünsch Euch von Herzen gute Besserung. Was wollt Ihr von mir?“

Faet sagte ihm sein Anliegen wegen Leonhard und Schleitzer erklärte sich sofort bereit, „es mit Leonhard zu versuchen.“ Er sah unsern Freund dabei an, als überlege er bereits, wie viele Portionen Schläge wohl nöthig sein würden, um diesen gehörig zu erweichen und Leonhard, obschon der im Grunde alles weniger, als furchtsam war, hatte abermals Lust, dem Informator sofort wieder abzusagen. Dann redete Faet mit Schleitzer über seine Angelegenheiten. Schleitzer war derjenige, der Faets Schreibereien zu besorgen pflegte, zu

welchem Ende er allemal nach Verlauf eines Jahres einige Tage bei Faet arbeitete. In solchen Dingen war er ein zuverlässiger Mann und von so erprobter Redlichkeit und Verschwiegenheit, daß er selbst Faets Zutrauen unbedingt besaß, was viel heißen will.

Leonhards Unterrichtsstunden begannen. Schleitzer that in den ersten weiter nichts, als seinen Schüler abhören, um zu erfahren, wie es mit dessen Kenntnissen stehe. Dann fing er an aufzubauen und die Sache ging besser, als Leonhard dachte. Schleitzer aber gewann den Burschen lieb, so wenig er sichs auch merken ließ und das war ein Glück für Leonhard. So triebens beide den Winter hindurch und volle fünf Monate lang ging Leonhard täglich von sieben Uhr Abends bis acht Uhr zu seinem Informator. Schleitzer, ein von Grund des Herzens guter, nur äußerst hitziger Mensch, empfand die größte Freude über seinen Schüler und sagte später zu Faet, als er diesen wieder besuchte: „Ihr habt meiner nun nicht mehr nöthig; der Leonhard macht Euch Eure Sachen so gut in Ordnung, als ich.“

Nicht umsonst sagt das Sprichwort: „weiße Weihnachten, grüne Ostern;“ denn heuer war sie wirklich grün, so rauh und streng auch der lange Winter gewesen war. Schon im Oktober hatte es angefangen zu frieren, der November hatte eine beinahe zwei Schuh hohe Schneedecke auf die Erde

gelegt; der Dezember hatte den Fluß mit einer Eisdecke überzogen; der Januar hatte den Vögeln das Mark in den Knochen erstarrt, daß sie todt aus der Luft herabfielen und erst im Februar löste sich der starre Gürtel wieder. Aber im März stürmte, und tobte sich das Wetter recht aus, und wurde freundlich und im April guckten und dufteten blauäugig und lieblich unter allen sprossenden Hecken die Veilchen hervor.

Es war an einem Montage, als Faet, der nun volle sieben Monate gelegen war, zum ersten Male das Bett wieder verließ. Glücklicher als der Arzt gedacht, der ihn während seiner langen Leiden sorgfältig behandelt, hatte sich Faets Zustand gewendet; aber alles, was gewonnen war, blieb hinter den Hoffnungen des Kranken selbst weit zurück. Faet war mit einem lahmen Bein davon gekommen; seine Schmerzen hatten geendet, aber er ging an der Krücke. Das letzte halbe Jahr hatte ihn zum hinfälligen gebrechlichen Greise gemacht. Seine ganze Natur hatte sich geändert und so streng und hart er früher gewesen, so mild und weich zeigte er sich jetzt. Sein einziger Wunsch ging dahin, Haus und Geschäft in gute Hände zu bringen, um endlich zur Ruhe zu gelangen. Er verhehlte es nicht länger, daß er sich so viel, ja weit mehr erspart habe, um mit seiner Gattin sorgenfrei leben zu können.

Zu diesem Zwecke waren mehrere Personen

mit ihm in Unterhandlung getreten und Einer zeigte sich besonders thätig. Endlich gelang es, zwischen Faet und diesem Manne eine Vereinigung zu Stande zu bringen und einen Kaufvertrag abzuschließen, mit dem beide Theile zufrieden sein konnten. Faet ließ das Haus sammt dem Geschäft und allen Vorräthen an seinen Käufer um neun tausend sieben hundert Gulden ab, ein Preis, um den man ein paar Jahre früher von ihm gar nicht angehört worden wäre. Eine gerichtliche Kommission wurde ins Haus bestellt, der Vertrag bestätigt und von dem Käufer die Summe erlegt.

So war denn nun Faet an dem Punkte angelangt, vor dem er sich früher so sehr gefürchtet, den er noch nicht so nahe geglaubt. Nicht ohne Wehmuth gewöhnte er sich an den Gedanken, Haus und Hof, wo er dreißig Jahre lange gewirthschaftet, zu verlassen. Und dennoch hatte er von Glück zu sagen, denn er war in diesen dreißig Jahren reich geworden und entrann noch den bald darauf sich entzündenden großen Kriegen zu rechter Zeit.

Die Welt erzitterte nämlich in diesen Tagen vom Sturme der französischen Revolution und das dumpfe Geräusch der Waffen erschallte in den Gauen des alten deutschen Reiches, das von dem fürchterlichen Anstoße in seinen Grundvesten erbebte. Furcht und Angst malte sich auf allen Gesichtern vor den Dingen, die da kommen würden.

Schon nach vierzehn Tagen erschien der neue Besitzer des Hauses, um das Geschäft zu erlernen und dabei selbst mitzuarbeiten. Er schien ein wackerer Mann zu sein und zeigte sich nicht nur in allen Dingen geschickt und anstellig, sondern auch abeitsam, fleißig und gegen Jedermann freundlich und höflich.

Einige Tage später kam Leonhard in den Schwan, um daselbst seine Würste abzugeben. Der Wirth hieß ihn in die Stube eintreten und sprach:

„Leonhard, dein Herr hat verkauft und setzt sich zur Ruhe. Wirst du bei dem neuen Hausbesitzer bleiben, oder suchst du weiter zu kommen?“

Diese Frage fuhr unserm Freunde scharf durch den Kopf. Noch hatte er nicht daran gedacht, aus dem Dienste zu treten, ja ihm war gar der Gedanke nicht einmal gekommen, daß er in Folge des Hausverkaufes seinen Dienst verlieren könnte. Er sagte also:

„Ich weiß nicht, es ist mir auch nicht aufgesagt worden.“

„Ich aber weiß, daß der neue Hausherr einen Sohn von sechzehn Jahren hat, den er selbst ins Geschäft nehmen wird, sobald er es durch und durch kennt. Er wird dich also nur so lange behalten, bis er dich entbehren kann; dann sagt er dir auf.“

Leonhard erschrack und wußte nicht, was er thun solle. Endlich sprach er: „Aber davon hat mir der Vetter nichts gesagt."

„Das darf er nicht, weil es so ausgemacht ist;" sprach der Schwanenwirth. „Behielte dich aber der neue Besitzer auch, was für eine Aussicht hättest du dann, weiter zu kommen? Besinn' dich einmal."

Leonhard überlegte und gestand, daß in seinen Verhältnissen wenig Möglichkeit liege, zu einer besseren Existenz zu gelangen.

„Nun, ich habe es für nothwendig gehalten, dich hierauf aufmerksam zu machen. Zugleich will ich dir sagen, daß an Walburgis bei mir ein Platz leer wird. Ich habe ihn längst dir bestimmt. Geh jetzt und sag deinem Herrn das Nöthige. Du bekommst bei mir acht und vierzig Gulden Lohn. Hier hast du eine halbe Krone Draufgabe."

Leonhard wußte nicht, wie ihm geschah, er sah sich plötzlich an einem Punkte angelangt, von dem er wie von einem noch in ungewisser Ferne schwimmenden Glück kaum zu träumen gewagt hatte. Jetzt wurde ihm mit einem Male klar, warum ihn der Schwanenwirth immer so freundlich gegrüßt, sich so sorgfältig nach allem erkundigt hatte. Der Zusammenhang dieser Dinge war nicht schwer zu errathen. Auf die Empfehlung der Fuhrleute hin war der Wirth auf den Gedan-

ken gebracht worden, Leonhard in seine Dienste zu nehmen.

Noch hielt Leonhard den Thaler in Händen und sah wie trunken vor Freude vor sich hin, ohne zu antworten. Endlich sprach der Wirth: „Nun, kommt dir mein Antrag nicht gelegen, oder solltest du schon anders wo hin verdungen sein?“

Leonhard eilte jetzt, dem neuen Herrn seine Dankbarkeit und Dienstwilligkeit auszudrücken, empfahl sich ihm, dessen Herz er durch seine ungeheuchelte Freude und sein ganzes Wesen längst schon gewonnen hatte, und rannte dann fort, um seine übrigen Gänge zu besorgen und bald wieder zu Hause zu sein.

Unter Weges dachte er bei sich nach, wie er es wohl anfangen müsse, um Faet und dem neuen Hausherrn zu sagen, daß er sich in den Schwan verdungen habe. „Es müsse das doch mit Art geschehen und er sich gehörig entschuldigen,“ sagte er zu sich selbst, sonst könnten sie denken, er sei falsch oder was sonst.“

Allein als er nach Hause kam, gab sich sofort von selbst Gelegenheit, sich zu erklären. Der neue Hausbesitzer fragte ihn nämlich, ob er noch bei ihm bleiben würde? Als ihm nun Leonhard erklärte, er sei in den Schwan verdungen, sagte der Mann: da passest du auch besser hin, als hierher. Es wär schade für deine Kenntnisse und ich wünsch' dir alles Gute. Besuch uns nur recht oft.“

Leonhard blieb nun noch die wenigen Wochen im Hause, half an Walburgis Faet ausziehen und in dessen Wohnung einrichten und erschien Nachmittags um 5 Uhr mit Sack und Pack bei seiner neuen Herrschaft."

Wie Leonhard in das Gasthaus zum Schwan kommt und wie es dort aussieht.

Wir haben am Schlusse des vorigen Kapitels gesehen, wie unser Freund Leonhard Thummet unerwartet schnell seinen bisherigen Dienst verließ und in einen andern eingetreten ist. Diese Aenderung war dem Burschen nicht in den Sinn gefahren wie so manchen andern jungen Leuten seines Standes, denen nie in einem Hause lange wohl ist, hätten sie's auch noch so gut und erträglich daselbst, weil sie flatterhaften Sinnes sind und die Ehre, lange und treue Dienste an einem Platze zu verrichten, entweder nicht anerkennen oder gar nichts von ihr wissen. Leonhard war in der That bei Faet zufrieden gewesen, hatte sich vollkommen an seine Stellung gewöhnt, verrichtete seine schwere Arbeit, ob der Meister dabei zuschaute oder nicht, mit derselben Ordnung und Schnelligkeit und wenn er auch wirklich daran dachte, es in der Welt einmal höher bringen zu wollen, so war er bescheiden

und ehrlich genug, die Verwirklichung dieses Wunsches erst in späteren Jahren zu erhoffen.

Eben diese an jungen Leuten — ach leider! — seltene Bescheidenheit gewann ihm so viele Herzen, pflanzte ihn so fest in seines alten Meisters Gunst, daß der harte rauhe Faet und dessen nicht weniger menschenscheue Frau fast mit älterlicher Zuneigung an ihm hingen und ihm auf das strengste befahlen, ja jeden Sonntag, wenn er ausgehen dürfe, zu ihnen zu kommen. Zum Danke hatte Leonhard ihnen noch ausziehen geholfen. Es war das bald geschehen, denn die zwei Alten hatten wenig Geräth mitgenommen. Ein Tisch, ein Schrank, eine Kommode, einige Stühle, Betten und das Küchengeräth waren innerhalb zweier Stunden von Leonhard und der Magd in ihre Wohnung geschafft worden. Diese war auf dem Berge, woselbst die alte Kaiserburg erbaut ist, in einer ziemlich abgelegenen Strasse. Faet hatte da eine Parterrewohnung gemiethet, welche aus einer freundlichen Stube, einer Kammer, kleinen Küche und einem Höfchen mit Ziehbrunnen und der Holzlage bestand. Um das Fenster rankte sich ein Weinstock und vor der Thüre standen ein paar buschige Pflaumenbäumchen. Der Platz vor der Wohnung war frei, die gegenüberstehenden Häuser lagen tiefer, so daß die liebe Sonne im Sommer und Winter zu dem alten Ehepaar in die Stube scheinen konnte. Als nun alles hergerichtet war

und Faet im Sorgenstuhl am Ofen Platz genommen hatte, nahm sich alles gar gemüthlich aus, und das Weh, welches Jeden befällt, wenn er aus einer lange Jahre inne gehabten Wohnung scheiden muß, begann sich zu mindern.

Mit dem Versprechen, bald und dann wieder so oft als möglich zu kommen, war Leonhard geschieden; mit leichtem Herzen wanderte er in seinen neuen Dienst. In sein Dienstbuch hatte ihm Faet geschrieben: „hat als Knechtlein bei mir dient ein Jahr, ist ehrlich und sehr fleißig gewest, kann ihn jeder Herrschaft aufrichtig empfehlen. Faet.“ Kein Doktor kann sich über sein Diplom nach der Promotion inniger freuen, sich beglückter und stolzer fühlen, als Leonhard über diese wenigen schlichten Worte.

Leonhard war jetzt in seinem fünfzehnten Jahre zu einem mehr als fünf Schuh großen Burschen herangewachsen, sah aber weit älter aus, war auch viel stärker, als er schien und die letzten Jahre hatten ihm den Ernst eines zwanzigjährigen, ja wohl noch älteren Burschen gegeben. Er wußte, daß man in der Welt sei, um zu arbeiten und ehrlich sein Brod verdienen, und vor den Thorheiten der Jugend behütete ihn der Rückblick auf die Vergangenheit eben so wohl, als die Mühe und Beschwerde der Gegenwart und das Beispiel derer, mit denen er umging. Es ist wohl das größte Glück für einen jungen Menschen, wenn er für

den Anfang gleich mit Leuten zusammengeworfen wird, die den Ernst des Lebens und die Anforderungen, welche nun und zu allen Zeiten an den Menschen gemacht werden, gehörig würdigen und sich durch und durch so zeigen, daß sie beiden entsprechen. Der flüchtige Schimmer der Welt lockt ohnehin fort und fort an uns und wenn früh der Mensch daran gewöhnt wird, sein eitles Blenden zu verachten, so ist später der Gewinn um so größer und herrlicher und das frohe Bewußtsein ein überschwenglicher Ersatz für das, was das Gewissen und der göttliche Wille uns zu meiden gebieten. Zwei Herren kann aber Keiner dienen; man kann nicht Gott und der Welt zugleich huldigen. Will man das Eine um des Andern willen nicht ganz thun, so ist man schon auf dem besten Wege, ihm für alle Zeiten zu entsagen.

Im Schwan angekommen sah sich Leonhard vom Wirth und dessen Frau freundlich begrüßt. Man zeigte ihm seine Schlafstelle oberhalb des Stalles. Es war ein hübsches Stübchen mit Bett, Tisch, ein paar Stühlen, Kleiderkasten und einem Spiegel. Die vergitterten Fenster gingen in einen Garten hinaus und er war da so hübsch logirt, wie fast daheim Faet und seine Frau selber. Er kleidete sich rasch an, erschien mit blendend weißer Schürze angethan in der Gaststube und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Es waren da sehr viele Leute. Mehrere saßen

an einem Tische beisammen, hatten Hopfenproben bei sich und es schien sich da um einen Handel zu drehen. An einer andern viereckigen Tafel waren zwei Israeliten, welche Geld an den Hausknecht auszahlten. Dieser war ein bereits in den vierziger Jahren stehender Mann. Hinter dem Ohr hatte er eine Feder stecken. An einem Tischchen, welches in einem der Fenster stand, saßen Fuhrleute, hatten einen Haufen briefähnlicher aber geöffneter Papiere vor sich und schienen dieselben gegenseitig zu vergleichen. Von der Gaststube führte eine Thüre in ein anstoßendes wohlmöblirtes Gemach, welches dem Schwanenwirth und seiner Familie zum Aufenthalte diente. Leonhard bemerkte dort einen offenstehenden Schreibtisch mit großen Büchern belegt, wie er ähnliche bei Herrn Hohenthal in Pirna gesehen zu haben sich erinnerte. Die im Hause dienenden Leute kamen, während er zusah, eins ums andere, redeten mit dem Wirth und dieser schrieb sodann in die Bücher ein. Was das zu bedeuten hätte, konnte Leonhard nicht einsehen.

Inzwischen hatte der Wirth ein Packet Briefe zusammengelegt, in eine Brieftasche verschlossen, diese in einen grünen schwer mit Geld gefüllten Sack gesteckt und nun rief er Leonhard und ertheilte ihm den Auftrag, mit dem Geld zu verschiedenen Kaufleuten zu gehen und dort die auf dem Zettel ihm notirten Zahlungen zu machen. Leonhard

wußte nicht, daß das sein Probstück sei. Er ging aber fröhlich von dannen, weil er nur etwas zu thun hatte. Als er zu dem ersten Kaufmann kam, rief ihn sogleich Einer auf dem Comptoir mit der Frage: Von dem Schwan?"

„Ja," sagte Leonhard und ging hin.

„Gib die Frachtbriefe her;" sprach der Commis.

Leonhard holte dieselben aus dem Sack, der Commis sah sie durch, legte drei davon als in sein Haus gehörig vor sich zurecht, rechnete die darin berechneten Speditionsgebühren zusammen und verglich das Ergebniß mit dem Buche. Die Sache mußte stimmen, denn er wies Leonhard an, die drei Briefe an ein vergittertes Fenster zu tragen und dort anzuklopfen.

Dieses Fenster war in einem Verschlage angebracht. Sobald Leonhard sich gemeldet hatte, erschien ein Mann, der Kassier, nahm die Briefe, las die Summe — 78 fl. 54 kr. 2 pf. — laut und zog sich zurück. Als Leonhard ruhig des Weiteren wartete, rief er ihm zu: „Ausbezahlt, damit ich quittiren kann."

Leonhard hob seinen schweren Sack aufs Zahlbrett. Er hatte da Geld in allen Münzsorten, Kronengeld, Zwanziger, Achtzehnbätzner, Conventionsthaler, preußische Thaler, Münze, Groschen, Sechser, Zwölfer, Kreuzer, Pfennige und nun galt es: aufpassen. Allein dem geübten Rechner ward die Sache leicht und ehe eine Minute verging, la-

gen 20 Kronenthaler, zehn Conventionsthaler, zwei Zwanziger, ein Sechser und zwei Pfennige da, der Kassier sah über das Geld, fand es richtig, zog es ein, quittirte die Summe, legte einen Zwölfer Trinkgeld für Leonhard hin und sagte: „da ist was für deine Bemühung" und schloß das Fenster, ohne Leonhards Dank abzuwarten.

Der Knabe rief ihm seinen Dank durchs Gitter zu, und ging, nachdem er Geld und Briefe zusammengepackt hatte, zu einem zweiten Kaufmann. Hier wiederholte sich die Sache und so kam er nach und nach an eilf Plätze, bis er die runde Summe von 894 fl. 7 kr. ausgegeben hatte. Er hatte aber auf seinem Gange auch einen Gulden, sieben und zwanzig Kreuzer Trinkgeld erhalten. In seinem ausgeleerten grünen Sack klapperten noch Thaler und Münze und so begab er sich denn wieder auf den Heimweg. Es war ihm nicht wohl dabei zu Muthe; man hatte ihm das Geld nicht vorgezählt, sondern ihm die schwere Summe geradehin sorglos gegeben, als sei das eine Sache, die sich nicht fehlen könne. Er wußte nun zwar genau, wie viel er bezahlt aber nicht, wie viel er erhalten hatte, und nun zurückbringen müsse. Wenn etwas fehlte, so war er in einer peinlichen Verlegenheit. Und wenn er auch nicht den mindesten Grund hatte, an der Redlichkeit seines Herrn zu zweifeln — konnte sich dieser nicht geirrt haben?

Je näher er dem Schwan kam, je banger wurde ihm. Endlich stand er im Zimmer. Allein der Wirth war von Fremden umgeben, nahm ihm den Geldsack und die Quittungen ab, legte sie oben auf den Schreibtisch und sendete ihn abermals fort. Er hatte nun bis in die Nacht zu laufen, zu Bäckern, Metzgern, Schmieden, Wagnern, Sattlern zu gehen — kurz es schien, als seien eine unglaubliche Menge verschiedener Dinge gerade auf den heutigen Tag aufgehoben worden. An und für sich war an der Sache nichts unangenehmns, denn fast überall fand Leonhard, wenn er Bestellungen machte, offene Hände, so daß er gleich an diesem ersten Tage über einen Kronenthaler an Trinkgeld einnahm. Aber die Ungewißheit, in der sich befand, peinigte ihn um so mehr.

Endlich kam die Abendzeit und er wurde vom Wirth in die Nebenstube gerufen, um Rechenschaft abzulegen. Als er die Quittungen zusammen summirt hatte, sprach der Herr: du wirst nun noch 27 fl. 51 kr. haben; laß sehen." Der Sack wurde gestürzt und das Geld stimmte auf den Heller. Von Leonhards Brust aber wälzte sich eine Bergeslast und in der Freude griff er in die Tasche, legte seine erhaltenen Trinkgelder auf den Tisch und sprach: „das habe ich geschenkt erhalten."

Der Wirth schoß es durch, nahm ein neues Büchlein aus dem Schreibtisch, schrieb Leonhards Namen auf das weiße Schild des Deckels und

sagte: „Willst du, so nehm ich dir das Geld ab und schreib dirs gut. Willst du nicht, so kannst deine Sache selbst verwalten.“

Leonhard sprach: „Wenn Sie mir den Gefallen thun wollen, ich will gerne abliefern, was ich bekomme.“

„Mir recht;“ sprach der Wirth und fuhr dann fort: „Sei sparsam, ehrlich, aufmerksam und behalte von deinen Trinkgeldern nichts zurück, denn du brauchst kein Geld. Hast was nöthig, so wende dich an mich. Ich seh's gern, wenn so junge Leute, wie du, kein Geld führen.“

„Du hast nun die wichtigsten deiner Obliegenheiten kennen gelernt. Ich brauche, wie du siehst, einen treuen, ehrlichen Menschen, auf den ich mich verlassen kann. Sieh auf meine Sache, als obs deine wäre. Es wird vorkommen, daß man es hie und da versucht, mir unrecht zu thun, mich zu betrügen und dergleichen. Man wird dir die Augen und den Mund mit Geld zukleben und stopfen wollen, weil man weiß, daß ich mich auf dich verlassen muß, denn ich kann nicht alles selbst übersehen. Da muß dir dein Gewissen sagen, was du zu thun hast. Geh grad und rechtlich durch, ich schenke dir viel Zutrauen und werde auf dich sehen, wenn ich mich in dir nicht getäuscht habe.“

Mit den Leuten im Hause sei verträglich. Es hat Jeder seine ihm bestimmte Arbeit und es irrt Keiner den Andern. Der Posten, den du versiehst,

gehörte bisher — meinem Sohne. Aber der — genug, er ist jetzt in Straßburg. Du bist immer mir zu Händen, hast in der Wirthschaft Morgens, Mittags und Abends auf- und abzudecken, das Tischzeug in Ordnung zu halten und in den Zimmmern nachzusehen, ob die Gäste nichts bedürfen. Man wird dir das zeigen. Sei gegen Jedermann freundlich, am allermeisten gegen die Gäste, denn von denen leben wir alle. Nun merk dir das und thue deine Schuldigkeit."

Leonhard hätte gerne noch allerlei gefragt, allein sein Herr war schon wieder von Leuten umgeben und der Hausknecht rief ihn in die Gaststube, um ihm da seine Obliegenheiten anzuweisen. Unser Freund hatte genug zu thun. Es waren ihm sechzig Bestecke übergeben, vier Tischtücher, sechszig Servietten, sechzig silberne Eßlöffel und außerdem noch manches werthvolle Tischgeschirr an Aufsätzen, Salzfässern und dergleichen. Der Hausknecht zeigte ihm, wie er das alles aufbreiten, legen, und in Ordnung bringen müsse, denn wenn auch nicht immer, ja selten, alle Plätze am Tische besetzt waren, so mußte doch täglich vollständig aufgedeckt sein, weil außer Fuhrleuten auch andere Fremde, die billig und doch gut logiren wollten, den Gasthof besuchten. So lange das Essen dauerte, mußte Leonhard an der Tafel sein und das, was die Gäste verlangten, in der Küche bestellen. Es kostete Aufmerksamkeit, denn wenn z. B. Wein getrunken

wurde, der mußte sofort an der Tafel bezahlt werden, eben so das Bier, denn dieses wurde nicht im Hause geschenkt, mußte also aus einer anstoßenden Zapfenwirthschaft geholt werden. Auch schärfte ihm der Hausknecht ein, auf seine Bestecke acht zu haben, da er für dieselben haften müsse, bis er sie in die Küche abgeliefert habe, sich aber keine Aengstlichkeit in dieser Hinsicht im Zimmer ansehen zu lassen. Solche Gäste, die Abends nach dem Essen sitzen blieben, hatte er noch zu versorgen und jedem Fremden nach seinem Wohnzimmer zu leuchten.

Viele unserer Leser werden es uns Dank wissen, wenn wir zur Beleuchtung der eigenthümlichen Stellung, in der sich unser Leonhard jetzt befand, ihnen einige Notizen über einen solchen sogenannten Fuhrmannsgasthof mittheilen.

Der Handel hat durch die großartigen Verbindungswege, welche sowohl zwischen Welttheilen, als zwischen den Binnenländern der Continente aufgefunden und angelegt worden sind, einen so totalen Umschwung erlitten, daß die Verhältniße früherer Zeiten uns bald räthselhaft sein werden. Vor etwa achtzig bis hundert Jahren, wälzten sich schwere Lastwägen mühsam durch die sandigen Wege Süddeutschlands, wo jetzt auf Eisenschienen von Lokomotiven ungeheuere Lasten im Fluge dahingerissen werden. Der Transport der Güter verschlang, sobald die Wasserwege aufhörten, unge-

heuere Summen durch das theure Fortschaffen derselben auf der Axt, und die Frachten, d. h. der für den Centner mit Rücksichtnahme auf Quantität und Qualität und Raumeinnahme des Gutes bestimmte, nach der Meile berechnet werdende Fahrpeis, waren damals noch so hoch, daß die Fuhrleute sich trefflich dabei standen.

Die sogenannten Stapelplätze, wie damals besonders Nürnberg einer der größten und bedeutendsten für den mitteldeutschen Großhandel war, boten nun die eigenthümliche Erscheinung einer Art von Handelskolonien dar und es gab da, wie in den morgenländischen Städten Karavansereien, gewisse Gasthöfe, welche fast ausschließlich nur von Fuhrleuten bewohnt wurden. Der Fuhrmann lieferte seine Fracht bis in den Gasthof des Stapelplatzes und dem Spediteur, d. h. dem mit der Weiterbeförderung der Handelsgüter sich beschäftigenden Kaufmann überließ er alles Weitere. Aber auch zwischen dem Kaufmann und dem Fuhrmanne standen noch Mittelspersonen, welche von diesem Geschäft ihren Nutzen zogen. Sie besorgten die Geschäfte des Fuhrmanns am Stapelplatze und hatten dafür ihre Prozente. Das waren die Hausknechte oder Güterschaffner in den Gasthöfen. Durch sie ließ der Fuhrmann seine Fuhrwerke wieder mit Rückfracht versehen. Nürnberg als Fabrikstadt lieferte aber schon damals so viele Manu-

sakte, daß selten ein Fuhrmann leer oder nicht gehörig befrachtet zurückzugehen nöthig hatte. Wenn wir hier betheuern, aus dem Munde sachkundiger Personen die Versicherung erhalten zu haben, daß mancher solche Güterschaffner jährlich seine drei- bis viertausend Gulden verdiente, obschon er an seinen Herrn von seinem Erwerb noch abgeben mußte, so mag dieses einen Anhaltspunkt für die Bedeutung Nürnbergs als Handelplatz und für die Beurtheilung des Verdienstes derer geben, die früher vom Handel als dabei direkt Betheiligte oder als Mittelsleute Vortheil zogen.

Der Wirth kümmerte sich in der Regel wenig um die Geschäfte des Schaffners. Ihm fiel der reine Profit zu, den der Unterhalt des Fuhrmannes und seiner Pferde abwarf und alles, was für die Fort- und Herbeischaffung der Güter entrichtet werden mußte. Deshalb hielt jeder solche Wirth sich ein paar stattliche Pferde, die das drei- und vierfache von dem eintrugen, was ihr Ankauf und ihr Unterhalt kosteten, obschon sie nie über die Mauern von Nürnberg hinauskamen, außer wenn sie, prächtig geschirrt, in der Chaise ihren Herrn und seine Familie des Sonntags zu kostspieligen Lustparthien über Land zogen.

Ein solcher Gasthof war also eine Goldquelle für den Besitzer, ein reicher Born des Verdienstes für eine Masse von Handwerkern, Güterladern, Handlangern und andern Leuten, die dort sich täg-

lich einfanden, um als Beihelfer, Taglöhner u. s. w. einige Groschen zu verdienen.

Zu Stellen in solchen Gasthöfen drängten sich die „Nürnberger Stadtkinder“ aus unbegreiflicher Gleichgültigkeit nie, obwohl der dahin arbeitende Handwerker alle Tage Gelegenheit hatte, zu sehen, daß der dortige Hausknecht in einem Jahre noch einmal so viel verdiene und zurücklegen könne, als er in drei Jahren für sich und seine ganze Familie erwerbe. Arme Bursche vom Lande kamen dahin als Knechte, stiegen nach und nach zu diesen Güterschaffnerstufen empor, erwarben sich ohne große Mühe, ohne Risiko bedeutende Summen und in ihre Hände wanderten dann wieder die Gasthöfe selbst, wenn deren Besitzer verstarben und deren Erben zu hochmüthig oder zu leichtsinnig waren, die Quellen, aus denen ihre Eltern Hab und Gut geschöpft hatten, zu ehren und sich an ihnen niederzulassen.

In einen der bedeutendsten dieser Gasthöfe war nun unser Leonhard versetzt worden. Betrachten wir nun seine Umgebungen etwas näher.

Der Wirth Musküller war ein schlichter Ehrenmann. Er hatte als ein armer junger Bursche sein Glück in der Stadt gesucht, war auf dem oben bezeichneten Wege nach und nach empor gekommen und hatte sich mit einer Person verheirathet, die wohl für seine damaligen Verhältnisse paßte, aber nur jenen Ansprüchen genügen konnte, welche an

ein Mädchen vom Lande gestellt werden dürfen, dem es sogar an den nöthigen Schulkenntnißen mangelt. Seine Gattin war aber fleißig, arbeitsam und sparsam, bis die Liebe zu ihren Kindern diesem ihrem letztgenannten Vorzuge Eintrag that. Eine Tochter als Erstgeborne wurde von den redlichen Eltern in die besten Unterrichtsanstalten der Stadt gesendet. Aber Mangel an Verstand, Fleiß und Eifer machten alle an sie gewendete Mühe umsonst. Sie lernte blos sich putzen und blähen, und dem Hochmuth anderer Fräulein, denen sie es gleich thun wollte, die aber ihres Standes wegen sich weit über sie erhaben glaubten, trotzte sie durch den übertriebensten Luxus. Sie hatte ihr prächtig eingerichtetes Zimmer im Gasthause, wußte trotz ihrer Beschränktheit, was es heiße, sich bedienen lassen und setzte oft die halbe weibliche Dienerschaft durch ihre Launen in Bewegung. Der Vater zankte, aber er war zum Handeln zu schwach. So ließ er denn die Tochter, und die ihr mit wahrer Affenliebe ergebene Mutter, die von der Tochter vollkommen beherrscht wurde, machen, obgleich er gegen die Fehler seines Kindes nichts weniger als blind war.

Muskülller hatte auch einen Sohn und dieser war vom Himmel mit nicht geringen Geistesanlagen gesegnet. Des Vaters innigster Wunsch ging dahin, sich in dem Sohne einen Nachfolger zu erziehen und ihm dann nach erlangter Reife Haus

und Hof zu übergeben. Allein Muskiller machte die traurige Bemerkung, daß sein Karl den Werth des Geldes nicht zu schätzen wußte und sobald er zum Jünglinge herangewachsen war, sich den tollsten Ausschweifungen überließ. Er hatte seinen Sohn in einem Handelshause untergebracht, nicht etwa, damit derselbe sich ausschließlich dem merkantilischen Berufe widme, sondern nur deshalb, damit er in den jedem Menschen unentbehrlichen Kenntnißen sich eine höhere Gewandtheit erwerbe und eine allgemeine Anschauung der Handelsverhältniße sich verschaffe.

Der junge Muskiller wußte leider, daß sein Vater ein rentables Geschäft besitze und der lockere Bursche lernte bald, seine Ausgaben darnach einrichten. Der Vater versagte nun; aber der Sohn fand bald das schlimmste Mittel aus, sich Geld zu verschaffen — er borgte. Da gab es böse Auftritte im Hause und Karl wurde heimgeschafft, um unter des Vaters nächster Aufsicht zu sein. Er mußte nun Leonhards oben genannte Geschäfte besorgen. Allein auch diese konnte ihm der Vater nich lange anvertrauen, denn er bemerkte mit Kummer, daß sein Sohn bereits so tief gesunken wäre, Geld zu unterschlagen. Es war das um jene Zeit, wo Leonhard nach Nürnberg kam. Jetzt hielt sich Karl in Straßburg auf, woselbst er beständig durch bedeutende Baarsendungen unterstützt werden mußte. Jeder von dort einlaufende Brief war

für Muskäller und dessen Gattin eine Quelle neuer Furcht.

Die übrigen Personen im Hause waren Dienstleute, welche meist lange am Platze waren. Der Güterschaffer, ein fast vierzig Jahre zählender Mann, hatte sich schon ein hübsches Vermögen erspart, stand ziemlich unabhängig, ging damit um, sich anzukaufen und hatte früher ein Auge auf Muskällers Tochter geworfen. Allein diese thörichte Person dachte an eine ganz andere Unterkunft, als an eine solche, die er ihr hätte bieten können und begegnete ihm, als er sich ihr zu nähern suchte, mit solchem Hohn, daß ihm, wäre er nicht durch ihre Putzsucht ohnehin zurückgescheucht worden, alle Lust verging, ferner an sie zu denken.

Als zweiter Hausknecht diente im Schwan seit ein und zwanzig Jahren ein verheirather Mann. Dieser zeichnete sich durch Pflichttreue und Ehrlichkeit aus, war von Muskäller und seiner Frau gern gesehen, aber, obschon er gerade wegen seiner Brauchbarkeit Rücksicht, und seiner zahlreichen Familie wegen Theilnahme verdient hätte, fast hart gehalten. Weil er arm war, — konnte er da ehrlich sein? Weil er viele Kinder hatte, — mußte er da nicht aus dem Hause schleppen? Dieser arme Mann — jeder nannte ihn nur Görge — hatte im Hause die härteste Stellung.

Zwei Knechte dienten in den Stallungen zur Versorgung der Rosse. In der Küche war eine

Kochfrau, die kinderlose Wittwe eines Nürnberger Bürgers, und zwei Mägde besorgten die nöthigen häuslichen Arbeiten. Mit diesem weiblichen Dienstpersonale kam Leonhard besonders häufig in Verbindung, da er als Tisch- und Zimmerdiener ihnen das Besteck und Geschirr zur Reinigung zu überliefern und wieder von ihnen zu empfangen hatte. Ebenso gingen alle Speisen durch seine Hand auf die Tafel. Der Umgang mit diesen Personen erforderte einen eigenen Takt und das bei Faet binnen einem Jahre wohlgeübte Schweigsystem, das er sich zu eigen gemacht hatte, kam ihm trefflich zu statten. Außerdem erhielt er nach vollendetem Tafeln in der Küche von der Kochfrau seine Kost und der wackere Görge hatte ihm gleich am ersten Tage gerathen, es mit dieser nicht zu verderben. Sie sei so eine gute Frau, habe aber ihre Eigenheiten und wenn diese angetastet würden, so wisse sie es Einem so schlecht zu machen, daß er vierzehn Tage lang keinen warmen Bissen hätte."

Wir wollen nun sehen, wie unser Leonhard in diesem klippenvollen Meere steuert?

Wie sich der Himmel mit Wolken überzieht.

Weihnacht nahte heran; ein Vierteljahr war nun Leonhard im Hause und da er wenig redete, aber desto mehr dachte und mit um so größerer

Aufmerksamkeit beobachtete, so hatte er sich in seine Stellung ganz leidlich gefunden. Sein Platz war so einträglich, daß er an Trinkgeldern in dem kurzen Vierteljahre viel mehr eingenommen hatte, als bei Faet in einem ganzen Jahre sammt seinem Lohne. Allein dafür riß er auch dreimal mehr Kleider herunter und trotz seiner Sparsamkeit sah er sich gezwungen, beständig neue Kleidnngsstücke anzuschaffen. Muskülller forderte von ihm, daß er stets sauber gekleidet gehe und als nun das erste Vierteljahr um war und beide, Leonhard und Muskülller, zusammen rechneten, sah Leonhard, obwohl ohne Staunen — denn das hatte er bereits berechnet — daß ihm von Lohn und Trinkgeldern viel weniger übrig geblieben, als bei Faet. Er machte zu dieser Entdeckung ein ziemlich saueres Gesicht, das sein Herr entweder gar nicht gewahr wurde, oder nicht beachtete.

Die Verhältniße im Hause gestalteten sich für ihn weit unfreundlicher, als er glaubte. Musküller schenkte ihm sein volles Zutrauen; eben so hatte er das gesammte Dienstpersonale für sich, besonders den Schaffner und den Hausknecht. So wenig ihm nun der zweite was helfen konnte, so viel nützte ihm die Gunst des Schaffners, der ein gewichtiges Wort im Hause sprach und zu Musküller mehr auf der Stufe eines Geschäftstheilhabers, als in der Stellung eines Dieners stand. Der Schaffner war um diese Zeit sehr viel abwesend,

weil er im Begriff war, sich anzukaufen. Leonhard hatte viele Zeit übrig, besonders Vormittags und nach dem Abendessen. Weil er nun ein tüchtiger Rechner und Schreiber war, so hatte ihn der Schaffner schon früher benützt, um in seiner Abwesenheit seine Geschäfte zu besorgen. Leonhard erwarb sich bald Kenntniß von allem und zeigte solche Geschicklichkeit und Pünktlichkeit, daß ihm nun der Schaffner die Führung seines Geschäfts fast ganz anvertraute. In dieser Stellung benahm sich Leonhard redlich und sah auf die ihm fremde Sache so gewissenhaft, als wäre es seine eigene gewesen, so daß ihn Jedermann liebgewann und daß er täglich in der Achtung seiner Umgebungen stieg.

Anders stand es mit Frau Musküller und ihrer Tochter Käthe. Das Fräulein — diesen Titel hatte diese junge eitle Dame bereits ertrotzt — konnte Leonhard nicht ausstehen. Ueberall war ihr der „Bauernbengel“ — so zärtlich und delikat pflegte sie ihn zu betiteln — im Wege und ihre Mutter, obwohl von Natur eine gutmüthige rechtlich denkende Frau, war schwach genug, sich von ihrer Tochter gegen ihn aufhetzen zu lassen. So hatte nun Leonhard zwei Feinde im Hause, die er fürchten durfte, ließ er sich auch nur das Mindeste zu schulden kommen. Allein er hütete sich, einen Fehler zu begehen und da Jedermann wußte, daß die Frau und das Fräulein ihm auf-

fässig seien, so fand er allenthalben Unterstützung. Es war ihm nicht wohl dabei zu Muthe; dennoch bemühte er sich nach Art rechtlicher Menschen, diese beiden Personen durch die größte Dienstfertigkeit zu versöhnen. Allein auch dieses half nichts. Leonhard zerbrach sich vergebens den Kopf darüber, was wohl die Ursache sein möchte, daß ihm die Hausfrau und das Fräulein so abgeneigt wären? Allein der wahre Grund dieser ungerechten Feindschaft sollte ihm erst später klar werden.

Er fragte Faet um Rath, was er wohl thun solle? Der pfiffige Alte schüttelte den Kopf, sagte lange nichts und als endlich Leonhard in ihn drang, ihm doch einen Rath zu geben, was er thun solle, sagte der Alte:

„Nimm Dich in acht, daß sie Dir nichts anhängen. Weiberfeindschaft ist ein schlimm Ding. Können sie Dir mit Recht nichts anhaben, so schämen sie sich nicht, dich verdächtig zu machen und wo was fehlt im Haus oder was abgeht, mußt Du's weggeschafft haben. Der Alte (Musküller) ist ein Schwachkopf. Er läßt dich fallen, obgleich er jetzt große Stücke auf dich hält. Wenn dir was zustößt, so laß mirs gleich wissen. Halt deinen Bündel zum Schnüren bereit, denn im Schwan wird deines Bleibens nicht lange sein."

„Aber wohin?" sagte Leonhard, dem bei diesen schlimmen Prophezeihungen der Muth gänzlich sank.

„Flausen!“ sagte Faet, „wer wird so fragen?“ Thust grad, als obs in der Welt nur einen Schwan gäbe! Wär eine Schande für dich, könntest dich nicht überall durchschlagen. Wollen schon sehen, wenns Zeit ist.“

Leonhard erzählte nun von den Verhältnißen im Hause und theilte Faet mit, was von ihm verlangt werde und wie wenig er bei einem so kostspieligen Platze davon bringe.

„Mußt Geduld haben;“ sagte der Alte. „Es gefällt mir schon das nicht, daß dich Musküller zu so großen Ausgaben nöthigt. Wo große Feuer brennen, wird der Boden leer. Ist kein gutes Zeichen. Muß einmal mit dem Strobel reden“ (so hieß der Schaffner).

Das Weihnachtsfest kam heran, die Zeit, wo namentlich die Hausmütter Gelegenheit haben, durch ihre Gabenvertheilung Jedem im Hause zu zeigen, wie der Barometer ihrer Gunst für ihn stehe. Leonhard stand der Familie näher, als der Schaffner und irgend Jemand im Hause. Heute ward er sehr herabgestimmt. Für alle, alle war in der Wirthsstube am Festtagmorgen angerichtet, nur nicht für ihn. Stumm vor Wehmuth stand er allein in einer dunkeln Ecke. Er sah den Schaffner, die Kochfrau, die Mägde ihre Gaben in Empfang nehmen, selbst die Mägde fanden ihren Theil. Endlich fand sich das Fräulein vermüssigt, ihm zu bedeuten, er möge doch hinunter zu den Stall-

knechten in die Stube gehen, dort würde er seine Christbescheerung finden.

Gewaltig herabgestimmt verließ Leonhard das Wirthszimmer und ging hinab in die Stube der Knechte, wohin er außerdem nur kam, wenn er dort für Musküller was zu besorgen hatte. Dort fand er Leinwand zu einem halben Dutzend Hemden, Tuch zu Beinkleidern, eine neue Mütze, ein halbes Dutzend leinene, hübsche, farbige Taschentücher und eine seidene Binde — viel, viel mehr, als er nur gewünscht ja, gehofft hatte. Aber die Art, wie ihm diese reichen Gaben geboten wurden, verwundete ihn tief und schmerzlich und die zwei Knechte sahen ihm an, was er empfand.

„Die Fröln hat dich aufs Korn genommen, Liendl“ sagte der Aeltere, „hab's lang schon bemerkt, drum ist dir bei uns angerichtet.“

„Wenn ich könnte und verstünd', was du weißt, ich schmierte die Stiefel und ginge,“ sagte der Jüngere, ein gutmüthiger Bursche von Leonhards Alter und Größe.

Unserm Freund trat eine Thräne in's Auge, eine durch die bittere Erfahrung, die er heute machte, erpreßte Thräne. Die Wehmuth verschloß ihm den Mund, den er öffnen wollte, aber dem kein Wort erquoll.

„Laß gut sein, Liendl, bist nicht der Erste, dem sie's so machen. Sei klug, gut bist doch weggkommen. Thu dich nach 'nem andern Platz um,

die Welt ist weit und s'ist überall gut Brod essen, wenn man eins hat," sagte der Aeltere, indem er eine Pfeife anzündete.

Während in der Knechtsstube diese Unterhaltung stattfand, hatten oben die Dienstboten abgeräumt und sich mit ihren Festgaben aus dem Zimmer entfernt, in welchem nur Musküller, seine Frau und Tochter zurückblieben. Dem Ersteren, der von der mit Leonhard vorgenommenen eigenthümlichen Anordnung nichts wußte, fiel auf, daß der Bursche aus dem Zimmer gewiesen worden war und er fragte nun seine Frau unwillig, warum sie ihm seine Geschenke nicht oben aufgestellt habe.

Die Frau wußte nicht recht, was sie sagen solle. Doch antwortete sie: sie hätte geglaubt, es schicke sich besser, ihm das Seine zu dem der andern Knechte hinzustellen."

„Dummes Zeug," fuhr Musküller heraus, „der Leonhard ist kein Stallknecht; was zum Kuckuck fangt Ihr mit ihm an? Schon lang bemerk' ich, daß Ihr ihm nicht grün seid? Was habt Ihr auf den Burschen?"

„Wie der Vater thut!" sagte Käthe giftig, „meint man nicht, der Bauernbursch sei so gut, wie unser eins! Was ist er denn anders, als ein Knechtlein?"

„Halt dein M..l, vorwitziges Ding!" zankte der Schwanenwirth heftig. „Was geht dich der

Bursch an, wenn er mir recht ist? Mehr Nutzen leistet er im Haus, als du, die du nichts kannst, als dich putzen, die Zeit umbringen und die Leute an der Arbeit hindern. Laß mir den Burschen in Ruhe, oder ich werde dir deine Kniffe vertreiben."

Das Fräulein schoß nun heulend aus dem Zimmer, wüthender auf Leonhard erbost, als je. Die Mutter fühlte sich auch gekränkt, redete davon: daß es eine Schande sei, um so eines fremden Buben wegen sein eigenes Kind am heiligen Feiertag früh zu kränken, statt ihm eine Freude zu machen, wie alle Eltern ihren Angehörigen (Musküller hatte nämlich seine Geschenke für Frau und Kinder noch nicht zurecht gelegt) und es entwickelte sich eine jener widerlichen häuslichen Scenen, welche die Thorheit und der Leichtsinn der Kinder schon so oft zwischen diesen beiden, früher, so lange die Kinder noch klein gewesen waren, so friedlich zusammenlebenden Gatten veranlaßt hatten. In der That, Musküller und seine Frau hatten früher glücklich zusammen gelebt; aber jetzt hatte die Verschuldung der Kinder jeden Schatten der Ruhe und Zufriedenheit von ihnen verscheucht. Vorwürfe über die Mißrathenen, welche diese alternden Gatten einander mit Bitterkeit zuwarfen, vergrößerten stets den Riß, der die Herzen trennte und jede neue Thorheit, die ihnen zu Ohren kam, oder die sie mit einem Theile ihrer Habe und ihres

guten Rufes büßen mußten, war auch eine neue Veranlassung zu neuem Hader und Streit.

Die rechte Sabbatsfreude war nun gestört; der Friede, der an solchen Tagen segen- und heilbringend in unsere Herzen Andacht und Erbauung gießen kann und soll, wich thränend und die Weihnachtsmorgenfeier verwandelte sich in ein den finstern Dämonen des Zornes und der Unzufriedenheit gebrachtes Frühopfer.

Wo aber diese Dämonen ihr schlangenumwundenes Haupt und ihre Geißeln hohnkreischend schwingen, da kehrt ein finsterer Bote um den andern ein. Mit dem Frieden weicht der Segen, mit dem Segen sinkt der Wohlstand und Schlag auf Schlag wird der Stamm durchschnitten, bis er endlich die Last nicht mehr tragen mag und donnernd niederbrechend alles um sich her erschüttert, und was er erreicht zerschmettert.

Leonhard erschien jetzt, um der Herrschaft seine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Muskürllers Gattin hatte nicht übel Lust, ihm den Rücken zu kehren. Doch bedachte sie noch zu rechter Zeit, wie sündlich es wäre, dem Burschen noch weher zu thun, da er doch schon unverdient gekränkt worden. Sie reichte ihm also die Hand und verließ das Zimmer. Ihr folgte das Fräulein, nachdem es die Nase gerümpft und Leonhard einen verächtlich sein sollenden Blick zugeworfen. Musküller entgegnete: „schon gut, trags gesund und sei ferner brav,“ ging

dann voll Verlegenheit ans Fenster und trommelte an den Scheiben.

Leonhard kleidete sich an, um am heiligen Feiertage wieder einmal in die Kirche zu gehen, eine Erbauung, die er bei Faet jeden Sonntag unverwehrt sich hatte verschaffen können. Aber im Schwan kannte man nur das Geschäft und Dessen der den Segen dazu gab, schien kein Mensch zu gedenken. Unser Freund hatte darüber schon allerhand gegrübelt und wohl mit allem Recht, denn das ist einer jener Punkte, nach welchen ein rechtschaffener Dienstbote wohl fragen kann und darf. Wo der Herr nicht geehrt wird, ist kein Glück und Heil, und der Unsegen ruht auf allen, die unter solch gottlosem Dach wohnen. Es ist keine rechte Freude möglich und denkbar in solchem Hause und mag sich Einer dort wohl fühlen, wie die Krieger, die in einer belagerten Festung oberhalb einer Miene stehen, von der sie zwar wissen, daß sie vorhanden, aber nicht wann und wie sie springen wird?

Als unser Freund vor seinem Abgang aus dem Hause Abschied nahm und fragte: „Befehlens nichts mehr?“ sagte Musküller: „Geh in Gottes Namen, bet für mein Theil auch mit. Sonst wußt ich auch nicht weiter, als Sonntags in die Kirche. Es geschieht mir weh, daß ichs nimmer so halten kann.“

Leonhard ging und dachte bei sich selbst: „das

sollte mir leid sein, wenn mich je was davon abhielte, außer etwa Krankheit,“ kam in die Kirche und brachte Dem sein Dankopfer dar, der bisher sein rechter väterlicher Versorger und Schirmherr gewesen. Kaum war er fort, so rollte ein Fuhrwerk in den Schwan und ein junger vornehm gekleideter Mann stieg aus und schritt die Treppe hinauf. Es war Karl Muskküller, der so eben von Straßburg angekommen.

Die Eltern erschracken bei seinem unerwarteten Eintreffen nicht wenig. Es war, als ob zwei prozeßführende feindliche Partheien plötzlich zusammen gekommen und nun jede mit vorsichtigen Worten und hohler Höflichkeit eine mögliche Anregung unangenehmer Verhältniße sorgfältig zu vermeiden suche. Der Vater wendete dem ängstlich grüßenden Sohne bald den Rücken und ging ins Nebenzimmer mit der Entschuldigung, er komme gleich wieder und überließ nun dem weiblichen Theil der Familie die Sorge für den Sohn und das unangenehme Vorrecht, die Beweggründe, die Karl so schnell aus Straßburg hierher getrieben, zu vernehmen. Allein dieser war Mutter und Schwester viel zu überlegen, als daß er sich verrathen hätte. Vielmehr sondirte er sehr geschickt, ob man von seiner Ankunft schon etwas vermuthet habe; ob Briefe eingetroffen und dergl. und als er hörte, daß dieses nicht der Fall sei, athmete er hoch auf, da er nun noch Zeit hatte, seine Vorkehrungen zu treffen.

„Wo sind denn deine Kleider?“ fragte die Mutter.

„Kommen mit dem Fuhrmann nach; die Koffer sind gar zu schwer;“ versicherte der Sohn mit einer ebenso großen als glücklichen Dreistigkeit.

„Bist du denn ganz von Straßburg weg, Karl?“ fragte die Schwester.

„Ja; das Nähere werde ich Euch schon mittheilen,“ sagte Karl vorbeugend und winkte der Schwester.

Die Mutter war mit dieser Antwort nicht recht zufrieden; aber sie verließ den Sohn, um im Bereiche ihrer Herrschaft, der Küche, Nachsehen zu halten. Kaum war die Mutter fort, so änderte sich Karls ganzes Benehmen und er raunte seiner Schwester hastig zu: „Ist dein Zimmer geheizt, Käthe?“

„Ja“ sagte diese erschrocken, „warum?“

„Geschwind!“ sagte der junge Mensch mit einem fürchterlichen Ausdruck im Gesichte, „laß uns hinauf gehen, es hängt Tod und Leben davon ab und ich bin verloren, wenn du jetzt nicht alles für mich thust, was in deinen Kräften steht.“

„Allmächtiger Gott!“ stöhnte das Fräulein erbleichend, ging jedoch vom Bruder geschoben voran und so kamen beide Geschwister nach dem Zimmer, das im Allgemeinen an schöner Einrichtung jenem der Frl. Amalie Hohenthal in Pirna nichts nachgab. Allein statt daß dort eine liebliche Ordnung

und Reinlichkeit herrschte, lag hier alles kunderbund durcheinander.

Der Bruder schloß die Thüre, raffte dann einen Pack prächtiger auf dem Sopha liegender Kleider zusammen, warf sie auf einen am Ofen stehenden Stuhl und nahm dann händeringend in einer Ecke des Sophas Platz. Es entstand eine lange unheilschwangere Pause.

„Käthe, dieses Mal mußt du dich ins Mittel legen; wo nicht, so bin ich verloren;“ sagte der Bruder.

„Was ist denn?“ sprach das Fräulein, „du hast wahrscheinlich wieder Schulden gemacht, die der Vater zahlen soll!“

„Mehr noch, Käthe;“ sprach der junge Mensch mit einem ungekünstelten Händeringen.

„Wie? was denn?“

„Falsche Wechsel!“ sagte Karl.

Das Fräulein hatte keinen richtigen Begriff von der Gefahr, in welche sich ihr Bruder durch seine betrügerische Fälschung gestürzt; doch ahnete sie, daß etwas besonders Schlimmes dahinter stecken müsse und sprach:

„Läßt sich denn das nicht mit Geld abmachen?“

„Die Gerichte müssen mir schon auf der Spur sein und wenn das der Fall ist, dann ist es zu spät!“ rief Karl in voller Verzweiflung.

„Was thut man denn aber, um dir zu helfen?" sagte das Fräulein.

„Es müßte ein Bevollmächtigter nach Straßburg reisen und die Wechsel einlösen, damit die..."

„Nun was?"

„— die Steckbriefe zurückgenommen werden," sagte Karl dumpf.

„Barmherziger Gott, Steckbriefe?" schrie das Fräulein. „So bist du also ein Spitzbube?" und sank erschöpft auf den Stuhl. In diesem Augenblicke begann das Kirchengeläute, das den Schluß des Gottesdienstes verkündete. Es schallte wie der warnende Ruf des Himmels herein in dieses Gemach zu den zwei Geschwistern, von denen so eben das eine dem andern so schreckliche Eröffnungen gemacht.

Unten ward es aber auch laut; man hörte Muskullers Stimme, der mit ungewöhnlicher Heftigkeit nach seiner Frau rief. Käthe öffnete die Thüre, um zu horchen. Sie hörte, wie ihr Vater mit vor innerer Bewegung gebrochener Stimme sagte: „Mutter, da lies den Brief; das — ist mein Letztes!"

Darauf vernahm sie einen schweren Schlag, ein kreischendes Geschrei, mehrere Männer eilten heran, es gab ein Geräusch, als ob einige Personen mit einander kämpften. Muskullers Gattin rief: „Schnell, da herein!" eine Thüre wurde geöffnet, die Kämpfenden schienen dort einzudringen,

dann wurde die Thüre heftig zugeschlagen und alles war stille.

Die Kochfrau und die Mägde standen unten und fragten; was es denn gäbe? Allein alles ging zu rasch und sie hatten nur gehört, nichts gesehen. Da nun Musküllers Gattin kam, und sie im Tennen müssig stehen sah, trieb sie die Leute mit ein paar hastigen Worten an ihre Arbeit, sendete eine Magd nach einem Arzte und rief dann nach ihrer Tochter.

All dieses war so erschütternd, daß das Fräulein trotz ihrer großen Leichtfertigkeit davon auf das furchtbarste ergriffen wurde. Sie warf ihrem Bruder, der vernichtet auf dem Sopha lag, einen Blick der tiefsten Verachtung zu, sagte: „Wag es nicht, Elender, mein Zimmer zu verlassen; sonst werde ich für dich kein Mitleidswort haben, Vatermörder!“

Es war ein so furchtbarer Ernst in diesen Worten und er wirkte, da er aus dem Munde dieser außerdem so leichtsinnigen Person kam, so außerordentlich gewaltig, daß Karl vernichtet zusammen brach, nachdem seine Schwester das Zimmer verlassen und ihn in demselben versperrt hatte.

Zitternd und bleich lag er auf den Knien an der Erde, mit den bebenden Händen am Sopha sich kaum noch aufrecht erhaltend. Das gräßliche Gefühl des göttlichen Zornes ging über diesen Frevler dahin, er beugte sich unter dem Ahnen

dieser furchtbaren Gewalt über ihm, wie die reisende Aehre im Saatfeld, wenn der Sturm über sie hinbraust, sich beugt, wenn der Hagel ringsum niederrasselt und die fahlen Blitze alles in Gluth und Flammen zu setzen drohen.

„Was habe ich gethan! Erbarmen! Rette, gerechter Gott! Einen Ausweg! Wie kann ich es gut machen!"

Diese schrecklichen Worte des Geständnißes, diese Ausbrüche der Verzweiflung stöhnte er vor sich hin. Aber keine Stimme antwortete ihm. So lag er, bis es Nachmittags zwei Uhr wurde. Er hörte kommen und gehen, viele, viele Menschen; aber nach ihm fragte Niemand, er schien völlig vergessen. Endlich, nach einer fast vierstündigen Höllenangst kamen mehrere Personen die Treppe herauf; er erkannte die Stimme seiner Schwester, die einen Fremden begleitete. Die Thüre wurde gesperrt und beide traten ein. Karl sah seine Schwester an; ihre Augen waren verweint; ihre sonst so sorgfältig geordnete Kleidung, ihr verworrenes Haar verriethen Ausbrüche einer leidenschaftlichen Erregung, in der man des Aeußeren vergißt. Der sie begleitende Karln unbekannte Mann betrachtete ihn von Fuß bis zu Kopf sehr aufmerksam, setzte sich dann an den Tisch, nahm ein paar Briefe, Papier und eine Bleifeder heraus, legte sie zurecht und sprach zu Karls Schwester:

„Es wäre mir wohl lieb, wenn Sie blieben, Fräulein. Doch nach so jammervollen Scenen, die Sie heute erlebt, kann ich Ihnen nicht verdenken, wenn Sie wegzugehen wünschen."

Käthe verbarg ihr Gesicht schluchzend im Taschentuch und setzte sich dann auf einen neben der Thüre stehenden Stuhl. Der Fremde fuhr fort und wendete sich nun an Karl:

„Ich bin der Rechtsanwalt Lorsch von hier, junger Mann, und als solcher von Ihren bedauernswerthen Eltern gerufen, um in einer äußerst beklagenswerthen und sehr schlimmen Sache „— er betonte das stark —" mit meinem Rath hier Beistand zu leisten. Wir werden uns viele Worte ersparen, wenn ich sogleich zur Sache gehe. Sie sind aus Straßburg entwichen, um den Gerichten zu entrinnen, weil Sie falsche Wechsel gemacht und in Umlauf gebracht haben. Dieser Brief hier, „— er zeigte Karl ein Schreiben —" an Ihren Herrn Vater gerichtet, setzt ihn von dem von Ihnen begangenen Verbrechen in Kenntniß. Ich werde Ihnen denselben vorlesen; er lautet:

„Werther Herr Musküller!"

„Mit aufrichtigem Bedauern muß ich Ihnen melden, daß Ihr Sohn Karl zwischen gestern und heute sich heimlich aus unserm Hause entfernt hat. Zu unserem Schrecken wird uns eben die Mittheilung von dem Banquier Haas und Lefevre dahier, daß Ihr Sohn dortselbst falsche auf Paris

lautende Wechsel abgegeben und die Summe gezogen. Dieses Haus dringt auf sofortige Zurückzahlung der Summe, die leider nicht weniger als sieben und zwanzig tausend Franken beträgt und droht, wenn diese nicht sofort erfolgt, mit gerichtlicher Verfolgung des Fälschers. Ich habe mich eilfertigst zu meinen Collegen begeben, um bei ihnen die dringendsten Bitten einzulegen, damit sie nur noch einige Tage Geduld hätten. Allein die schlimmen Zeitumstände, die allen Handel und Wandel ohnehin schwer bedrücken, machen alle Mühe umsonst. Vierzehn Tage Frist sind mir jedoch bewilligt und diese nur unter der Bedingung, daß innerhalb derselben das Geld nebst Zinsen durch mich erlegt werde. Gerne würde ich sogleich für Sie die Zahlungen machen; allein ich bin so von Baarschaften entblößt, daß ich mich außer Stande sehe, es zu thun. Auch weiß ich Ihre Gesinnungen nicht. Ich bitte Sie, mir eiligst Nachricht zu geben und durch einen hierher zu sendenden Kommissionär, der mit den nöthigen Baarschaften versehen sein muß, alles ordnen zu lassen, außerdem, wie Ihnen bekannt sein wird, Sie nebst den Prozeßkosten vollen Schadenersatz leisten müßten, die Steckbriefe in Lauf gesetzt würden und Ihr Sohn im Betretungsfalle am Schandpfahl und mit achtzehn bis zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verbüßen würde.

Um größte Eile bittet A. F. Müller's

Speditionsgeschäft in Straßburg.

„Mit demselben Briefe ist ein zweites Schreiben von unbekannter Person hier eingelaufen, dessen Inhalt ich Ihnen gleichfalls mittheilen werde. Es lautet:

„Sehr geehrter Herr!“

„Obwohl unbekannt erlaube ich mir, an Sie zu schreiben, jedoch in der besten Absicht. Ich machte dahier vor etwa einem halben Jahre die Bekanntschaft Ihres Sohnes, der sich als Volontair in dem Handlungshause A. F. Müller dahier befindet. Ich bin auch aus Franken, ein geborner Altdorfer, obschon Ihnen mein Name unbekannt sein wird. Als Landsleute gingen wir anfangs oft zusammen ins Kaffeehaus, bis Ihr Sohn die Bekanntschaft einiger lockern jungen Leute machte, wodurch er meines Umganges entbehren konnte. Dennoch verlor ich ihn nie aus den Augen. Ich sah, wie er sich dem Trunke, dem Umgang mit leichtfertigen Weibspersonen und endlich dem Spiele ergab. Ich versuchte es vergebens, ihn auf bessere Wege zu bringen, und erntete für meine gutgemeinten Rathschläge nur Undank. Dennoch ließ ich nicht ab, ihn zu verfolgen, um vielleicht für meinen mißleiteten Landsmann etwas thun zu können. Allein ich erkrankte schwer und mußte sechzehn Wochen lang das Bett im Krankenhause hüten.

Erst vor drei Tagen ging ich wieder aus und erkundigte mich sogleich nach Ihrem Sohne. Sein unverhältnißmäßig großer Aufwand hatte alle Blicke

auf ihn gewendet. Man vermuthete schlimme Dinge, mit welchen ich Sie weiter nicht behelligen will. Durch einen meiner nähern Bekannten, der bei Haas und Lefevre dahier conditionirt, bin ich aber in Kenntniß gesetzt, Ihnen zu melden, daß Ihr Sohn sich die Mittel zu seiner Verschwendung durch falsche Wechsel, die er auf das Handlungshaus „Lerouge und Boulan" in Paris gezogen, verschafft hat. Die Summe beträgt 27000 Franken. Ich eilte nach seinem Quartier, um ihm die Entdeckung des von ihm begangenen Verbrechens mitzutheilen und ihm mit Rath und That beizustehen. Allein er war bereits entflohen."

„Dieses theile ich Ihnen in der wohlmeinendsten Absicht mit. Herr A. F. Müller wird Ihnen deshalb auch bereits geschrieben haben. Sollten Sie einen Commissionär zur Ehrenrettung Ihrer Familie anher senden, so addressiren Sie denselben an mich und ich werde alles thun, was ich vermag, um Ihnen dienstfertig zu sein. Ich habe zu meiner Erholung noch vierzehn Tage Urlaub von meinem Prinzipal erhalten und bin also im Stande, mich Ihrem Dienste ganz hingegeben. Auch bin ich seit sechs Jahren auf hiesigem Platze und kenne alle Verhältniße genau.

Mit der Versicherung meines herzlichen Bedauerns und meiner Dienstwilligkeit bleibe ich

Ihr ergebener Georg Auer, Commis bei
A. L. Landmanns Erben in Straßburg.

„Diese beiden Briefe, mein junger Herr, haben Ihren guten Vater so in Schrecken versetzt, daß er einen Schlaganfall bekommen hat und nun sehr bedenklich krank darnieder liegt. Ich bin gerufen worden, um seinen letzten Willen zu vernehmen und habe hier das Testament bereits von der Hand Ihrer beiden redlichen Eltern unterzeichnet."

Der Rechtsanwalt hielt inne und betrachtete den jungen leichtsinnigen Menschen, auf dessen Gesicht sich alle Schrecken des Schuldbewußtseins und der gräßlichsten Verzweiflung abmalten. Es war Leichtsinn, grenzenloser Leichtsinn gewesen, was ihn zu allen seinen Fehlern und Vergehungen angetrieben; aber Bosheit des Herzens, verruchte heillose Sinnesart, die vor den Folgen der Frevel selbst nicht zurückbebt, nicht. Mit gesträubten Haaren, mit rollenden Augen, als erblicke er Furien, die ihn bereits mit schlangenumwundenen Häuptern und geschwungenen Fackeln umgäben, sprang er auf und taumelte, sich mit den Händen die blonden Haare raufend, unter dem Rufe: Mein Vater, mein Vater! nach der Thüre. Er bot in diesem grauenhaften Zustande einen so entsetzlichen Anblick dar, daß der Rechtsanwalt, an Ausbrüche der Leidenschaft gewöhnt, dennoch ängstlich wurde, ihn umfaßte, zu dem Sopha zurück nöthigte und sprach:

„Was wollen Sie? Wohin wollen Sie gehen?"

„Ich will zu meinem Vater!“ schrie der Unglückliche schluchzend. „Wenn er stirbt, so will ich doch noch an seinem Sterbebette stehen und ihn um Verzeihung flehen. Und wenn er mir nicht verzeiht und selbst wenn er mir flucht, so will ich das doch lieber dulden, als hier im Bewußtsein meiner Schuld wahnwitzig werden!“

„Sie dürfen nicht zu Ihrem Vater;“ sagte der Anwalt, „er ist sehr krank, aber der Arzt gibt Hoffnung, daß sein Leben erhalten werde. Gehen Sie aber jetzt zu ihm, so erneuert sich der Schrecken und der Kummer und Sie tödten ihn dadurch.“

Der Unglückliche sank wieder auf einen Stuhl und starrte stieren Auges vor sich hin; er bot einen wirklich mitleiderregenden Anblick dar.

„Ich habe Ihnen noch mehr mitzutheilen“ sprach der Anwalt: „können Sie mich völlig verstehen?“

Karl nickte und der Anwalt fuhr fort: „Bei der Aufnahme des Testamentes hat sich ergeben, daß die Vermögensumstände Ihres Herrn Vaters nicht von der Art sind, wie man allgemein glaubt und wie vielleicht Sie irriger Weise gemeint haben. Man muß, um Sie aus den Händen der Gerichte zu retten, die Summe von zwölf tausend sechs hundert Gulden opfern. Damit ist der Theil des Vermögens, den Sie im Falle des Ablebens Ihrer Eltern, und falls der Gasthof um vier und

zwanzig bis sechs und zwanzig tausend Gulden veräußert werden könnte, zu erben gehabt hätten, verloren und Sie besitzen nun nichts mehr. Ich frage Sie nun auf ihr Gewissen: was haben Sie mit der ungeheuern von Ihnen erhobenen Summe angefangen?

Karl griff zitternd in die Brusttasche, nahm sein Portefeuille hervor und legte es vor den Anwalt auf den Tisch. „Sieben tausend Gulden sind dahin" sprach er zerknirscht. „Ich spielte, ich wollte das Glück ertrotzen. Den Rest werden Sie im Portefeuille in holländischen Bankscheinen finden."

Der Anwalt suchte nach, fand fünf Bankscheine jeden auf 1000 fl. lautend und noch um 600 fl. kleinere Werthpapiere. Er notirte die Summe und sprach: „Besitzen Sie sonst nichts weiter?"

Karl griff in die Tasche, legte die Börse auf den Tisch, daneben eine goldene mit Brillanten besetzte Uhr und sagte dann: das ist alles, was ich habe."

„Haben Sie in Straßburg gegen sonst Wen Verbindlichkeiten? Sagen Sie es mir vertrauensvoll, denn diese Angelegenheit muß gänzlich geordnet werden, und auf Ihrem Namen darf kein Mackel haften; so will es Ihr redlicher Vater!"

Karl sann nach, dann sprach er: „Nein!"

„Gut, so wäre ohngefähr die Hälfte gerettet. Verlassen Sie nun das Zimmer Ihrer Schwester

nicht, bis ich Sie zu mir rufen lasse, oder bis Ihre Eltern Sie zu sprechen wünschen. Ihr Verstand und Ihr Gewissen müßen Ihnen sagen, wie schwer Sie gefehlt haben. Sie sind ein und zwanzig Jahre alt. In diesen Jahren läßt sich von einem jungen Manne erwarten, daß er zur Besinnung komme, von seinem bösen Wege umkehre, daß er alles, was er verschuldet, durch doppelten Gehorsam und einen tadellosen Wandel wieder gut zu machen suche. Ich eile nun zu Ihren Eltern. Was soll ich ihnen sagen?"

Karl öffnete den Mund, um zu sprechen. Aber das Wort erstarb ihm auf der Zunge und der Anwalt sprach:

„Es scheint, Sie empfinden das Gewicht Ihrer Schuld; das freut mich; nur wünsche ich, daß es kein vorübergehender Anflug von Reue, sondern ein aufrichtiges Leid um das, was Sie gethan haben, sein möge. Ich werde nun zu Ihren Gunsten sprechen und Ihren Eltern sagen, daß Sie aufrichtige Reue fühlen und Besserung geloben. Ist das nach Ihrem Sinn?"

Der junge Mann näherte sich zitternd, reichte dem Anwalt die Hand und legte die Linke betheuernd aufs Herz. Der Anwalt empfand bei diesen Zeichen der tiefsten Zerknirschung ein inniges Mitleid, verließ dann die Geschwister, ging hinab ins Krankenzimmer, beendete dort seine Sache und schied mit dem Auftrag, ihm den nach Straßburg abgehen-

den vertrauten Freund morgen in aller Frühe zu senden, da derselbe bis Mittags zwölf Uhr schon unter Weges sein müsse.

Bruder und Schwester waren allein. Zum ersten Male empfanden beide, wie viel sie als Kinder zu bereuen, wie viel sie bei ihren Eltern gut zu machen hätten. Ihre Thränen floßen; aber Vorwürfe machte die Schwester dem Bruder nicht mehr.

Muskiller, dessen Gesundheit schon längere Zeit nicht mehr so fest gewesen war, als sonst, hatte kaum die oben angeführten Briefe gelesen und seiner Frau gerufen, als ihn ein heftiges Uebelbefinden ergriff und er vor seiner Frau zusammen stürzte. Glücklicher Weise kamen zwei Fuhrleute so eben aus dem Stalle herauf; diese ergriffen den zuckend an der Erde liegenden Mann, schleppten ihn in das Schlafzimmer und legten ihn, nachdem sie ihn mit Hilfe seiner Gattin entkleidet, zu Bette. Eine Magd lief schnell nach einem Arzte und rief den ersten, den sie auf der Strasse traf und als solchen erkannte. Der Arzt sagte nichts, sondern ordnete mit bedenklicher Miene eine Aderlässe an. Während der herbeigerufene Chirurg damit beschäftigt war, kam Muskiller wieder zu sich; aber er war auf der rechten Seite gelähmt und die Sprache war ihm so verfallen, daß man sein Lallen nur schwer verstand.

Der Arzt blieb anwesend, bis die Aderlässe vorüber war und sagte dann: er glaube zwar nicht an eine nahe sich wiederholende Gefahr; doch könne

eine leise Veranlassung die Wiederkehr des Schlagflusses bei der scheinbar außerordentlich großen Gemüthserregung des Kranken bewirken und dessen sofortigen augenblicklichen Tod herbeiführen. Sei also etwas zu ordnen, so möge es bald geschehen; dieses zu erklären gebiete ihm in Anbetracht der obwaltenden bedenklichen Umstände seine Pflicht.

Erschüttert sahen sich beide Gatten an und Muskküller forderte augenblicklich einen Rechtsanwalt, um von ihm seinen letzten Willen verabfassen zu lassen. Das Weitere wissen unsere Leser bereits.

Leonhard kehrte nach dem Schlusse des Gottesdienstes nach Hause zurück und erschrack nicht wenig, als er erfuhr, was geschehen war. Unter den Dienstboten war die beklagenswerthe Veranlassung all dieses Unglücks nicht bekannt geworden; um so herzlicher war das Bedauern und die Trauer, welche alle über das Erkranken ihres Herrn empfanden. Muskküller war ein stiller, rechtlicher Mann, der Keinem weh that, jedem wohlwollte und nur die Fehler hatte, daß er mißtrauisch war und sich zu sehr von seiner Frau und Tochter lenken ließ.

Der Mittagstisch war leer; nur zwei Gäste waren da, denn an Weihnachten sucht selbst der Fuhrmann daheim bei Frau und Kindern zu sein und alle Geschäfte ruhen. Leonhard hatte also wenig zu thun und Zeit genug, seinen Gedanken nachzuhängen. Er war traurig gestimmt; alle seine Hoffnungen schienen eine nach der andern nie-

derzubrechen und wie er sich heute zwar nicht zurückgesetzt, aber dennoch durch das Benehmen seiner Herrschaft unverdient gekränkt fühlte, so glaubte er auch bereits auf dem Punkte angelangt zu sein, wo er jeden Augenblick die Nachricht von seiner Entlassung an Lichtmeß zu hören erwartete.

Er hatte in der Küche von der Ankunft des jungen Herrn gehört. Diese schien ihm mit Musküllers Benehmen und dem seiner Gattin und Tochter in genauem inneren Zusammenhang zu stehen. In solchem Wahne deckte er traurig ab, ging dann in die Küche, setzte sich in eine Ecke und verzehrte stumm sein Mittagsmahl. Dann ging er, nachdem er sein Weißzeug und Silbergeschirr versperrt, in sein Stübchen, nahm ein Buch zur Hand und las einige Stunden darin.

Plötzlich wurde die Thür seines Stübchens geöffnet und Leonhard sank vor Erstaunen das Buch aus der Hand, als er Fräulein Käthe erblickte.

„Sollst zum Vater und zur Mutter kommen, Leonhard, haben was Wichtiges mit Dir zu reden,“ sagte das Fräulein und zwar mit sehr gütigem Ausdruck der Stimme.

Leonhard wollte noch ein wenig aufräumen; aber das Fräulein sagte: „Geh nur schnell, ich muß ohnehin nachsehen, wie Du von den Leuten gehalten wirst. Sonst kommt man das ganze Jahr nicht dazu, als an den Feiertagen.“

Leonhard lief und das Fräulein ergriff neugie-

neugierig das von Leonhard auf den Tisch gelegte Buch, um nachzusehen, was er lese. Sie fand ein damals sehr verbreitetes Werk, das den seltsamen Titel hatte: „Ueber das menschliche Elend!“ eine Aufzählung der verschiedenen Zuchtruthen, deren sich der Himmel bedient, um uns eindringliche Warnungen vor der Eitelkeit der irdischen Dinge zu geben. Staunend legte sie dieses Buch bei Seite. Auf einem Rahmen standen noch mehrere andere Bücher. Mit vermehrter Neugier nahm sie diese eins nach dem andern herab. Es fanden sich da Rechenbücher, ein paar Briefsteller und ein ihr wohlbekanntes Gebetbuch, Arndts „Paradiesgärtlein,“ das ihre Eltern auch besaßen, welches aber das Jahr über gar wenig zur Anwendung kam. Sonst war im Stüblein alles nett und sauber. Gedankenvoll verließ das Fräulein dieses von ihr selten besuchte Gemach und begab sich zu ihrem Bruder.

Leonhard gelangte zu Musküller und fand seinen Hernn tödtlich krank und erschöpft im Bette. Der Leidende grüßte ihn mit einer Bewegung der gesunden linken Hand. Frau Musküller rückte ihm einen Stuhl zurecht, eine Ehre, über die Leonhard nicht wenig erstaunte. Am Bette saß Strobel, der Schaffner, der jetzt als ältester treuester Diener Musküllers Stelle vertreten mußte und in alle Geheimniße eingeweiht war. Er machte Leonhard mit allem bekannt, was vorgefallen war, ließ ihm die Briefe lesen und sprach dann:

Es handelt sich nun darum, daß alles verborgen bleibe, damit Niemand von dieser Sache was erfahre und darum sucht man einen ehrlichen verschwiegenen Menschen, der nach Straßburg gehen soll, um dort die Sache abzumachen. Der Herr hat nun auf meinen Rath hin auf dich sein Vertrauen gesetzt. Du bist im Hause und es ist somit auch deine Sache, wenn von dieser Geschichte nichts auskommt, sondern alles im Stillen abgeht. Zudem erregts kein Aufsehen, wenn du fortgehst und du hast nichts weiter zu thun, als mit einem rechtlichen Mann in Straßburg, an den man dich anweisen wird, dich zu benehmen und in seiner Gegenwart bei dem Banquier das Geld abzuliefern. Mit den nöthigen Papieren und einem Paß wirst du vom Dr. Lorsch versehen, der dir alles bis morgen Mittag besorgt. Willst du nun nach Straßburg reisen und alles ehrlich und gewissenhaft besorgen?"

„Von Herzen gerne," versicherte Leonhard, der, als er hieher gerufen wurde, nichts weniger als seine Aufkündigung zu hören vermeint hatte. Er blieb nun bis Abends im Zimmer, that am Krankenbette Handreichung und rückte heute im Vertrauen seiner Herrschaft binnen wenigen Stunden weiter vor, als es unter gewöhnlichen Umständen in wohl zehn Jahren der Fall gewesen wäre. Muskküllers Frau und ihre nun sehr gedemüthigte Tochter unterhielten sich mit ihm und erstaunten nicht wenig, als sie die gesunden Urtheile unseres Freundes, seine guten An-

sichten vernahmen und sich von den mancherlei Kenntnißen überzeugten, die er sich erworben hatte. Später erzählte er ihnen von seinen Reisen und dem was er da erfahren und erlebt hatte und sein Glück, die Herzen, ohne daß er darauf ausging, zu erobern, bewährte sich heute auf das glänzendste. Er sah Muskküllers Gattin und Tochter aus Feindinen zu seinen Freunden werden, in deren Gunst er so fest stand, als in der Faets und seiner Frau.

Am folgenden Tage Mittags saß Leonhard im Postwagen, um darin nach Straßburg zu rollen.

Leonhard kriegt Platz im Schwan und wird von Faet mit scharfer Lauge gewaschen.

Wir müssen nun über einen langen Zeitraum von fünf Jahren hinweg sehen, in welchem unser Leonhard viel, viel Wichtiges erlebte, große Erfahrungen machte und an Kenntniß und Einsicht beständig zunahm. Der Schaffner Strobel hatte im Laufe dieser Zeit ein Brauhaus in Nürnberg käuflich an sich gebracht und dasselbe bezogen. Als er Muskküller, der inzwischen wieder genesen, aber dessen rechte Seite gelähmt war, von seinem Kaufe und baldigen Abzug in Kenntniß setzte, empfahl er ihm Leonhard als Schaffner. Muskküller hatte längst nichts anderes im Sinne, als Leonhard diese Stelle zu geben, beson-

ders da sein Sohn schon früher dazu keine Lust hatte und nun nicht mehr fähig war, diesen Posten zu versehen.

Der junge Musküller fiel nämlich bald nach jenen traurigen im vorigen Kapitel erzählten Ereignißen in eine schwere Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte und eine Nachkrankheit hinterließ, von welcher er durch keine ärztliche Hilfe mehr befreit werden konnte. Er bot das traurige Bild eines jungen Menschen dar, der in Folge seiner Ausschweifungen früh gealtert ist und nun statt zunehmender Kräftigkeit vielmehr als junger Mann alle Schwächen und Leiden des Greisenalters zur Schau trägt. Zu jeder ernsten anstrengenden Thätigkeit unfähig, siechte dieser elende Mensch dahin, sich und Andern zur Last, ein Gegenstand des beständigen Vorwurfs und Kummers für sich selbst, sowie für seine Eltern, dem selbst das Recht abging, auf das Mitleid seiner Mitmenschen Ansprüche machen zu dürfen. Durch eine seltsame Fügung des Himmels schien ihm die Strafe auferlegt zu sein, jetzt sich selbst die unschuldigsten Erholungen und die gesundesten Labungen versagen zu müssen, um nur sein elendes Dasein zu fristen, während er früher als unreifer Jüngling sich täglich in allen Genüssen berauscht hatte, als sei es der Beruf des Menschen, den Becher der sinnlichen Lüste und des Taumel bis auf die Hefe zu leeren. So lebte er jetzt in Nürnbergs Nähe auf einem Dorfe von der Unterstützung seiner Eltern, die er

selten sah und wankte hier herum, frühe zum Gegenstande des Kinderspottes geworden.

Musküller blieb auf der rechten Seite gelähmt; aber er führte die Wirthschaft dennoch fort, da er sich auf Leonhard fest verlassen konnte. Aus einem Diener war unser Freund die Stütze und der zuverlässigste Vertraute seines Herrn geworden. Es lag viel in seiner Hand, Wohl und Wehe der ohne ihn verlassenen Familie: aber er hat treu Haus gehalten und der schönste und glänzendste Ruhm, der einem Menschen hier zu Theil werden kann, makellose Redlichkeit und Uneigennützigkeit, gewissenhafte Verwaltung des Anvertrauten, wurde ihm nicht nur von Musküller, sandern auch von allen, mit denen er in Geschäftsverbindung stand, aus aufrichtigem Herzen gespendet.

Musküllers Tochter Käthe mochte mit der Achtung, die sie vor Leonhard empfand, auch noch Wünsche verbinden, die vielleicht selbst von ihren Eltern genährt wurden. Sie betrug sich gegen unsern Freund nicht mehr so anmassend, sondern legte in ihrem Benehmen eine gewisse Vertraulichkeit an den Tag, als wollte sie ihm Gelegenheit geben, sich ihr zu nähern. Käthe stand bereits in ihrem sieben und zwanzigsten Lebensjahre und alle Netze, die sie gestellt, waren bisher leer geblieben. Ihre Mutter hätte es sehr gerne gesehen, wenn Leonhard sich um die Hand ihrer Tochter beworben hätte; allein Leonhard sah in Käthe nur „das Fräulein;" er wußte,

daß sie nie eine Hausfrau, wie er sie bedurfte, abgeben würde, und er benahm sich so, daß Käthe bald jede Hoffnung aufgab. Uebrigens waren diese Verhältnisse von solcher Art, daß Niemand etwas davon ahnte und Leonhard dachte zu edel und zu rechtlich, als daß er sich etwas davon hätte merken lassen. Nur seinem alten Vertrauten, dem Meister Faet, den er regelmäßig des Sonntags besuchte und dessen Vermögen er verwaltete, fragte er über diese Dinge um Rath. Faet sagte nach seiner derben Weise: „Nimm dich in acht; du hast einen guten Grund gelegt; jetzt fahr so fort zu bauen. Mußt einmal einen guten Haushund haben, kein Schoßhündlein. Was nützt dir ein Pfau oder Papagei? Ein gutes Huhn, das Eier legt, ist tausendmal mehr werth. Wenn sie dich anschaut, mußt an's Feuer denken, das brennt dich wenn'sts anfäßt. Eh das Haus fertig ist, muß man nichts kaufen, besonders keine so leichte, schön angestrichene Waare, wo nichts dahinter ist. Ist der Stall fertig, dann wirds auch an der Kuh nicht fehlen. Hüte dich!"

Käthe wurde nun allmählig wieder „das Fräulein;" aber im Hause war ihr nimmer wohl; sie trachtete alles Ernstes darnach, unter die Haube zu kommen und es gewährte unserm Freunde viel Spaß, zu sehen, wie sie alles aufbot, um ihre werthe Person an den Mann zu bringen. Es gelang ihr damit in der That, obwohl die Parthie, welche sie jetzt machte, weit hinter ihren früheren Wünschen zurück-

blieb. Schon vor Jahren hatte ein in der Nähe wohnender Förster ihr gehuldigt. Es war an diesem Manne nichts auszusetzen; aber er war nicht mehr jung und nach der Kleidermode in der Stadt fragte er wenig. Sein Einkommen war jedoch von der Art, daß er bei weiser Sparsamkeit eine Familie nicht nur zu erhalten, sondern im glücklichen Falle auch etwas zurück zu legen im Stande war. Dieser Ehrenmann, früher ein häufiger Gast im Schwan, war nun schon Jahre lang weggeblieben. Käthe hatte ihren Bruder, der auf einem der Wohnung des Revierförsters nahe liegenden Dorfe war, besucht und brachte dort einige Tage zu. Bei dieser Gelegenheit mußte die alte Bekanntschaft erneuert worden sein, denn kurz nachher erschien der Förster wieder, unterhielt sich mit Musküller und seiner Gattin sehr angelegentlich und das Ende war, daß er um Käthe anhielt und von ihr das Jawort ohne viele Umstände bekam. Käthes Aussteuer lag schon seit vielen vielen Jahren bereit und sechs Wochen später gab es eine gar fröhliche Hochzeit im Schwan. Das glückliche Paar fuhr Abends den jubelnden und neckenden Hochzeitgästen davon.

Es war um diese Zeit eine dumpfe Stille im Nürnberger Handel eingetreten, denn die erste Coalition von Preußen und Oestreich gegen das revoltirende Frankreich war geschlossen. Niemand wagte es, Geld und Credit an Handelsunternehmungen zu setzen und die Comptoirs, sonst so beschäftigt, leer-

ten sich; in den Gasthäusern feierten Schaffner, waren die Zimmer und Stallungen verödet. Diese Lähmung des Handels wirkte besonders nachtheilig auf die Gewerbsleute der Stadt, von denen die Aermeren durch den Mangel an Erwerb plötzlich in Noth geriethen. Um diese zu erhöhen, mehrten sich die Truppendurchzüge und die dadurch sich ergebenden Einquartirungen von Woche zu Woche, und in Folge des vermehrten Verbrauchs stiegen die Preise aller Lebensmittel und der Fourage für das Vieh bald zum Unerschwinglichen. Das waren schlimme Tage, für Nürnberg nicht allein, sondern für das ganze deutsche Vaterland und sie sollten noch schlimmeren erst den Weg bahnen.

Unter solch' ungünstigen Verhältnißen begann Musküller, seines Geschäfts müde zu werden. Der alte kränkliche Mann hatte es lange glückliche Jahre hindurch besessen und verhältnißmäßig wenig erübrigt. Er bedachte freilich nicht, worin die Ursache dieser sehr erklärlichen Erscheinung liege, sondern sah jetzt nur die Nachtheile und Verluste, welche der schlimme Zeitpunkt mit sich brachte. Um seine Niedergeschlagenheit zu erhöhen, traf jetzt unerwartet die Nachricht vom Tode seines Sohnes ein. Jedermann pries ihn deshalb glücklich; aber das Vaterherz hatte dennoch trotz des unheilbar erklärten Zustandes seines Sohnes die Hoffnung auf dessen Wiedergenesung nicht ganz aufgegeben und immer noch an eine bessere Zukunft geglaubt.

Sobald die Leichenfeier vorüber war, traf Musküller ganz unerwartet Anstalten, um seinen Gasthof zu verkaufen, ein Entschuß, der lange schon in ihm gewurzelt haben, aber nur durch den Gedanken an seinen Sohn zurückgehalten worden sein mußte.

Leonhard erschrack bis ins Innerste, als ihm Musküller diese seine Willensmeinung plötzlich mittheilte und ihn fragte, was er wohl dazu sage? Es war ihm damit keineswegs der Platz gekündet, noch trat die Gefahr für ihn ein, von dem neuen Besitzer entlassen zu werden. Aber dunkle Hoffnungen, die er gehegt, waren in diesem Augenblicke zertrümmert. Ja, Leonhard hatte Muskünllern noch ein langes langes Leben gewünscht, denn er besaß in diesem Augenblicke schon ein erspartes Vermögen von fast acht tausend Gulden und hoffte dieses so zu vermehren, daß er den Gasthof beim einstigen Tode Musküllers ankaufen könnte.

Diese Hoffnungen waren so eitel nicht; viele Andere hatten auf dem angedeuteten Wege bereits ihr Glück gemacht; warum sollte dieses Leonhard nicht auch gelingen? Aber jetzt wurde dieses ihm liebgewordene Haus verkauft, kam in fremde Hände und wurde ihm somit für immer entrissen. Das schien ihm ein harter Schlag zu sein und er eilte trotz der starken Einquartirung, die im Gasthof lag, zu Faet.

Dieser schaute unsern ziemlich erhitzt eintretenden Freund verwundert an und rief: Was gibts?"

„Der Schwan wird verkauft" sagte Leonhard.

„Blitz!“ rief Faet; an wen?“

„Wer's Geld hat, krigt 'n;“ sprach Leonhard.

„Pah, dann hats gute Wege damit,“ sprach Faet und lachte nach seiner Weise.

„Wie, Ihr lacht? Mit dem Kauf kanns rascher gehen, als Ihr denkt;“ erwiederte Leonhard.

„Ja; möglich? — aber ich glaub' nichts dran;“ sprach der Alte hartnäckig.

„Muskfüller will verkaufen, er wird jetzt Keinen zu hart halten.“

„Mein,“ sagte Faet, „glaubst du, daß der was wegzuschenken hat?“

„Aber billig kann er abgeben, hat er doch nur ein noch dazu versorgtes Kind;“ sprach Leonhard.

„Red'st aber dumm, nimm mir's nit übel; so dumm, daß ich glaub, du hätt'st selber Lust, den Schwan zu kaufen,“ sagte der pfiffige Alte.

„Wär das auch dumm, wenn ich's im Sinn hätte?“ sagte Leonhard, der sich über die Grobheit und Kaltblütigkeit des Alten heimlich ärgerte.

„Das wär das Allerdümmste,“ sagte Faet derb, aber nun im vollen Ernst.

„Ja, das Allerdümmste, Liendl,“ sagte der Alte, „es hieße das Geld zum Fenster hinauswerfen.“

„Wie, ist das Euer Ernst?“ sagte Leonhard erstaunend.

„Wie kommst du auf diesen Gedanken?“ sprach Faet. Wie viel Geld hast du? Was verlangt der

Alte für sein Haus? Du kannst nicht den dritten Theil daran zahlen und hast zum Anfang keinen Kreuzer Geld in Händen. Was thust? Noch mehr Schulden machen? Schulden, bis dich die theuern Zinsen aufzehren? Willst, daß dein Geldbeutel die rasche Schwindsucht kriegt? Willst dich selbst ins Unglück stürzen? dir eine Last von Sorgen aufhalsen, die dich erdrücken? Oder steht dir vielleicht deine Nase zum Dienen schon zu hoch? Ist dir das, was du in so wenig Jahren verdient hast, nichts werth? Bist unzufrieden? Nun, was soll ich von dir denken?"

Leonhard ward nicht wenig verlegen, als ihn der strenge Alte mit einer solchen Fluth von gewichtigen Fragen überschüttete. Er stammelte halblaut einige unverständliche Worte, von denen nur deutlich wurde „man könne ja an so was denken" — sei's doch deshalb noch nicht gethan." —

„Hör, du gefällst mir nicht" sagte Faet hart, „es ist in dir was aufkommen, das richt' dich zu Grund — der Geiz und der Hochmuthsteufel! — Ja, schau mich nur an, Bursch. Wo sind deine Erfahrungen, die du gemacht hast? Meinst du, weil du bisher Glück gehabt, es müsse dir immer treu bleiben? Das andere kommt auch und da du dich so sicher fühlst, mein ich, das Blatt wird sich mit dir ehestens wenden. Wie alt bist du? Zwei und zwanzig? In deinem Alter habe ich erst recht angefangen und du willst schon den Herrn machen, wohl gar

ein Weib dazu nehmen, eben so erfahren und klug, wie du? — Schau um dich. Muskküller will schon verhungern, und doch sind die Soldaten, die jetzt bei ihm einquartirt sind, Freunde. Mich gemahnts, es kommt bald anders und auf die Freunde folgt der Feind. Ich hab das gesehen und erlebt, als ich jung war. Laß dir einmal fünfzehn bis zwanzig Dragoner ins Haus legen, ernähr' sie Wochen, Monate, Jahre lang, alle Tage andere, sammt ihren Pferden! Zahle Contributionen, Kriegssteuern; all diese Dinge bestreite einmal, wenn du noch dazu Schulden hast, daß du dich nicht rühren kannst und die Nahrung ausbleibt. Sieh, wenn du dann nicht in einem Jahr auf dem Hund bist, will ich Hans heißen!"

„Mein Alter hat recht," sagte Faets Frau, die am Ofen saß und spann, aber dem Gespräch aufmerksam zuhörte.

Leonhard sagte keine Sylbe und wollte, nachdem er einige Zeit gedankenvoll zum Fenster hinaus geschaut, von was anderm anfangen. Aber Faet, der Leonhard väterlich liebte und es wahrhaft gut mit ihm meinte, glaubte seinen Günstling auf einem schlimmen Wege und fuhr fort:

„Du mußt doch einen besondern Grund haben, weil es dich gleich heut hergetrieben hat. Sag mir's, Liendl, du glaubst vielleicht, ich mein's nicht gut mit dir. Da bist irr. Wenn ich anders redete, wär ich ein falscher Kerl und daß ich das nicht bin, da kennst mich. Warum also bist so ängstlich?"

„Es ist mir um meinen Platz," sprach Leonhard ziemlich kleinlaut.

„Mit Verlaub, das ist nicht wahr," sagte Faet, „denn wenn der Schwan heut verkauft wird, so muß sich der neue Wirth mit dir halten, will er nicht seine halbe Kundschaft einbüßen, weil die Fuhrleut' alle an dir hängen und du zehn Plätze für einen bekommst, sobald du willst. Also heraus damit, was hast im Kopf, das dir 'n so verdreht?"

Leonhard mußte nun beichten und gestand dem Examinator die geheimsten Gedanken seines Herzens. Das war Wasser auf Faets Mühle und nun kam er erst mit einer scharfen Lauge über unsern Freund. Nachdem er diesen gründlich gewaschen, folgte die Ermahnung und der gute Rath; den konnte der Alte ertheilen, denn es fehlte ihm weder an Verstand noch an Erfahrung und, da er's mit Leonhard aufrichtig meinte, auch nicht an gutem Willen, so wenig er sich sonst um das Schicksal anderer Leute kümmerte.

„Wer wohl fahren will," sagte der Alte eifrig, „muß Geduld haben und warten lernen. Uebereilen läßt sich nichts, auch nichts erzwingen. Was dir bestimmt ist, wird dir doch. Sieh jetzt, daß du in den nächsten sechs Jahren wieder so viel verdienst, und dann wirst auch um sechs Jahre älter und — gescheidter; dann sieh zu, ob sich was findet. Es kommt jetzt eine andere Zeit; „sie scheint unglücklich zu werden, aber es scheint nur so." Im Krieg rollt viel Geld und es kostet nur Ver-

stand und Nachdenken, es aufzuhalten, daß einem viel oder wenigstens was in die Tasche kollert. Geht dann was hinaus aus deinem Geldbeutel, so muß dafür wieder was hinein. Aber zum Anfangen ist das für dich der rechte Zeitpunkt nicht. Du bist erst auf Drittels=, höchstens Halbweg. Jetzt schlag dir das dumme Zeug aus dem Kopf und denk dran, wie du nun durchkommst. Vergiß nicht, vor allem Gott zu danken, daß du so weit bist; denke fein zurück, wie du herunterkamst von droben, dann werden dir die hoffärtigen Plane vergehen."

Leonhard hielt sich nicht mehr lange auf; aber er schied mit umgewendetem Sinn von Faet. Allerdings war er betroffen über den strengen Ton seines früheren Meisters; aber er war so sehr daran gewöhnt, dessen Rath und gereifte Erfahrung zu beachten, daß er sich seine Entwürfe in der That sofort aus dem Kopfe schlug und nach ein paar Tagen so zufrieden mit seinem Loose war, daß er selbst über seine Hoffnungen und Vorsätze lachen konnte; und das war am Ende das Beste.

Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst die Bauleute. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umsonst. Es ist umsonst, wenn Ihr euch Tag für Tag abmühet und esset euer Brod mit Sorgen; denn seinen Freunden gibt Ers schlafend.

Wie du auch gesinnt seiest, lieber Leser; verarge es mir nicht, daß ich meinen herzigen Leibspruch als letzte Capitelüberschrift dir da habe abdrucken lassen. Du könntest freilich zu mir sagen: den hab' ich auch gelernt und hab' ihn lieb; oder wenn du ihn nicht kennst, so sprichst vielleicht: ich könnte ihn in meiner Hausbibel aufschlagen, wüßt ich, wo er stünde, oder im Katechismus unter denen, die der vierten Bitte beigefügt sind. Du hast recht, Leser; doch laß' ihm nur sein Ehrenplätzchen an dieser Stelle, denn der Mann, von dem du bisher gelesen hast, führte diesen Spruch später gar oft im Munde und hat mir selbst versichert, daß er die Kraft desselben Zeitlebens tief empfunden und an sich selbst durch und durch erfahren habe.

Im Geleis der regelmäßigen ernsten Thätigkeit rauschen die Jahre dahin; kaum vernimmt man ihren Flügelschlag. Das ist aber das Glück des Lebens, wenn die Beschäftigung so anhaltend ist und so gesegnet, daß uns jede verlorne Viertelstunde reuet und je fleißiger und — schneller wir in diesem

Sinne leben, desto schönere Hoffnungen winken uns am Ziele.

So rauschte „der Jahre Flügel" auch an Leonhard vorüber und wir finden ihn nach vier Jahren noch immer als Schaffner im Schwan. Er war der gute Geist des Hauses, Muskällers Sohn, denn die beiden gealterten Gatten liebten ihn, fast als wäre er ihr eigenes Fleisch und Blut.

Unser Freund verdiente eine solche Liebe durch und durch; er hatte sie sich ehrlich erworben durch Redlichkeit, Fleiß und Berufstreue. Er hatte mit seinem Pfund gewuchert und war jetzt ein wohlhabender junger Mann, gesund an Leib und Seele. Sein männlich hübsches Angesicht hatte einen Zug, der ihm schon früher alle Herzen gewann. Jetzt erwarb er sich schon durch sein Auftreten Vertrauen und Jedermann wußte, daß er es verdiente. In seinem Benehmen legte er die größte Bescheidenheit an den Tag, nicht eine erkünstelte, unter der oft Hochmuth und Einbildung schlecht verborgen wird, sondern echte christliche Demuth gegen Jedermann. Leonhard fühlte sich durch und durch als ein Geschöpf der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, betrachtete alles, was er geworden war und besaß, als eine Gabe von Oben und diese echt christliche Gesinnung schlug bei ihm so sehr durch, ohne daß er sie im Mindesten zur Schau trug, daß ihn Jedermann darum achtete und schätzte. Der Schaffner im Schwan war eine in der Stadt geschätzte Person

geworden, sehr vielen Leuten bekannt, obwohl er ganz für sich lebte und es kam nicht selten vor, daß Aeltern zu ihren Söhnen sagten: „Den schau an. Weißt du, als was der herein in die Stadt kam? Als ein armer Bauernbub! Und was ist er jetzt?"

Nicht minder wurde von Leonhard im Kreise bürgerlicher Mädchen gesprochen. Er war der heimliche Wunsch manches jungen Herzens und manches schöne Auge sah ihm sehnend nach, wenn er so stattlich und rasch durch die Strassen seinen Geschäften nacheilte, ohne rechts und links zu sehen. Aber dieser Stattliche war wie ein munteres Flußfischchen, das sich nur einen Moment im Sonnenstrahl spiegelt und dann wieder in der kühlen klaren Tiefe sich einsam birgt. „Wo geht er denn Sonntags hin? Tanzt er denn nie?" fragte man sich ungeduldig. Die kahle Antwort drauf war: „Nirgends!"

Musküller war seit anderthalb Jahren leidender als je. Oft fesselte ihn sein Zustand wochenlange an das Bett. Er mußte nun die Führung seines Geschäftes unserem Freunde gänzlich überlassen und er that wohl daran. Unter Leonhards Händen nahm das Hauswesen einen ganz andern Gang an. Es hieß: wärs meine Sache, so könnt ich über Manches wegschauen, Manches ändern oder besser stellen. Aber es ist Muskküllers Sach', da muß ich zusehen, daß es nach seinem Willen geht,

denn er ist der Herr im Hause! Hui, wie klappte da alles zusammen im Schwan! Was herrschte da für eine Ordnung von oben bis unten. Leonhard hatte seine Augen überall, in den Zimmern und Stallungen. Der Haferkasten ward von ihm so streng kontrollirt, als die Küche und das Hauptbuch, denn Leonhard hatte eingesehen, daß man, will man haushalten, alles wissen und alles übersehen müsse. Bei den großen Einquartierungen floß das Geld in Massen und wenn auch Musküller immer die gleichen Lasten wie seine Mitbürger zu tragen hatte, so kam ihm wieder durch die Verpflegung vieler Soldaten, die aus Privathäusern zu ihm gesendet und deren Verköstigung ihm vergütet wurden, sehr viel zu gut, so daß der Nachtheil dadurch nicht nur aufgewogen wurde, sondern sogar fast doppelt ersetzt. Durch das sparsame Haushalten, welches durch Leonhards Einfluß sehr unbemerkt und allmählich sich einführte, wurden Musküllers Verhältnisse schnell wieder besser und das was ihm seine Kinder gekostet, brachte er in wenigen Jahren wieder ein. Er hatte vor vier bis fünf Jahren den heftigsten Wunsch gefühlt, sein Gasthaus verkaufen zu können. Aber die Häuser sanken von Jahr zu Jahr mehr im Preise durch den furchtbaren Krieg, der, sich immer neugebärend, aus dem unglücklichen Frankreich, dem Lande des politischen Irrsinnes und Elendes, wie eine gefräßige Flamme in der dürren Steppe sich immer weiter

über Europas Gefilde, ja über die ganze Welt, verbreitete. Nach vielen vergeblichen Versuchen gabs Musküller auf und als endlich seine Verhältnisse sich besserten, dachte er an das Verkaufen nicht weiter.

Leonhard aber dachte nicht mehr ans Kaufen; das hatte ihm Fact durch und durch vertrieben. Da er jeden Sonntag Nachmittags die beiden Alten in ihrem Stüblein aufsuchte, um einige Stunden bei ihnen zuzubringen, so hatte er Gelegenheit genug, ihnen von seinem Thun und Lassen zu erzählen und ihre Meinung oder ihren Rath zu hören. Der trockene Faet, der sich aus Hartherzigkeit um keinen Menschen kümmerte, hatte alle Neigung, deren er fähig war, auf unsern Leonhard geworfen. Seine Gattin dagegen liebte unsern Freund und wußte mit demselben Hochgefühl mütterlicher Freude davon zu reden, daß Leonhard von ihnen erzogen sei, ihnen sein Glück verdanke, als ob sie unsern Freund unter ihrem Herzen getragen. Als aber Leonhard einst spät Abends weggegangen war, sprach Faet zu seiner Frau:

„Alte, ich hab' was im Sinn.“

„Was denn?“ war die Antwort.

„Will mein Testament machen,“ fuhr Fact fort.

„Warum?“

„Bin ich nicht alt genug? du nicht auch? Ist alles in Ordnung, wenn heut unser Herrgott bei

einem von uns einkehrt? Ich habs schon seit Jahren im Sinn."

„Ich auch," sagte die Frau.

„Gut," sprach Faet und schwieg fast eine halbe Stunde. Dann sagte er: „Ich hab' mich um mein Sach sauer geplagt."

„Ich auch," sprach die Frau.

„Ja, du auch; du hast das deine auch ehrlich dazu gethan. Verwandte haben wir keine. Wer soll d'Sach haben, wenn wir heut oder morgen die Augen zuthun?"

„Halbpart ists mein und ich weiß, wem ichs gönn' und wer meinen Theil kriegt, wenn Du mit einverstanden bist," sagte die Frau.

„Blitz!" rief Faet, „so hast Dir schon Wen ausb'sonnen?"

„Ja, schon lang!" sagte die Frau u. lachte herzlich.

„Na, wen?" fragte Faet und blinzelte.

„Das kriegt der Liendl!"

„Justement so bin ich auch g'sinnt", rief Faet, schlug sich unvorsichtig mit den Händen auf das kranke Bein und schrie laut auf vor Schmerz.

„Bist aber auch ein alberner Ding, daß'd nie an dein Gicht denkst!" rief die erschrockene Frau und rieb dem alten Mann die Knie sanft. „Wenn's dein Ernst ist, wann solls sein?"

„Morgen holst den Dr. Lorsch, der solls abfassen!" sprach Faet.

Am folgenden Tag ward das Testament un-

terschrieben, besiegelt und auf dem Gericht deponirt. Leonhard hatte freilich von all dem keine Ahnung, als er Montags spät Abends zu Faet kam, um sich bei seinem alten Meister Raths zu erholen.

„Was gibts?“ sagte der Alte, der schon im Bett lag.

„Was Neues!“ sprach Leonhard und bat, sie möchtens ihm nicht übel nehmen, daß er so spät komme.

„Neues, was Gescheidts?“ sagte Faet neugierig.

„Sollt selbst sagen, was Ihr davon haltet. Der Musküller liegt nun schon seit drei Wochen und der Arzt sagt, er könne am Ende ganz contrakt werden. Da sprach er vorhin zu mir: Leonhard, du siehst, wie ich dran bin, ein kranker elender Mann. Wie lang werd' ichs mehr treiben? Mein Haus kann ich nicht verkaufen, will ichs nicht halben Theils wegschenken. Meine Frau geht auch zusammen und kanns nicht mehr übersehen. Auf Dich können wir uns zwar verlassen, aber wie lang noch? Ich sags selbst, du wärst ein Narr, Dich für fremde Leute zu plagen und es steht mir auch nicht mehr so an, ich komme zu tief bei Dir in Schulden und möchte sorgenfrei sein, um meine letzten Tage in Ruhe genießen zu können. Mein Schwiegersohn wills auch haben und meine Tochter schreibt der Mutter allwöchentlich, sie möchte kommen. Auf

dem Lande, meint der Doktor, könnts mit mir wieder besser werden. Wir haben alles zusammen überlegt und sind zu dem Entschluß gekommen, unser Haus, wie es ist, mit Schiff und Geschirr sammt allem Hausrath zu verpachten. Weil wir Dich aber kennen und gern haben, auch wissen, daß wir unser Eigenthum keinen bessern Händen anvertrauen können, so laden wir Dich ein, die Sache in Pacht zu nehmen. Es wäre uns lieb, wenn Dus thätest und wir wollten viel nicht ansehen, wenn es nach unserem Wunsche ginge, damit Du auskommst und dabei bestehen kannst."

„Hm," sagte Faet und fuhr dann fort „helf mir, ich will mich einmal herum legen."

„Nun, was verlangt er?"

„Ja, das hat er noch nicht gesagt, ich hab' geantwortet, daß ichs überlegen wolle. Ich wollte Euch erst fragen, was Ihr dazu sagt?"

„Ich? Geht mich nichts an!" brummte Faet und sah starr vor sich hin.

„Wie? Ihr wollt mir nicht rathen?" sagte Leonhard erstaunt, denn es war das erste Mal, daß der Alte sich weigerte, sich in solche Dinge zu mengen.

„Ich will, aber ich rath' Dir ab, das Haus zu pachten!" sprach Faet.

„Was ist denn Eure Meinung?" sagte Leonhard, der die Laune des Alten ganz genau kannte.

„Wenn Dir der Schwan ansteht, so mußt'n kaufen!" sagte Faet.

„Jetzt?"

„Ja, jetzt" sagte Faet, „jetzt läuft er Dir in die Hände, nun laß'n nimmer los!"

Leonhard schwieg überrascht. Endlich sprach er: „Aber ich hab's Geld nicht!"

„Wie viel hast, Liendl? sag mirs!"

„Dreizehntausend fünfhundert Gulden! und Musküller will vier und zwanzigtausend!"

„Geh gleich heim und sag dem Musküller, er soll seinem Tochtermann und seiner Tochter schreiben, daß sie übermorgen herein kommen, weil Du den Schwan kaufen willst. Hast ein Wägelein? laß einspannen und mich übermorgen Mittag holen denn wenn Du kaufst, muß ich dabei sein, hörst?"

„Versteht sich," sagte Leonhard und ging nach wenigen Minuten heim.

Drei Tage darnach hatte Leonhard den Schwan um ein und zwanzig tausend, fünfhundert und vierzig Gulden gekauft. Nachdem er sein Geld erlegt hatte, fehlte noch die Summe von acht tausend Gulden. Da sprach Faet: Das geb' ich ihm darauf um 4%, so seid Ihr bezahlt. Hier habt Ihr die Bankscheine; quittirt uns!"

„Und damit Hollah" sprach Faet zu Leonhard indem sich sein kleines Gesicht in alle erdenklichen Falten verzerrte, als der Vertrag geschrieben und

mit allen Unterschriften versehen war, „viel Glück, Herr Schwanenwirth!"

„Nun fehlt nur noch eine rechte Frau," sagte die Försterin mit einem seltsamen Blick und fast wehmüthigem Lächeln.

„Das Haus hat er und an der Hausfrau wirds, wie mir gemahnt, auch nicht lange fehlen," sagte der kranke Musküller lächelnd.

„Kommt Zeit, kommt Rath," sprach Faet ernst, „eh er eine Frau nimmt, soll er sich neun hundert neun und neunzig Mal besinnen."

Da gabs viel Gelächter und manche fröhliche Scherze. Die Frauen meinten, es sei besser, frisch zuzulangen, als gar zu lang zu warten und zu klügeln. Andere sagten das Gegentheil; aber Leonhard, dem eine weiche Rührung die Thränen in die Augen trieb, sprach:

„Als ein armer Junge bin ich da zu meinem alten Meister herabgekommen. Der Schwan aber war das erste Haus, welches ich in Nürnberg betrat und Ihr, lieber Herr Musküller, habt mir den ersten Sechser geschenkt für einen Brief, den ich Euch übergab. Noch hör ich Euch sagen: Sei brav und kehr oft ein! Wie hätt' ich damals daran denken dürfen, einst Herr in diesem Hause zu werden! Gott hat mich recht glücklich gemacht; ich dank Ihm und Euch, Ihr guten Menschen, denen ich nächst Gott so viel schuldig bin! Mit dem Heirathen will ich mich nicht übereilen. Kommt was,

so sendet es Gott und dann will ich mich nicht lange besinnen. Aber ich glaube, daß ich erhalte, was mir bestimmt ist und darauf will ich voll Ergebung warten!"

„Aber auch zuschauen, ob sich im Herzen die Zeichen regen, die uns in solch wichtigen Dingen Gottes Willen kund thun, und die sind die herzliche Neigung zu einem lieben Gegenstande und die Hochachtung, die wir demselben wegen seiner guten Eigenschaften schuldig sind;" sagte der verständige Förster lächelnd und doch mit Ernst. „Nehmts nicht so gar ungewiß, lieber Freund; der liebe Gott will nicht, daß wir blindlings einem dunkeln Gefühl folgen, sondern die Augen, Vernunft und alle Sinne zum ersten Erwägen und Prüfen brauchen. Am Segen von Oben fehlts dann nicht!"

„Mit Verlaub" sprach Leonhard, „ich habs nie versäumt, mich zu besinnen, wie ich zu handeln hätte. Aber geängstet darum und gehastet hab ich mich nie, denn ich hielt mir stets den Spruch vor: Es ist umsonst, daß Ihr Euch absorget und täglich mühet, denn Seinen Freunden gibt Ers schlafend!"

„Wenn Ihr solche Gedanken hegt," sagte der Förster ernst, dann bedürft Ihr der Menschen Rath weiter nicht und könnt getrost der Zukunft entgegen schauen. Mag Euch vorkommen, was da will, Ihr nehmts, weils von Oben kommt und das ist für Einen, der sich, so weit menschlich, gerecht fühlt, ein sanftes Ruhekissen!"

Wir lassen die Gesellschaft beisammen. Das Gespräch stockte nicht. Muskküller gab von seinem besten Weine und die Gäste schieden fröhlicher und zufriedener, als es sonst bei solchen Gelegenheiten zu sein pflegt. Dennoch kam Leonhard zu keiner recht freudigen Stimmung; ihm lag die Zukunft vor der Seele, eine Last von Sorgen, die er, weil es früher nicht die Seinen waren, bisher nur halb so schwer gefühlt. Zudem verlor er Muskküllers Frau, die, wenn auch alt und schwach, dennoch in der Küche und im Hauswesen bisher die thätigste Anordnerin gewesen war. Wie sie ersetzen? Zwar lebte seine Mutter noch; aber eine Bauerfrau paßte nicht in den Schwan. Tausend ängstliche Gedanken verwirrten ihm zum ersten Male den sonst so klaren Kopf.

Spät Abends spannte er an, um seinen alten Meister heimzufahren. Er saß stumm neben Faet. Als er dem Alten vom Wägelein geholfen und, nachdem er das Pferd außen an den Pflaumenbaum gebunden, mit ihm ins Stübchen trat, sagte Faet: „Setz' dich einen Augenblick, Liendl. Weißt schon, daß mir die Miethe gekündet ist?"

„Nein", sagte Leonhard.

„Hör, in deinem Hinterhause wär so ein Quartier, wie ichs gern möchte; gib mirs!"

„Mit Freuden", sprach Leonhard.

„Gut, dafür soll meine Alte Dein Hauswesen versehen, bis Du uns einmal entbehren kannst."

Ende.

Wir lassen die Gesellschaft beisammen. Das Gespräch stockte nicht. Muskuller gab von seinem besten Weine und die Gäste schieden fröhlicher und zufriedener, als es sonst bei solchen Gelegenheiten zu sein pflegt. Dennoch kam Leonhard zu keiner recht freudigen Stimmung; ihm lag die Zukunft vor der Seele, eine Last von Sorgen, die er, weil es früher nicht die Seinen waren, bisher nur halb so schwer gefühlt. Zudem verlor er Muskullers Frau, die, wenn auch alt und schwach, dennoch in der Küche und im Hauswesen bisher die thätigste Anordnerin gewesen war. Wie sie ersetzen? Zwar lebte seine Mutter noch; aber eine Bauerfrau paßte nicht in den Schwan. Tausend ängstliche Gedanken verwirrten ihm zum ersten Male den sonst so klaren Kopf.

Spät Abends spannte er an, um seinen alten Meister heimzufahren. Er saß stumm neben Faet. Als er dem Alten vom Wägelein geholfen und, nachdem er das Pferd außen an den Pflaumenbaum gebunden, mit ihm ins Stübchen trat, sagte Faet: „Setz' dich einen Augenblick, Liendl. Weißt schon, daß mir die Miethe gekündet ist?"

„Nein", sagte Leonhard.

„Hör, in deinem Hinterhause wär so ein Quartier, wie ichs gern möchte; gib mirs!"

„Mit Freuden", sprach Leonhard.

„Gut, dafür soll meine Alte Dein Hauswesen versehen, bis Du uns einmal entbehren kannst."

Ende.